Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ꝛc.

Als eine Fortsetzung

von Rollins

ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehn.

Dritter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1758.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt.

Einleitung.

Untersuchungen, die alte Geschichte der Indianer betreffend.

§. 1. Alte Eintheilung von Indien. Die Reichthümer und das Besondre dieses Landes. S. 2
§. 2. Muthmaßungen über den Ursprung der ersten Einwohner Indiens. 4
§. 3. Eroberung des Sesostris. 8
§. 4. Anfang der Indischen Monarchie. Folge seiner Könige. 9
§. 5. Eroberungen Darius des ersten. 10
§. 6. Feldzug des Alexanders. 13
§. 7. Die von Sandrocottus gestiftete Monarchie. 15
§. 8. Unfruchtbarkeit der Indischen Geschichte seit der Eroberung des Sandrocottus. Fragmente der griechischen und römischen Schriftsteller. 17
§. 9. Eroberungen der Araber in Indien. Einfall der Tartarn unter dem Zingis Kan. Ursprung der Monarchie des Mogols. 23
§. 10. Sitten der alten Einwohner Indiens. 26
§. 11. Der Römer Handel nach Indien. Veränderungen in der mittlern Zeit. Epoche der Entdeckung Indiens durch die Portugiesen. 39
§. 12. Plan des Verfassers. 44

Geschichte der Indianer.

Erste Abtheilung.

Die zwischen dem Ganges und dem Meere von Cochinchina wohnenden Indianer. 45

Innhalt.

Erstes Hauptstück.

Geschichte der Siameser. S. 47

Erster Abschnitt.

Fabelhafte Geschichte von dem Gesetzgeber der Siameser, dem Sommonacodom. Historische Alterthümer von Siam. Eben daselbst.

Zweyter Abschnitt.

Staatsveränderungen in Siam.

§. 1. Untreue einer Königin von Siam. 54
§. 2. Streitigkeiten der Siameser und Bramas; Krieg des weissen Elephanten wegen; Eroberung von Siam. 56
§. 3. Die Siameser werfen das Joch der Peguaner ab; neues Unternehmen auf Siam; Ausrottung der Gewalt der Bramas. 61
§. 4. Tod des schwarzen Königs; Verschwörung wider seinen Nachfolger; Ausschweifung in die Peguanischen Angelegenheiten. 65
§. 5. Verfolg der Staatsveränderungen von Siam; ein König, der von seinen Unterthanen, wegen seiner übeln Regierung zum Tode verdammet wird. 68
§. 6. Chaou-Pasa-Thong bemächtiget sich des Thrones. Wie sein Sohn dazu gelangt: Verschwörung der Talapoins. 71
§. 7. Ursprung der Verbindungen des Chaou-Naraie mit Ludwig dem XIV. Abschilderung des Constantin Phaulkon. Niederlassung der Franzosen in Siam. Bewegungen, die ihre Ankunft verursacht. 74
§. 8. Unruhen von 1688. Des Constantin Phaulkon

Phaulkon unglückliches Ende. Die Franzosen verlassen Siam. S. 84

Dritter Abschnitt.

Geographie des Königreichs Siam. Allgemeine Nachricht von den darinn gelegenen Städten. 110

Vierter Abschnitt.

Nähere Beschreibung einiger Orte.

§. 1. Bankok. 121
§. 2. Louvo. 122
§. 3. Juthia. 128
§. 4. Die Gegenden ausserhalb Juthia. Besondere Pyramide. 134

Fünfter Abschnitt.

Von den Pagoden. 138

Sechster Abschnitt.

Naturgeschichte von Siam.

§. 1. Beschaffenheit der Jahrszeiten und Winde in Siam. Was die Moussons sind. 144
§. 2. Was Siam hervorbringet. 146
§. 3. Vierfüßige Thiere. 159
§. 4. Vögel, Fische, kriechende Thiere, Ungeziefer. 173
§. 5. Metalle, Magnetgruben, kostbare Steine. 183

Siebender Abschnitt.

Stände der Siameser. Ihre Regierungsart. 191

§. 1. Von dem Volke. Eben daselbst.
§. 2. Von dem Nai, und einigen andern Personen, die einen Titel haben. 195
§. 3. Von den Gerichten. 198
§. 4. Beschaffenheit der Urthel. Gerichtliche Strafen. 205

§. 5. Von der Militz, und ihrer Art zu fechten. S. 213
§. 6. Von der Siamschen Seemacht. Schiffe, Galeeren, Balonen. 219
§. 7. Von Geldeinkünften, von der Handlung, und von Münzen. 223
§. 8. Von dem Könige, seinen Weibern, und dem Befehlshaber des innern Pallasts. 230

Achter Abschnitt.

Von der Gelehrsamkeit, den Künsten und Wissenschaften der Siameser.

§. 1. Von der Siamschen Sprache. 240
§. 2. Erziehung der Kinder. Wissenschaften der Siameser. 243
§. 3. Mechanische Künste 251

Neunter Abschnitt.

Von der Religion der Siameser.

§. 1. Theologische Lehrsätze dieser Indianer. 255
§. 2. Gebothe des Gesetzes. Heilige Feste. 262
§. 3. Von den Talapoinen. 268
§. 4. Von den Talapuinen. 279

Zehender Abschnitt.

Merkwürdige Gebräuche und Gewohnheiten von Siam.

§. 1. Von den Heyrathen. 280
§. 2. Von den Leichenbegängnissen. 286
§. 3. Schauspiele und andere Ergötzlichkeiten. 290
§. 4. Gebräuche bey Mahlzeiten, bey Besuchen. Höflichkeit dieses Volks. 297
§. 5. Kleidung, Hausrath, Fuhrwerke. 303

Eilfter Abschnitt.

Gestalt und Gesichtsbildung der Siameser. Gemüthsart

müthsart dieses Volks. S. 310

Zwölfter Abschnitt.

Von den fremden Völkerschaften, welche sich in Siam niedergelassen haben. 325

Dreyzehnder Abschnitt.

Von dem Königreiche Camboia, und der Halbinsel Malaca, welche ehemals unter Siamscher Herrschaft gestanden haben. 334

Zweytes Hauptstück.

Geschichte der Laos, der Peguaner, und der Völker von Ava. 343

Erster Abschnitt.

Von den Laos. Eben daselbst.

Zweyter Abschnitt.

Von den Peguanern und den Völkern von Ava, welche heut zu Tage unter einem Herrn stehen. 346

§. 1. Lage von Pegu. Vornehmste Städte. Eigenschaften und Produkte des Landes. 347

§. 2. Von dem Könige, seinen Bedienten, und der bürgerlichen und militarischen Regierungsart. 354

§. 3. Von den Göttern, Priestern und heiligen Gebräuchen dieses Volks. 357

§. 4. Von den Künsten und dem Handel. 365

§. 5. Sitten der Peguaner. 367

Drittes Hauptstück.

Geschichte der Völker von Arrakan, von Tipra und Azem.

Erster Abschnitt.

§. 1. Geographische Anmerkungen über das Königreich Arrakan. 371

§. 2. Boden. Himmelsstrich. Handlung. S. 379
§. 3. Regierungsform von Arrakan. 385
§. 4. Religion dieses Volks. 389
§. 5. Sitten und Gebräuche des Landes. 394

Zweyter Abschnitt.

Das Volk von Tipra und Asem. 398

Viertes Hauptstück.

Geschichte der Völker von Boutan, eines Königreichs, welches in dem Lande von Tibet mitten inne liegt. Allgemeiner Begrif von den andern Völkern, welche diese letztere Gegend bewohnen. 406

Erster Abschnitt.

Grösse und Eintheilung von Tibet. 407

Zweyter Abschnitt.

Das kleine Tibet. 410

Dritter Abschnitt.

Das grosse Tibet. 411

Vierter Abschnitt.

Das Königreich Lassa.

§. 1. Geographische Kenntniß von dem Lande Lassa. Anmerkungen über seinen Handel und seine Produkte. 415
§. 2. Sitten und Gebräuche der Einwohner. 422
§. 3. Regierungsform von Lassa. Ursprung der weltlichen Gewalt der Großlamas, der Hohenpriester des Landes. 424

Fünfter Abschnitt.

Von dem Königreich Kokonor. 437

Sechster Abschnitt.

Von dem Königreich Tufan. 439

Geschichte
der
Indianer.

Einleitung.

Untersuchungen, die alte Geschichte der Indianer betreffend.

Nach der blossen Ueberschrift dieser Einleitung zu urtheilen, wird man vielleicht glauben, daß sie wenig oder gar nicht zu meinem Zwecke gehöre; wenn man aber die Verbindung, in welcher die alte Geschichte Indiens mit dem neuern Zustande desselben stehet, genauer betrachten will, so wird man von diesen Untersuchungen ganz anders urtheilen, und mir es Dank wissen, daß ich bis auf die ersten Zeiten der indischen Monarchie zurück gegangen bin, um den Ursprung dieses Volks und die kostbaren Spuren verschied ener noch heut zu Tage üblicher Gebräuche zu entdecken. Doch dem

sey wie ihm wolle; ich habe es wenigstens für dienlich gehalten, diese vorläufigen Anmerkungen dem Leser hier mitzutheilen, und mich so gar etwas umständlicher darüber auszulassen.

§. I.

Alte Eintheilung von Indien. Die Reichthümer und das Besondre dieses Landes.

Die Alten theilten Indien in zwey Theile; den einen, welcher disseits dem Ganges lag, nennten sie India intra Gangem, und den andern, jenseits diesem Flusse, India extra Gangem. Der erstere war das eigentlich so genannte Indien, und erstreckte sich von dem westlichsten Ausflusse des Indus, von welchem das ganze Land seinen Namen hat, bis an den östlichsten Ausfluß des Ganges; ein Raum von ungefehr vierhundert Meilen. Man rechnete daselbst verschiedene Völker, die Taxiles, die Musicani, die Aspii, die Thiräi, die Arasani, die Guräi, die Oxydracä, die Malli, die Sabracä, die Sogdii, die Prästi, die Bewohner des Vorgebürges Comar (welches die Neuern das Vorgebürge Comori heißen), die Prasii, und noch andre minder beträchtliche Nationen, die ich alle zu nennen, nicht für nöthig achte.

Von dem andern Theile Indiens haben die Alten nur eine sehr unvollkommene Kenntniß gehabt, und die Grenzen, die sie ihm gegeben, lassen sich nicht wohl bestimmen. Man ertheilte ihm gleichfalls verschiedne Völker; die Gangaridä,

ridä, die ihren Namen daher hatten, weil sie um den Ganges herum wohnten; die Einwohner der Aurea Chersonesus, welche man für das Ophir der heiligen Schrift hält; die Tacoräi, die Corancali, die Indaprathä, die Cacobä und andre dunkle Völker, die den Schriftstellern fast selber unbekannt sind, welche von ihnen eine Beschreibung zu machen, versucht haben.

Das eigentlich so genannte Indien ist von den Alten außerordentlich gerühmt worden, und diese Lobsprüche dürfen uns auch gar nicht befremden, weil es schwerlich in der ganzen Welt eine angenehmere und von der Natur mehr gesegnetere Gegend giebt. Die Erde verschließt daselbst in ihrem Schooße Schätze von allen Arten; Gold, Silber, Zinnober, und andre kostbare Mineralien, Magnetsteine, Achat, Crystall und Diamantgruben. Seine Oberfläche ist mit reichen Erndten bedeckt, welche des Jahrs zweymal reiffen, mit immer grünen Wiesen, und mit den vortreflichsten Fruchtbäumen, die gemeiniglich ohne Wartung tragen. Seine Berge bringen eine angenehme Verschiedenheit von seltnen und kostbaren Bäumen hervor, die das ganze Jahr hindurch mit Laub bekränzt sind. Ambra, Corallen und die kostbarsten Perlen werden in seinen Gewässern gefischt, und in verschiednen von seinen Flüssen findet man Goldkörner, die mit dem Sande, der ihnen zum Bette dienet, untermengt sind. Die Luft, die man in diesen bezaubernden Gefilden athmet, ist rein und balsamisch; das Clima ist gesund und gemäßigt, die mittäglichen

Theile ausgenommen, welche eine brennende Hitze auszustehen haben. Man findet überall in dem ganzen Lande eine große Menge rarer Vögel und besondrer Thiere, worunter vierfüßige von ungeheurer Größe sind. Die Elephanten in Indien übertreffen die afrikanischen sowol an Größe, als an Stärke; ja man sagt so gar, daß sie mit einem weit feinern Instincte begabt wären. Kurz, alles verkündiget hier Fruchtbarkeit, Reichthum und Seltenheit.

§. II.

Muthmaßungen über den Ursprung der ersten Einwohner Indiens.

In Ansehung des Ursprungs der ersten Einwohner Indiens, und der Art und Weise, wie diese Gegend bevölkert worden, meldet uns die Geschichte nichts gewisses. Aus dem Plinius *) sehen wir, daß die Indianer zu seiner Zeit auf den Adel und das Alterthum ihrer Herkunft sehr stolz waren. Sie betrachteten den Bacchus als ihren Stifter, und seit diesem Helden bis auf die Zeiten Alexanders, zählten sie hundert und drey und funfzig Könige, die das Land innerhalb fünf tausend und vier hundert Jahren regiert hatten. Ctesias, welchen Diodorus Siculus anführt, redet von einem Feldzuge, welchen Semiramis gegen den Staprobates, König von Indien, unternommen. Er versichert, daß der indische

*) Plin. lib. VI. cap. XVII.

sche Monarch dieser Königin eine Flotte von vier tausend Segeln entgegensetzt habe, und daß seine Armee weit zahlreicher gewesen wäre, als der Assyrer ihre, welche in diesem Kriege eine Million Menschen verlohren hätten. Aus dieser Erzehlung würde folgen, daß der Ursprung der Indianer fast eben so alt seyn müsse, als der Ursprung der Assyrer, und daß das erstre von diesen Völkern, ob es gleich von Babylon so weit entfernt gewesen, wo nach dem Zeugnisse der heiligen Geschichtschreiber die Zerstreuung des menschlichen Geschlechts geschehen, ohngefehr zwey hundert Jahre nach der Sündfluth zu einer so großen Höhe und Gewalt gestiegen wäre. Doch außer daß Ctesias ein sehr verdächtiger Geschichtschreiber ist, und seine Nachrichten die offenbaren Kennzeichen der Uebertreibung bey sich führen, so setzen ihm auch die Gelehrten das Ansehen des Megasthenes *) entgegen, welcher versichert, daß alle die Feldzüge nach Indien, deren die Alten vor dem Feldzuge des Bacchus gedenken, nicht den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit haben. Wir werden bald sehen, wer der Bacchus ist, dessen Megasthenes gedenket, und in welche Zeit der Feldzug dieses Ueberwinders fällt, der verschiedene Jahrhunderte nach der Semiramis lebte.

Wenn man Babylon für den wahren Ort der Zerstreuung der Menschen nach der Sündfluth annimt, so muß man natürlicher Weise

*) Megasthenes apud Strabonem lib. XV.

vermuthen, daß sie sich zuerst in die allernächsten Länder werden ausgedehnet haben, und daß ein so entferntes Land als Indien, ohne Zweifel, erst nach Aegypten, Susiana, Arabien, Persien, und andern von Assyrien weniger entlegenen Gegenden, müsse seyn bevölkert worden. Es ist unwidersprechlich, daß Elam, der Sohn des Sems und Enkel des Noah, sich zuerst in dem Lande niedergelassen, welches nachher den Namen Persien bekommen, und in der heil. Schrift das Land Elams genannt wird. Die Elamiten nun, seine Nachkommen, ein mächtiges und kriegerisches Volk, dessen in den heiligen Büchern häufig gedacht wird, haben sich gar leicht bis an den Fluß Indus erstrecken und Pflanzstädte über diesen Fluß, welcher Indien und Persien scheidet, schicken können.

Andern Theils bevölkerten die Kinder des Chus, und vielleicht Chus selbst, welcher der Sohn des Chams, und der Enkel des Noah war, einen Theil von Susiana, und gaben ihm den Namen Chusestan *), welchen es noch bis jetzt führet. Sie ließen sich auch in Arabien nieder, und aus diesen beyden Ländern konnten sie gar leicht bis an die Ufer des Indus und des Ganges dringen. Es ist eine sehr alte Sage unter den Arabern, daß die Indianer ihren Ursprung und ihren Namen dem Sind und dem Hind, deren Uhrältervater, wie man sagt, Cham gewesen sey, zu danken hätten. Aus diesem allen läßt sich muthmaßen, daß die Nachkommen des Sems und

*) Das Land des Chus.

des Chams ursprünglich die wahren Voraltern der indischen Nation gewesen sind.

Da die verschiedenen Pflanzstädte, welche Indien bevölkerten, ohne Zweifel nicht alle zu eben derselben Zeit anlangten, sondern sich nach und nach in unterschiedlichen Gegenden niederließen, so werden sie auch, wahrscheinlicher Weise, verschiedne kleine Staaten ausgemacht haben, deren jeder, ohne von dem andern abzuhängen, durch besondre Gesetze regiert wurde. Jede Bevölkerung hatte ihre obrigkeitliche Personen, ihre Anführer, und vielleicht einen König; und dieses war, allem Ansehen nach, der Zustand Indiens, als es Bacchus unter sein Joch brachte. Alle Geschichtschreiber *) kommen darinn überein, daß diese Eroberung sehr schleunig gewesen sey, und daß sich der Sieger den Völkern nur habe zeigen dürfen, um sie zu seinem Gehorsam zu bringen. Nun aber kann man schwerlich begreifen, wie ein Land von solchem Umfange, so wenig Widerstand habe thun können, wenn es nicht in eine Menge Herrschaften, oder kleiner Republiken wäre zertheilt gewesen, die unter sich selbst eifersüchtig und einander viel zu feind waren, als daß sie sich gegen einen allgemeinen Anfall hätten vereinigen sollen.

*) Diodorus Siculus; Arrianus &c.

§. III.

Eroberung des Sesostris.

Newton, welcher uns in der Zeitrechnung der Alten so manches Licht angezündet hat, beweiset auf das unwidersprechlichste, daß der indische Bacchus, von welchem die Griechen so viele Fabeln erzehlt haben, niemand anders als der Sesak oder Sesostris der Aegypter gewesen sey. Es ist ein Punkt, der außer allem Zweifel ist, daß dieser Monarch, welcher ohngefehr funfzehn hundert Jahr vor Christo lebte, das obere und untere Asien durchstreift, mit einer ansehnlichen Flotte in den Indus eingelaufen, einen Theil des festen Landes, welches dieser Fluß befeuchtet, unter sein Joch gebracht, bis an den Ganges gedrungen, und so gar einige indische Provinzen, jenseit dem Flusse, erobert hat. Er hinterließ an verschiedenen Orten Spuren seines Sieges, indem er Pyramiden mit folgender Aufschrift aufzurichten befahl: **Sesostris, König aller Könige, und Herr aller Herren, hat mit bewafneter Hand dieses Land erobert.** Zwey von diesen Siegessäulen standen auf einer Anhöhe, nicht weit von dem Ausflusse des Ganges. Die Geschichte setzt noch hinzu, daß er in verschiedenen Gegenden ägyptische Pflanzvölker gelassen habe, besonders in Aea, der Hauptstadt des Königreichs Colchis, wo die ägyptischen Sitten auch nachher beybehalten worden. Die englischen Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte, von welchen ich diese besondern Umstände entlehne, muthmaßen mit

mit ziemlichem Grunde, daß es Sesostris auch mit verschiedenen Gegenden Indiens so gemacht habe, die von ägyptischen Pflanzstädten bevölkert geworden zu seyn scheinen.

§. IV.

Anfang der indischen Monarchie. Folge seiner Könige.

Vor der Ankunft des Bacchus, führeten die Indianer ein irrendes Schäferleben, ohne im geringsten den Landbau, und andre Künste zu kennen. Bacchus theilte ihnen nützliche Erfindungen mit, machte ihre Sitten feiner, gab ihnen Götter und ließ sich selbst anbeten. Bevor er Indien wieder verließ, setzte er einen von seinen Lieblingen, Namens Spartembas, auf den Thron. Und mit diesem fängt, nach dem Arrianus, die indische Monarchie an. Spartembas regierte zwey und funfzig Jahr. Er führte die gottesdienstlichen Gebräuche ein, die sich in diesen erstern Zeiten, fast einzig auf die Verehrung der Bacchus bezogen. Ihm folgte sein Sohn Budyas und regierte zwanzig Jahr. Und dieser ließ den Thron gleichfalls seinem Sohne, der den Namen Cradevas führte.

Von dem Cradevas bis auf den Herkules geht die Folge der Monarchen, so daß die Regierung immer von dem Vater auf den Sohn kam, ununterbrochen fort. Man versichert, diese Dynastie sey sehr berühmt gewesen, und die

Indianer hätten damals unter den Völkern des obern Asiens einen ansehnlichen Rang behauptet. Arrianus zehlt funfzehn hundert Jahre seit dem Feldzuge des Bacchus bis auf die Eroberung des Herkules, welcher eine neue Dynastie stiftete, deren Dauer sich nicht bestimmen läßt. Alles, was uns dieser Schriftsteller meldet, besteht darinn; Herkules habe den Thron einem von seinen Söhnen hinterlaßen, und habe eine Tochter gehabt, Namens Pandäa, von welcher eine der indischen Provinzen ihren Namen bekommen habe.

§. V.

Eroberungen Darius des ersten.

Seit der Regierung des Herkules, bis auf die Zeiten des Cyaxares, Königs der Meden, gedenkt die Geschichte der Indianer sehr wenig; vielleicht weil ihre Monarchen in Trägheit entschlafen waren, und kein Aufsehen in der Welt machten; vielleicht auch weil sie die Staatsklugheit ihrer Nachbarn, der Chineser, nachahmten, der zu Folge sie ihren Unterthanen keinen Umgang mit Fremden erlaubten *). Da sie also in ihrem Lande eingeschlossen blieben, mit Geschichtschreiben nicht versehen waren, und vielleicht auch nicht einmal die Kunst zu schreiben wußten,

*) Philostratus (Lib. II. cap. 40.) versichert, daß die Fremden, welche nach Indien gereiset, sich nicht länger als drey Tage in einer Stadt aufhalten dürfen.

wußten, was ist es Wunder, daß diese Völker so manche Jahrhunderte hindurch in Vergessenheit geblieben sind?

Die Streitigkeiten zwischen den Babyloniern und Meden erweckten die Aufmerksamkeit der Indianer und bewegten einen ihrer Monarchen, eine Gesandtschaft an den Cyaxares zu schicken, und seine Vermittelung bey dieser grossen Uneinigkeit anbieten zu laßen. Kurze Zeit darauf sendete der König von Indien abermalige Gesandten an den Cyrus, mit Befehl ihm Geld anzubieten und sich zu allem zu verstehen, was er von ihnen fordern würde. Der Ruhm dieses Siegers hatte sich bis nach Indien ausgebreitet, ob er gleich Babylon noch nicht eingenommen, und der Assyrischen Monarchie noch nicht ein Ende gemacht hatte. Als er den Grund zu dem Persischen Reiche gelegt, rückte er die Grenzen desselben bis an den Indus hinaus; doch ohne über diesen Fluß zu gehen, wenigstens ohne weit in das Land hinein zu dringen.

Die Nachfolger des Cyrus machten gleichfalls keine weitern Eroberungen in Indien, bis auf Darius den ersten, welcher sich des nordlichen Theiles bemächtigte. Die Geschichte merkt an, daß Darius, ehe er diesen Feldzug unternommen, den Scylax von Caryanda voraus geschickt habe, um das Land zu erkundigen, und den Ausfluß des Indus zu entdecken. Dieser Umstand setzt voraus, daß die Perser damals unmöglich viel von Indien können besessen haben, weil sie eine so gar unvollkommene Kenntniß davon

von hatten. Würden sie wohl sonst ausdrücklich einen Gelehrten haben müssen reisen lassen, um sich nach dem Laufe des Indus zu erkundigen? Darius verband diese Eroberung mit seinen persischen Staaten, und verurtheilte seine neue Unterthanen, ihm einen jährlichen Tribut von dreyhundert und sechzig Talenten Goldes zu bezahlen, welches zu diesen Zeiten eine ausserordentliche Summe war, und genugsam beweiset, daß Indien schon damals ein sehr reiches Land müsse gewesen seyn.

Es scheint, daß die Monarchen, welche nach dem Darius regiert, so lange festen Fuß in Indien behalten haben, als das persische Reich gedauert. Xerxes, welcher unmittelbar auf ihn folgte, und eine Million Streiter nach Griechenland führte, hatte ein ansehnliches Corps Indianer in seinem Solde. In dem Buche Esther wird gesagt, daß Ahasverus *) von dem Indus an bis an Aethiopien über hundert und sieben zwanzig Provinzen regieret habe. Man kann aus verschiedenen unwidersprechlichen Zeugnissen beweisen, daß Darius Nothus, Artaxerxes Mnemon, Ochus, Arses, und Darius Codomannus Herrschaften in diesem Lande gehabt haben. Curtius versichert, daß der letztere dieser Monarchen, ehe er über den Granicus gegangen, eine ansehnliche Verstärkung an sich gezogen habe, unter welcher sich auch ein Corps Indianer befunden.

§. VI.

*) Dieser Ahasverus ist, nach dem Prideaux, Artaxerxes Longimanus, welcher des Xerxes Sohn war.

§. VI.
Feldzug des Alexanders.

Die Monarchie der Perser endigte sich mit dem Darius Codomannus, welcher sich von einer Handvoll Macedonier überwinden ließ. Als Alexander sich dieses Reich unterwürfig gemacht hatte, unternahm er die Eroberung Indiens. Er griff vors erste diejenigen Provinzen an, welche Persien zinßbar waren, und hatte wenig Mühe ein Land zu seinem Gehorsam zu bringen, das seit so vielen Jahrhunderten des Joches gewohnt war. Alle an den Ufern des Indus wohnende Völker, die zu Persien gehörten, unterwarfen sich den Macedoniern ohne Schwerdschlag. Taxiles und andre Fürsten, welche in diesen Gegenden regierten, ergaben sich auf die erste Aufforderung, und nahmen sogar unter den Fahnen des Siegers Dienste. Mit Hülfe dieses Beystandes, drang Alexander tieffer in das Land, ging über den Indus und gelangte bis an die Ufer des Hydaspes. Hier war es, wo er einen Widerstand antraf, den er sich nicht vermuthet hatte. Der tapfere Porus machte ihm den Uebergang über diesen Fluß streitig, und wenn den Macedoniern nicht noch ein Sturmwind zu statten gekommen wäre, so würden sie ihn vielleicht vergebens versucht haben.

Porus ward überwunden. Alexander verfolgte seinen Weg, ging über die Flüsse Acesines und Hydraotes, und erschien an den Ufern des Hypasis. Sein Vorhaben war über diesen letzten

letzten Fluß zu gehen, und bis an den Ganges zu dringen. Allein er fand seine Macedonier nicht von gleichem Eifer beseelt; ihr Muth fiel desto mehr, je tiefer sie in das Land hinein kamen. Das noch frische Andenken von dem halsstarrigen Widerstande des Porus, machte ihnen diesen Feldzug zuwider, und benahm ihnen alle Lust, sich mit den Indianern aufs neue einzulassen. Endlich breitete sich auch noch eine Nachricht unter der Armee aus, über welche selbst die allertapfersten den Muth sinken liessen. Man erfuhr, daß jenseits dem Ganges die Könige zwey mächtiger Nationen ein unzählbares Heer versammlet hätten und sich gefaßt machten, wider ihren gemeinschaftlichen Feind anzurücken. Mehr brauchte es nicht, die macedonischen Truppen in Bestürzung zu setzen; die Soldaten machten Meutereyen, und die Empörung ward so allgemein, daß Alexander, sein Vorhaben aufzugeben genöthiget ward. Er wählte mit Widerwillen den Hypasis zur Grenze seiner Eroberungen, und nachdem er zwölf Altäre jenseit dem Flusse aufrichten lassen, ließ er nach griechischer Weise darauf opfern, und festliche Spiele darum halten. Man kann sagen, daß er Indien mehr verwüstet, als erobert hat. Weit gefehlt, daß er es sich gänzlich unterwürfig gemacht hätte; er hat die schönsten Gegenden nicht einmal zu sehen bekommen.

Die gelehrten Engländer, die mir bey dieser Einleitung zu Führern dienen, merken an, daß sich ein dunkles Andenken von dem Feldzuge des

Alexanders bis auf die neuern Indianer fortgepflanzt habe. Ein Seid, oder Lehrer des Landes, fragte einsmals den Capitain Hamilton, ob er wohl von den Shah Zasander gehört habe? dieses ist der Name, den sie den macedonischen Sieger geben. Hamilton antwortete, daß seine Thaten in Europa ganz bekannt wären, und unterhielt ihn besonders von der Niederlage des Porus. Der Seid sagte ihm hierauf, daß ihre Bücher dieser Begebenheit gleichfalls gedächten; daß Shah-Zasander ein sonderbarer Zauberer gewesen, daß er eine Million Gänse gebraucht, seine Armee über den Indus zu setzen, und daß die Elephanten des Porus sich nie unterstanden, diesem fürchterlichen Zauberer ins Gesicht zu sehen.

§. VII.

Die vom Sandrocottus gestiftete Monarchie.

Kaum hatte Alexander die Augen geschlossen, als sich in Indien ein andrer Ueberwinder hervorthat, dessen Name viel weniger berühmt ist, ob er gleich in dem Lande weit größre Dinge ausgerichtet. Er nannte sich Sandrocottus, oder Androcottus, und war ein Indianer von Geburt. Als Alexander Indien verwüstete, war er noch ganz jung und sahe diesen Monarchen in seinem Lager; er folgte ihm in seinen Feldzügen, und lernte unter ihm die Kriegskunst. Dieser Indianer,

dianer, dessen Herkommen sehr gemein war, dem aber seine natürlichen Gaben einen weit gegründetern Vorzug ertheilten, faßte den Entschluß, den Macedoniern die Provinzen, die sie zwischen dem Indus und Hypasis erobert hatten, wieder abzunehmen, sich der übrigen Gegenden, die sie nicht überwinden können, zu bemächtigen, und aus den verschiednen Theilen Indiens eine einzige Monarchie zu machen. Er ermahnte gleich anfangs seine Landsleute, das Joch einer fremden Herrschaft abzuwerfen, und der Reiz der Freyheit versammelte eine unendliche Menge Soldaten unter seine Fahnen. Er sahe sich gar bald an der Spitze eines Heers von sechsmal hundert tausend Mann, die ihn in den Stand setzten, seine großen Anschläge auszuführen. Die Macedonier wurden aus den eroberten Provinzen getrieben, und fanden sich genöthiget, nach Persien ihre Zuflucht zu nehmen. Alle die Länder, die sich von dem Hypasis bis an den Ganges, und von dem Ganges bis an das östliche Meer erstrecken, unterwarfen sich dem Sieger, der sich auf diese Weise Meister von ganz Indien sahe.

Seleucus, einer von den Nachfolgern des Alexanders, versuchte es zwar, die Provinzen, welche das Joch abgeworfen hatten, wieder zu erobern. Er ging über den Indus, und that verschiedene Streifereyen in das Land. Als aber Sandrocottus an der Spitze einer Armee erschien, die der macedonischen weit überlegen war, so wollte sich Seleucus lieber mit dem Feinde vergleichen, als es auf den Ausschlag eines unglei-

chen

chen Treffens ankommen lassen. Er that auf alle seine Ansprüche in Indien Verzicht, und ließ sich an einem Geschenke von fünfhundert Elephanten begnügen.

Die Geschichte meldet uns nicht, wie lange die Regierung des Sandrocottus gedauret, noch wie lange das neue Reich bestanden, welches er gestiftet hatte. Arrianus rechnet viertausend und fünfhundert Jahr von dem Herkules bis auf den Sandrocottus, welches mit den funfzehnhundert Jahren, die er vom Bacchus bis auf den Herkules verfliessen läßt, einen Zeitlauf von sechstausend Jahren machen würde, der sich auf keine Weise mit der Chronologie der heiligen Schrift vereinigen läßt. Die Rechnung des Plinius entfernt sich noch weiter davon; denn er zählet sechstausend, vierhundert und zwey Jahr und drey Monate vom Bacchus bis auf Alexandern.

§. VIII.

Unfruchtbarkeit der indischen Geschichte seit der Eroberung des Sandrocottus. Fragmente der griechischen und römischen Schriftsteller.

Seit der Regierung des Sandrocottus, die man ohngefehr vierhundert Jahr vor Christi Geburt setzen kann, bis zu Anfange des christlichen Jahrhunderts, ist die indische Geschichte außerordentlich unfruchtbar, und die griechischen und römischen Schriftsteller thun dieses Volks

dianer, dessen Herkommen sehr gemein war, dem aber seine natürlichen Gaben einen weit gegründetern Vorzug ertheilten, faßte den Entschluß, den Macedoniern die Provinzen, die sie zwischen dem Indus und Hypasis erobert hatten, wieder abzunehmen, sich der übrigen Gegenden, die sie nicht überwinden können, zu bemächtigen, und aus den verschiednen Theilen Indiens eine einzige Monarchie zu machen. Er ermahnte gleich anfangs seine Landsleute, das Joch einer fremden Herrschaft abzuwerfen, und der Reiz der Freyheit versammelte eine unendliche Menge Soldaten unter seine Fahnen. Er sahe sich gar bald an der Spitze eines Heers von sechsmal hundert tausend Mann, die ihn in den Stand setzten, seine großen Anschläge auszuführen. Die Macedonier wurden aus den eroberten Provinzen getrieben, und fanden sich genöthiget, nach Persien ihre Zuflucht zu nehmen. Alle die Länder, die sich von dem Hypasis bis an den Ganges, und von dem Ganges bis an das östliche Meer erstrecken, unterwarfen sich dem Sieger, der sich auf diese Weise Meister von ganz Indien sahe.

Seleucus, einer von den Nachfolgern des Alexanders, versuchte es zwar, die Provinzen, welche das Joch abgeworfen hatten, wieder zu erobern. Er ging über den Indus, und that verschiedene Streifereyen in das Land. Als aber Sandrocottus an der Spitze einer Armee erschien, die der macedonischen weit überlegen war, so wollte sich Seleucus lieber mit dem Feinde vergleichen, als es auf den Ausschlag eines ungleichen

chen

chen Treffens ankommen lassen. Er that auf alle seine Ansprüche in Indien Verzicht, und ließ sich an einem Geschenke von fünfhundert Elephanten begnügen.

Die Geschichte meldet uns nicht, wie lange die Regierung des Sandrocottus gedauret, noch wie lange das neue Reich bestanden, welches er gestiftet hatte. Arrianus rechnet viertausend und fünfhundert Jahr von dem Herkules bis auf den Sandrocottus, welches mit den funfzehnhundert Jahren, die er vom Bacchus bis auf den Herkules verfliessen läßt, einen Zeitlauf von sechstausend Jahren machen würde, der sich auf keine Weise mit der Chronologie der heiligen Schrift vereinigen läßt. Die Rechnung des Plinius entfernt sich noch weiter davon; denn er zählet sechstausend, vierhundert und zwey Jahr und drey Monate vom Bacchus bis auf Alexandern.

§. VIII.

Unfruchtbarkeit der indischen Geschichte seit der Eroberung des Sandrocottus. Fragmente der griechischen und römischen Schriftsteller.

Seit der Regierung des Sandrocottus, die man ohngefehr vierhundert Jahr vor Christi Geburt setzen kann, bis zu Anfange des christlichen Jahrhunderts, ist die indische Geschichte außerordentlich unfruchtbar, und die griechischen und römischen Schriftsteller thun dieses Volks

fast ganz und gar keine Erwehnung. Blos aus dem Justinus siehet man, daß ungefehr zweyhundert Jahr vor Christo, ein König von Bactriana, Namens Eucratides, den indischen Fürsten Demetrius geschlagen, ihn aus seinen Staaten getrieben, und sich ganz Indiens bemächtiget habe. Es läßt sich aber schwer bestimmen, welchen Grad der Glaubwürdigkeit dieses historische Fragment verdienet, das aus einem Schriftsteller gezogen ist, der sich leider bey allen Gelehrten verdächtig gemacht hat.

Noch melden uns einige andre Geschichtschreiber, daß unter der Regierung des Augustus, als sich der Ruhm des römischen Namens bis an alle Enden der Welt verbreitet hatte, indische Gesandten an den Kayser gekommen wären, welche sich damals gleich in Spanien befunden. Sie waren von einem Fürsten geschickt, der **Porus** hieß; ein Name, den verschiedene Regenten Indiens unter sich müssen gemein gehabt haben, so wie den Namen Pharao verschiedene Könige in Aegypten, oder den Titel Cäsar die römischen Kayser gefüret haben. Die vornehmste Angelegenheit ihrer Gesandtschaft war, den Augustus zu einem Bündnisse mit ihrem Herrn zu vermögen; weil sich aber ihre Unterhandlung in die Länge verzog, und Porus sie nicht wiederkommen sahe, so sendete er neue Gevollmächtigte an den Kayser ab. Nicolaus Damascenus traf sie zu Antiochia an. Es waren ihrer nicht mehr als drey, denn die übrigen hatten die Beschwerlichkeiten des Weges nicht aushalten können, und waren auf der Reise gestorben; ihr Gefolge

Gefolge aber war sehr zahlreich. Sie fanden den Augustus in Samos, und händigten ihm einen Brief ein, der mit griechischen Buchstaben auf Pergament geschrieben war, und in welchem sich Porus den Titel eines Herrn über sechshundert Könige anmaßte. Acht Indianer, die von wohlriechenden Specereyen dufteten, überreichten ihm im Namen ihres Herrn Geschenke, die aus verschiedenen Seltenheiten des Landes bestanden *).

Diese Gesandten hatten einen Weisen aus Indien mit sich gebracht, der Zarmanochagas hieß und sich kurze Zeit darauf in Athen verbrannte. Dieser Mensch hatte keine Ursache sich über das Glück zu beschweren; man will sogar, daß er in beneidenswürdigen Umständen gewesen, und sich bloß deswegen das Leben genommen habe, weil er befürchtet, er möchte, wenn ihm ein Unglück befiele, nicht stark genug seyn, es zu ertragen. Man setzte auf sein Grabmahl folgende Aufschrift: **Hier ruhet die Asche des Indianers Zarmanochagas; er war zu Bargosá gebohren, und hatte das Herz, sich, nach einer in seinem Lande ganz gemeinen Weise, den Tod anzuthun.**

Unter der Regierung des Kaysers Claudius, ward ein Freygelassener, Namens Annius Plocamus, indem er nach den arabischen Küsten segeln wollte, durch widrige Winde genöthiget, in einer indischen Insel, welche Taprobrana hieß,

*) Suetonius, Dio, Strab. Oros. &c. die in der allgemeinen Weltgeschichte angeführet werden.

fast ganz und gar keine Erwehnung. Blos aus dem Justinus siehet man, daß ungefehr zweyhundert Jahr vor Christo, ein König von Bactriana, Namens Eucratides, den indischen Fürsten Demetrius geschlagen, ihn aus seinen Staaten getrieben, und sich ganz Indiens bemächtiget habe. Es läßt sich aber schwer bestimmen, welchen Grad der Glaubwürdigkeit dieses historische Fragment verdienet, das aus einem Schriftsteller gezogen ist, der sich leider bey allen Gelehrten verdächtig gemacht hat.

Noch melden uns einige andre Geschichtschreiber, daß unter der Regierung des Augustus, als sich der Ruhm des römischen Namens bis an alle Enden der Welt verbreitet hatte, indische Gesandten an den Kayser gekommen wären, welche sich damals gleich in Spanien befunden. Sie waren von einem Fürsten geschickt, der **Porus** hieß; ein Name, den verschiedene Regenten Indiens unter sich müssen gemein gehabt haben, so wie den Namen Pharao verschiedene Könige in Aegypten, oder den Titel Cäsar die römischen Kayser gefüret haben. Die vornehmste Angelegenheit ihrer Gesandtschaft war, den Augustus zu einem Bündnisse mit ihrem Herrn zu vermögen; weil sich aber ihre Unterhandlung in die Länge verzog, und Porus sie nicht wiederkommen sahe, so sendete er neue Gevollmächtigte an den Kayser ab. Nicolaus Damascenus traf sie zu Antiochia an. Es waren ihrer nicht mehr als drey, denn die übrigen hatten die Beschwerlichkeiten des Weges nicht aushalten können, und waren auf der Reise gestorben; ihr

Gefolge

Gefolge aber war sehr zahlreich. Sie fanden den Augustus in Samos, und händigten ihm einen Brief ein, der mit griechischen Buchstaben auf Pergament geschrieben war, und in welchem sich Porus den Titel eines Herrn über sechshundert Könige anmaßte. Acht Indianer, die von wohlriechenden Specereyen dufteten, überreichten ihm im Namen ihres Herrn Geschenke, die aus verschiedenen Seltenheiten des Landes bestanden *).

Diese Gesandten hatten einen Weisen aus Indien mit sich gebracht, der Zarmanochagas hieß und sich kurze Zeit darauf in Athen verbrannte. Dieser Mensch hatte keine Ursache sich über das Glück zu beschweren; man will sogar, daß er in beneidenswürdigen Umständen gewesen, und sich bloß deswegen das Leben genommen habe, weil er befürchtet, er möchte, wenn ihm ein Unglück befiele, nicht stark genug seyn, es zu ertragen. Man setzte auf sein Grabmahl folgende Aufschrift: **Hier ruhet die Asche des Indianers Zarmanochagas; er war zu Bargosa gebohren, und hatte das Herz, sich, nach einer in seinem Lande ganz gemeinen Weise, den Tod anzuthun.**

Unter der Regierung des Kaysers Claudius, ward ein Freygelassener, Namens Annius Plocamus, indem er nach den arabischen Küsten segeln wollte, durch widrige Winde genöthiget, in einer indischen Insel, welche Taprobrana hieß, zu

*) Suetonius, Dio, Strab. Oros. &c. die in der allgemeinen Weltgeschichte angeführet werden.

zu landen. Der König daselbst nahm ihn sehr gnädig auf, und behielt ihn sechs Monate in seinem Reiche. Während dieser Zeit hatte Plocamus verschiedene Unterredungen mit dem Monarchen, und brachte ihm sehr hohe Gedanken von der Größe und Macht der Römer bey. Worüber der Indianer mit am meisten erstaunte, war dieses, daß er verschiedene Stücken Münze, die man ihm zeigte, ob sie gleich in verschiedenen Städten und von verschiedenen Münzmeistern geschlagen waren, dennoch von einerley Gewichte fand. Er faßte eine solche Hochachtung für die Römer, daß er sich entschloß, eine Gesandtschaft an ihren Kayser abzuschicken, die um seine Freundschaft für ihn ansuchen sollte. Er wählte hierzu vier Vornehme des Landes, deren ansehnlichster Rachios hieß, und zum Haupte der Abgeordneten ernennet ward. Sie langten zusammen in Rom an, und wurden dem Kayser vorgestellt. Plinius *), der Naturalist, versichert, daß man sie sehr eifrig ausgefragt habe; weil man sie als Leute angesehen, die aus einem Lande kämen, das den Römern gänzlich unbekannt sey. Sie erzählten, daß ihre Insel an Gold, Silber und kostbaren Steinen einen Ueberfluß habe, und daß man fünfhundert Städte darauf zähle, deren vornehmste, mit Namen Paläsimunda, so bevölkert sey, daß ein einziges von ihren Viertheln zweymal hunderttausend Einwohner enthalte. Sie fügten hinzu, Taprobrana sey vier Tagereisen von dem festen Lande Indiens, und zwischen ihrer

*) Plin. lib. VI. cap. 22.

ihrer Insel und dem festen Lande liege noch eine andre Insel, welche die Sommerinsel heiße. Unsre größten Erdbeschreiber glauben, daß des Plinius Taprobrana, der Neuern ihr Ceilon sey; andre aber vermengen sie ganz unrecht mit der Insel Sumatra.

Plinius merket an, die Taprobraner hätten unter andern Gebräuchen auch diesen gehabt, daß sie sich einen König gewählt, der keine Kinder gehabt, und daß sie ihn abgesetzt, so bald er welche bekommen, weil sie befürchtet, er möchte seine Krone erblich zu machen verleitet werden. Die Indianer von Patana, einem kleinen Königreiche, das Siam zinsbar ist, haben noch jetzt eine ähnliche Gewohnheit. Sie werden von einer Königin regieret, welche im unehelichen Stande leben muß, und sie wählen allezeit eine, die schon ziemlich bey Jahren ist, damit sie sich destoweniger gelüsten lasse, dieses Grundgesetz des Reichs zu übertreten.

Trajanus, Antoninus der fromme, Aurelianus und Constantinus erhielten ähnliche Gesandtschaften von verschiedenen indischen Nationen. Man sahe auch einige unter der Regierung des Theodosius, Heraclius und Justinianus anlangen. Da das Reich damals nach Constantinopel verleget war, so konnte man mit etwas leichterer Mühe eine Art von Verständniß mit den Indianern unterhalten.

Gleichwohl lassen sich die Schriftsteller, die dieser Gesandtschaften gedenken, ganz und gar nicht über die damaligen Angelegenheiten Indiens

heraus. Der einzige Cosmas, Handelsmann von Alexandria, welcher zu den Zeiten des Justinianus lebte, hat uns einige besondere Nachrichten von diesem Lande hinterlassen. Er spricht von einer Insel, Namens Sielediva oder Seledíva, die er für der alten Taprobrana ausgiebt. Er merkt an, daß diese Insel, die zu seiner Zeit in zwey Königreiche getheilt gewesen, von dem persischen Meerbusen, und dem Lande, welches die Sinä bewohnten, gleich weit abliege, als wodurch die Insel Ceilon angedeutet zu werden scheinet. Auf die westliche Küste Indiens, das ist, auf diejenige, die wir heut zu Tage die malabarische Küste nennen, setzet er, unter andern Städten, Calliana, welches der Neuern Calicut ist, und **Mala**, woher der Name **Mala**=bar kömmt, welches in der indischen Sprache, die Gegend um **Mala** bedeutet. Die Inseln, die wir die maldivischen nennen, das ist, die Inseln von Mala, und die in einer mäßigen Entfernung von dieser Küste liegen, gehörten ohne Zweifel mit zu dem Gebiete von Mala *).

Cosmas bezeuget, daß zu seiner Zeit eine große Menge Christen in Mala, in Sielediva, und in verschiedenen andern Gegenden Indiens gewesen. Nach einer fast durchgängig angenommenen Tradition soll der Apostel Thomas das Evangelium in diesem Lande geprediget, unterschiedliche Völker bekehret und den Märtyrertod daselbst gelitten haben. Die Stadt Meliapar, sagt man, sey der vornehmste Schauplatz seiner apostolischen Thaten

*) Cosmas Topographia Christ.

ten gewesen, und dieses war auch die Ursache, warum ihr die Portugiesen den Namen Sanct Thomas beylegten. Man will sogar, daß seit der Sendung dieses Apostels, bis auf unsre Tage eine ununterbrochene Folge von Christen in Indien geblüht habe, welche man noch jetzt Sanct Thomas Christen nennet.

§. IX.

Eroberungen der Araber in Indien. Einfall der Tartarn unter dem Zingis-Kan. Ursprung der Monarchie der Mogols.

Zu Anfange des achten Jahrhunderts nach Christi Geburt breitete sich die Macht der mahometanischen Araber, die in Europa unter dem Namen der Saracenen bekannt sind, auch in Indien, so wie in verschiedenen andern Theilen der Welt, aus. Asien, Africa und Europa wurden von dieser Fluth von Barbaren gleich sehr überschwemmt. Valid, der eilfte Calif, brachte in weniger als zehn Jahren, einen großen Theil von Spanien, die Inseln Majorca und Minorca, Sardinien, das narbonensische Gallien, die nordische Tartarey und beynahe das ganze disseits dem Ganges gelegene Indien unter das Joch. Dieser glückliche Monarch hatte diese wichtigen Eroberungen der Tapferkeit und klugen Aufführung seiner Feldherren zu danken; denn er selbst hat sich nie an die Spitze seiner Heere gestellt*).

*) Man sehe des Abts von Marigny Gesch. der Araber.

Die Geschichte der Araber meldet uns, wegen ihres Feldzuges nach Indien, nichts besonders. Weil sie aber anmerkt, daß Katibah-Ebn-Moslen, einer von den Heerführern des Valid, sich Turquestans und verschiedener anderer mit Indien grenzenden Provinzen bemächtiget habe, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Araber auch in dieses letztere Land unter der Anführung ebendesselben Feldherren werden eingedrungen seyn. Als Catibah Sarmacanda, die Hauptstadt von Turquestan, eingenommen hatte, ließ er alle Götzen des Landes niederreissen, machte aus den Tempeln Moscheen, zwang die Einwohner, die mahometanische Religion anzunehmen, und bekehrte auf gut soldatisch alle diese Tartarn, die seit der Zeit bey dem muselmännischen Glauben unverbrüchlich geblieben sind. Man kann mit Grunde vermuthen, daß dieser arabische Heerführer, der sich für die Ausbreitung des Korans so eifrig bewies, den ersten Saamen der mahometanischen Religion auch in Indien werde ausgestreuet haben, wo die Einführung derselben bereits sehr alt ist.

Im 392sten Jahre der Hegira, welches das 1002te nach Christi Geburt ist, überzog Mahmud Gaznevide, ein anderer arabischer Fürst, Indien mit Kriege und bemächtigte sich desselben. Ungefähr zweyhundert Jahr darnach, drang der berühmte Zingis, Groß-kan der Tartarn, mit bewaffneter Hand in das Land, und brachte alle Provinzen, die jenseits dem Ganges liegen, unter seine Bothmäßigkeit. Von da ging er nach China, kam bis nach Pe-kin, dessen er sich bemächtigte,

mächtigte, und machte sich den ganzen nordlichen Theil dieses weiten Reichs unterthan. Er begab sich hierauf wieder nach Indien, eroberte das ganze zwischen dem Indus und Ganges gelegene Land, und krönte seine großen Thaten mit der Eroberung von Bactriana, Sogdiana und des Landes Jvan, das ist, beynahe des ganzen Persiens.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt, eroberte ein Prinz von eben derselben Nation, und ursprünglich mit dem Zingis-Kan aus einer Familie, weil er einerley Stammvater mit ihm hatte, das eigentlich so genannte Indien. Dieser Krieger, Namens Timur Bey, oder, wie man ihn in Europa gemeiniglich zu nennen pflegt, Tamerlan, war König der occidentalischen Tartarn, die **Mongols**, oder nach der verderbten Aussprache, **Mogols** genennt werden. Seine Eroberungen waren von mehrerer Dauer, als seiner Vorfahren ihre, und er hatte die Ehre, eine berühmte Monarchie zu stiften, die seit verschiedenen Jahrhunderten in dem obern Asien blühet, und ihren Namen und ihre Macht den Mogols zu danken hat.

Hier ist es, wo die neuere Geschichte der Indianer anfängt, und man eine Folge von Begebenheiten antrift, deren Faden sich bis auf unsere Zeiten fortführen läßt. Damit wir uns aber nichts vorwegnehmen, so wollen wir, ehe wir den gegenwärtigen Staat dieses Volks bekannter machen, vorher die Beschreibung ihrer alten Sitten mittheilen.

§. X.

Sitten der alten Einwohner Indiens.

Regierungsart der alten Indianer.

Wir machen den Anfang von ihrer Regierungsart. Diodorus Siculus und Strabo berichten uns, daß die Fürsten, welche die Herrschaft Indiens unter sich theilten, mit unumschränkter Gewalt zu regieren pflegten. Sie waren die despotischen Herren aller Gebiete ihrer Staaten, und die, welche das Land bauten, hatten weiter nichts, als die Nutzung davon. Das Priesterthum und die königliche Würde waren in einer Person verbunden, und die Verschiedenheit dieser beyden Mächte verursachte bey diesem weisen Volke, welches die Unterthänigkeit und den Frieden liebte, nicht die geringsten Unruhen. Der Scepter war fast durchgängig erblich, und der älteste von den Prinzen bestieg gemeiniglich den Thron. Es gab aber Länder, wo die Häßlichkeit eine Ursache der Ausschliessung war; man besichtigte die Kinder des Monarchen, so bald sie gebohren waren, und wenn sie irgend ein körperliches Gebrechen hatten, so beraubte man sie nicht allein des Rechts der Nachfolge, sondern man brachte sie auch so gar um.

Der Eroberung des Sesostris veränderte die Regierungsform in etwas wenigem; eine mächtige Monarchie erhob sich aus den Trümmern verschiedener Staaten, die von ihr verschlungen wurden. Doch ihre Herrschaft erstreckte sich niemals

mals über ganz Indien, und mit der Zeit ging sie von selbst ein, so daß die Sachen wieder auf ihren alten Fuß kamen. Die Monarchie, welche Herkules stiftete, hatte mit der Monarchie des Sesostris ein gleiches Schicksal, und es waren wenige oder gar keine Spuren mehr davon übrig, als Alexander der große Indien mit Krieg überzog. Das Land ward von verschiedenen Königen, indischen Ursprungs, regiert, und es fanden sich sogar einige Republiken darinn. Die Fesseln, welche Alexander einigen indischen Nationen anlangte, wurden gar bald von dem Sandrocottus wieder zerbrochen, welcher eine neue Monarchie stiftete, die gleichfalls wie die andern, bald von selbst eingieng. Auch der neuere Einfall der Araber hat nur sehr kurze Veränderungen verursacht; ihre Gewalt kam in die Hände der Tartarn. Die Mogols selbst, die doch seit vier hundert Jahren Herren des reichsten Theils von Indien sind, haben ihr Reich mehr als einmal, durch die Empörung der Rajahs des Landes, erschüttert gesehen. Ihre Herrschaft, die in den letztern Zeiten durch sehr harte Anfälle geschwächt werden, ist dem Untergange nahe, und vielleicht ist der glückliche Zeitpunkt für die Indianer nicht mehr weit, da sie, von aller fremden Gewalt befreyt, ihre alten Gebräuche wieder hervorsuchen und sich nach ihren eignen Gesetzen regieren können.

Alte Eintheilung des Volks.

Diese Gesetze, von welchen uns Diodorus Siculus und Strabo kostbare Spuren aufbehalten haben, waren die lautersten Aussprüche der Weis-

heit

heit und Billigkeit. Die Einwohner eines jeden Distrikts waren in sieben Klassen eingetheilt. Die Brachmanen machten die erste aus; es war die am wenigsten zahlreiche, weil sie blos aus den Weisen des Landes bestand. Sie hatten die Aufsicht über die Opfer und die Besorgung der wichtigsten Angelegenheiten. Die Landleute waren in der zweyten Klasse, und ihre Anzahl war sehr beträchtlich; sie waren von Abgaben und Kriegsdiensten frey, allein den vierten Theil der Erndte mußten sie an den Regenten liefern. Ihre Handthierung stand in solchem Ansehen, daß man, auch sogar in Kriegszeiten, nicht die geringsten Gewaltsamkeiten gegen sie verübte; und wenn der Feind sonst überall die Rechte seines Sieges gültig machte, so waren ihm doch die Person und das Eigenthum des Landmannes heilig. Man betrachtet sie, mit allem Rechte, als die Väter des Volks, und als die nützlichsten Glieder der Gesellschaft. Die Hirten und Jäger machten die dritte Klasse aus. Jene mußten auf die Erhaltung und Vermehrung nützlicher Thiere bedacht seyn; und diese beschäftigten sich mit Ausrottung der Löwen, der Tieger, der Raubvögeln und andrer schädlichen Thiere. Die vierte Klasse bestand aus Künstlern, und die fünfte aus Soldaten. Die erstern mußten dem Monarchen einen gewissen Tribut bezahlen, außer wenn er sie selbst entweder Waffen arbeiten, oder Schiffe bauen ließ. Die Soldaten waren von allen Auflagen frey, und wurden auf Unkosten des Staats eingemiethet und ernähret. Die sechste und siebente

dente Klasse faßten die obrigkeitlichen Personen und die Räthe des Fürsten in sich.

Es war niemanden vergönnt einen Stand mit dem andern zu verwechseln, oder die Klasse zu verlassen, in welchen die Geburt einen jeden Bürger gesetzt hatte. Diese Anordnung war sehr weise, und hatte die Absicht, die Künste in jeder Profeßion desto vollkommner zu machen, die nöthige Unterwürfigkeit in dem Staate zu erhalten, und das Glück und den Stand eines jeden einzeln Gliedes auf einmal fest zu stellen. Etwas sehr merkwürdiges ist, daß diese Eintheilung, von welcher wir jetzt gesprochen haben, noch bis jetzt in einigen Gegenden Indiens, und besonders in dem Königreiche Calicut, Statt findet, und von Indianern in ihrer Sprache Castes ausgedrückt wird.

Besondre Gesetze.

Vermöge eines besondern Gesetzes, mußte sich zu Anfange eines jeden Jahrs, eine gewisse Anzahl Brachmanen bey Hofe einfinden, und dem Könige ihre Anmerkungen mittheilen, die sie, den Ackerbau, die politische Regierung oder sonst das gemeine Beste betreffend, gemacht hatten. Wenn einer von diesen Priestern der Unwissenheit oder des Betrugs überwiesen ward, so legte man ihm ein ewiges Stillschweigen auf. Es war niemanden erlaubt Pferde oder Elephanten zu halten; dieses Vorrecht stand allein dem Monarchen zu.

Beschwerliche Pflichten der Könige.

Die Könige waren sehr beschwerlichen Pflichten unterworfen. Ihr Pallast war den ganzen Morgen offen; ein jeder konnte Gehör verlangen, und seine Bedürfnisse vortragen. Der Monarch schickte niemanden zurück, ohne ihn angehört zu haben, und mußte deswegen öfters die Stunden der Mahlzeit oder des Bades verschieben. Wir haben in der Geschichte der Chineser gesehen, daß ihre alten Kayser eben denselben Gebrauch beobachtet. Auch verboten die Gesetze den indischen Monarchen, sich des Tages dem Schlafe zu überlassen *). Die Mäßigkeit regierte bey ihren Mahlzeiten, und alle Ueppigkeit war aus ihren Pallästen verbannt.

Ich würde meinen Lesern schwerlich eine schönere Abschilderung vorlegen können, als die, welche Philostratus **) von einem dieser indischen Könige macht; er hieß Phraotes, und herrschte über die Taxilaner, ein Volk, das an den Ufern des Indus wohnte. Es war dieses das erste Königreich, welches Apollonius von Tyana auf seiner ersten Reise nach Indien besuchte. Als er in den Pallast des Königes gekommen war, glaubte er anfangs, es sey ein Privathaus, entweder wegen der Einfalt des Gebäudes, oder weil er keine Wache davor sahe. Er bemerkte bloß einige Sklaven an der Thüre, und verschiedene Personen, die mit dem Herrn zu sprechen verlangten. Er ging mit ihnen hinein, und erkannte den Monar-

*) Strabo lib. XV.

**) Philost. in vita Apollonii lib. III. cap. 2.

Monarchen an den Ehrenbezeigungen, die man ihm erwies, und vornehmlich an der Majestät seiner Stellung. Er redete ihn durch einen Dollmetscher an, und nachdem er ihm seinen Beyfall über die Sittsamkeit, die an seinem Hofe herrschte, zu erkennen gegeben, fragte er ihn, ob es blos sein Geschmack sey, oder ob es die Gesetze des Landes verlangten, daß er ein so schlechtes und einfaches Leben führe. Das Gesetz sowol, antwortete der Monarch, als meine Neigung haben mich von der Eitelkeit der äusserlichen Pracht, die doch weiter nichts als ein falscher Schimmer ist, abgeführet. Ich bediene mich auch des wenigen Glanzes, den mir die Gesetze geben, mit Mäßigkeit; ich theile ihn mit den Personen, die ich liebe, und überlasse sogar einen Theil desselben meinen Feinden, damit meine Unterthanen nicht von ihnen beunruhiget werden. Hierinn laß ich meine Größe bestehen. Apollonius fragte ihn weiter, welches seine gewöhnliche Speisen wären. Ich trinke keinen Wein, sagte der König, als wenn ich der Sonne opfere. Die Beute von meiner Jagd schenke ich meinen Bedienten, und bin mit der Leibesübung und dem Vergnügen, die ich dabey habe, zufrieden. Einige Gemüse und Früchte, die ich in meinem Garten selber baue, sind die ordentliche Nahrung, deren ich mich bediene. Nach dieser Unterredung, die in Gegenwart der Hofleute, vermittelst eines Dollmetschers gehalten wurde,

ließ

ließ der König alle Indianer abtreten, sprach mit dem Apollonius griechisch, und bat sich bey ihm auf eine vertrauliche Weise zu Gaste. Da Apollonius diese Ehre, den Monarchen zu bewirthen, verbat, weil er nicht im Stande sey, ihn gehörig zu empfangen, sprach der König: es gehört dem würdigsten von uns beyden, den andern zu bewirthen; und diesemnach müßte billig Phraotes des Apollonius Gast seyn. Unterdessen gab er den Weigerungen des Philosophen nach, und verlangte blos von ihm, daß er mit ihm in dem Pallaste speisen sollte. Sie gingen hierauf beyde ins Bad, und begaben sich von da in einem Saal, wo sich eine große Anzahl Gäste versammelte. Der König setzte sich auf einen Sopha und fünf Personen ließen sich an beyden Seiten nieder. Mitten in dem Saale ward eine große Tafel aufgesetzt, die mit Speisen, Früchten, Gemüsen, Fischen, wilden Vögeln, Viertheln von Tiegern und andern Gerichten reichlich versehen war. Man sahe sogar ganze Löwen darauf. Jeder von den Gästen langte nach seinem Belieben zu, und als sie nicht mehr assen, wurden weite mit Wasser gefüllte Gefäße gebracht, aus welchen sie mit herabgelassenem Haupte tranken.

Das ist es, was Apollonius in dem Lande der Taxilaner sahe. Man darf sich aber nicht einbilden, daß diese Strenge der Sitten in eben solchem Grade auch an allen übrigen Höfen Indiens geherrscht habe. Eben dieser Philostratus *) gedenkt

*) ibid. cap. 26.

gedenkt verschiedener Fürsten des Landes, welche die Ueppigkeit und Wollust eben so weit trieben, als die allerweichligsten Monarchen Persiens. Die Musicaner, welches der Taxilaner Nachbarn waren, wurden von wollüstigen Königen regiert, die beständig von einer Heerde Beyschläferinnen umringt waren, deren unverschämte Bewegungen und unzüchtige Gesänge zu den allerschändlichsten Ausschweifungen anreitzten. Wenn sie sich öffentlich sehen liessen, so trug man silberne Rauchfässer vor ihnen her, um die Strassen wohlriechend zu machen. Die Bedienten, die um dem Tragesessel herum waren, auf welchem man den weichlichen Monarchen fortbrachte, trugen in ihren Händen grüne Zweige, die mit Vögeln von verschiedener Art besetzt waren, um durch die Annehmlichkeit ihres Gesanges auch die Ohren zu kitzeln. Ueberall blitzte Gold in ihren Pallästen, in welche gleichwohl jedermann hinzugelassen ward, so lange der Monarch öffentlich Gehör ertheilte. Mitten unter seinen ernsthaften Beschäfftigungen aber, da er die Uneinigkeiten seiner Unterthanen schlichtete, die fremden Gesandten anhörte, und Dinge von der äussersten Wichtigkeit beschloß, war er gleichwohl noch mit Weibern umgeben, wovon die einen ihm Füße und Hände salbten, und die andern seine Locken in Ordnung brachten. Ohne Zweifel muß man es dem Umgange mit den Persern und Macedoniern zuschreiben, daß diese Ueppigkeit in einigen Gegenden Indiens eingeführt worden.

Fast alle Schriftsteller, die der alten Indianer gedacht haben, stellen sie als Menschen von riesenmäßiger Gestalt, sechs bis sieben Fuß hoch, vor. Man versichert, Porus sey sieben und einen halben Fuß lang gewesen *). Längst an dem Indus waren die Menschen schwarz, wie die Aethiopier, und daher ist es gekommen, daß man oft die indischen Völker mit den Einwohnern Aethiopiens vermengt hat, welches in der alten Geschichte sowohl der einen, als der andern, eine große Dunkelheit verursachet. Allein die Indianer trugen sehr lange und gleiche Haare, da sie die Aethiopier hingegen sehr kurz und gekräuselt trugen. Eben diesen Unterschied bemerkt man auch noch jetzt zwischen den afrikanischen und asiatischen Schwarzen.

Kleidung der Indianer.

Die Indianer liessen ihren Bart wächsen, und färbten ihn hernach weiß, roth, grün oder blau. Ihre Kleidung war, nach der Weise jedes Orts von verschiedener Art. In einigen Gegenden bedeckte man sich mit Häuten von Löwen und Tiegern; anderwerts kleidete man sich in Zeuge, die aus Leinen, aus Baumwolle, oder aus den Fasern der Baumrinden gemacht waren. Der Gebrauch der Seide, der ursprünglich aus Indien und China zu uns gekommen, ist in diesen Ländern erst nach den Zeiten, von welchen ich jetzt rede, bekannt geworden. Die Kleidung bestand gemeiniglich aus einem einzigen Stücke, das man sich

*) Arrianus lib. V. cap. 9. Plutarchus in Alexandro. Quint. Curt. libr. VIII. cap. 13.

sich um die Schultern windete, und nicht weiter als bis auf die Knien herabhängen ließ. Die Pagnes, oder siamschen Mäntel, haben noch heut zu Tage diese Gestalt. Die Leute von Stande unterscheiden sich durch Ohrgehenke, durch kostbare Strümpfe und Schuh und durch reiche Sonnenschirme. Alle diese Gebräuche findet man auch noch bey den neuern Indianern.

Ihre Mäßigkeit.

Ihr gewöhnlicher Trank war Wasser und Milch. Sie wußten von dem Gebrauche des Weines nichts; anstatt des Weines aber, welcher in Indien beständig gefehlt hat, hatten sie, so wie noch heut zu Tage, Bier aus Reiß, Saft von Cocosnüssen und andere Getränke. Der starken berauschenden aber bedienten sie sich mit der äussersten Behutsamkeit, und hatten vor den Unmäßigkeiten dieser Art einen solchen Abscheu, daß ein ausdrückliches Gesetz unter ihnen war, daß wenn eine Weibsperson einen trunknen König tödtete, sie seinen Nachfolger heyrathen sollte.

Das Vorurtheil der Seelenwanderung, welches in Indien seit so vielen Jahrhunderten herrschet, untersagte damals schon seinen Einwohnern den Gebrauch des Fleisches; es müßte denn Fleisch von verschiedenen schädlichen Thieren gewesen seyn, die man auf der Jagd tödtete, und hernach, ohne sich ein Gewissen zu machen, verzehrte. Einige neuere Indianer, als die aus Siam, aus Laos, und aus Cambona, sind hierinn nichts gewissenhafter, als ihre Vorfahren, und erlauben sich den Gebrauch eben derselben Speisen. Die

Andächtigsten gleichwohl enthalten sich derselben, und beklagen die sträfliche Nachsicht, die einen solchen Mißbrauch in die Religion einreissen lassen.

Alles übrige stimmte mit dem mäßigen Leben, das die Indianer führten, überein. Sie hatten keine andere Betten, als Binsendecken, oder Häute von Thieren. Ihre Häuser waren aus Balken gebauet, die mit Rohr ausgeflochten waren; sie waren sehr niedrig und ohne alle Zierrath.

Von ihrem Selbstmorde.

Gegen das Leben waren sie ausserordentlich gleichgültig, und der Selbstmord war unter ihnen sehr gebräuchlich. Ihre Weltweisen lehrten, ein freywilliger Tod sey das angenehmste Opfer, das man den Göttern bringen könne, und ihr Beyspiel bestärkte diese Lehre. Die Stärke dieses barbarischen Vorurtheils erstreckte sich so weit, daß selbst die Weiber auf die Scheiterhaufen ihrer Männer stiegen und sich in die Flammen stürzten *). Die Sklaven verbrannten sich gleichfalls auf dem Scheiterhaufen ihrer Herren. Die Zeit selbst hat diesen grausamen Aberglauben nicht vertilgen können, indem er noch jetzt in verschiedenen Gegenden Indiens, besonders auf der Küste von Bengala, im Schwange ist.

Ihre Religion.

Die Abgötterey scheinet die erste Religion der alten Einwohner Indiens gewesen zu seyn. Vor dem Feldzuge des Sesostris hatten sie weder

*) Strabo lib. XV. Diod. lib. XVII.

Tempel, noch gottesdienstliche Gebräuche. Aus dem Umgange mit den Aegyptern, lernten sie den Jupiter, Pluto, Isis, Osiris und andere Gottheiten anbeten. Sie fingen mit dem Sesostris selbst an, den sie unter dem Namen des Bacchus anbeteten; und in der Folge erzeigten sie eben dieselbe göttliche Ehre dem Herkules, als dem zweyten Ueberwinder Indiens. Sie beteten auch den Ganges an, und eine Menge Schutzgeister, welchen sie eine besondere Macht über die Menschen, und eine Art von Aufsicht über die ganze Welt beylegten. Die Ueberzeugung von ihrem Daseyn ist eine sehr alte Lehre unter den Menschen, und die abgöttischen Indianer machen jetzt einen von den vornehmsten Glaubensartikeln ihrer Religion daraus. Der Pater Kircher muthmaßet mit vielem Grunde, daß die hieroglyphischen Vorstellungen, deren Gebrauch die Aegypter in Indien einführten, zu den ungeheuren Götzen Gelegenheit gegeben, deren Verehrung in diesen Gegenden noch so gemein ist. Er behauptet sogar, daß man noch heut zu Tage in der indischen Liturgie sehr merkliche Spuren von der Anbetung der Isis und des Osiris finde.

Ihre Priester.

Die Brachmanen waren die vornehmsten Diener der Religion. Man betrachtete sie als die Lieblinge und unmittelbaren Werkzeuge der Götter des Himmels; ja man glaubte sogar, daß sie auch bey den unterirdischen Gottheiten in nicht geringerem Ansehen stünden. Man rühmte ihre Mäßigkeit, ihre Bescheidenheit, ihr strenges Le-

ben, und ihre Gleichgültigkeit gegen alle Güter und Uebel des Lebens. Sie machten, eigentlich zu reden, nur eine einzige Familie aus, die aus verschiedenen Brüdern bestand, welche einen gewissen Brahme für ihren gemeinschaftlichen Stammvater erkannten. Die neuern Braminen, welches die Nachfolger dieser alten indischen Weisen sind, sagen, Brama sey das erste von den drey Wesen, welche GOtt erschaffen, und durch deren Vermittelung er die ganze übrige Welt hervorgebracht habe.

Die englischen Schriftsteller, die ich bereits angeführt habe, zweifeln im geringsten nicht, daß man in dem indischen Brahma den Erzvater Abraham erkennen müsse; eine Meinung, die von verschiedenen Gelehrten angenommen und von andern bestritten worden, und mir vielmehr auf eine richtige Uebereinstimmung des Namens, als auf merkliche Aehnlichkeiten gegründet zu seyn scheinet. Man weiß, daß sich Pythagoras ehemals zu unsern indischen Priestern in die Lehre begab, daß er sich in ihren Geheimnissen einweihen ließ, und von ihnen seine berüchtigte Lehre von der Seelenwanderung entlehnte, die er hernach in Griechenland und in Italien ausgebreitet. Aus eben dieser Quelle schöpfete er seine räthselhafte Lehre von den Zahlen, die Beobachtung des Stillschweigens, des Fastens, und eine Menge besonderer Gewohnheiten, die er seinen Schülern auflegte. Democritus und andere Weisen Griechenlands unternahmen gleichfalls die Reise nach Indien, um den Unterricht unserer gelehrten

Brach-

Brachmanen zu geniessen. In diesen entfernten Zeiten suchte man die philosophischen Wahrheiten mitten in Asien, und die Indianer, die wir jetzo als Barbaren ansehen, waren ursprünglich die ersten Lehrer der Griechen und Römer.

§. XI.

Der Römer Handel nach Indien. Veränderungen in der mittlern Zeit. Epocha der Entdeckung Indiens durch die Portugiesen.

Die Römer, welche ihre Herrschaft nie bis nach Indien erstrecket haben, und nicht einmal in Persien lange festen Fuß fassen können, hatten die Gelegenheit nicht, nach dem obern Asien einen beträchtlichen Handel zu führen. Ihre Kaufmannsflotten besuchten größten Theils nur das mittelländische Meer, und der Hafen zu Alexandria war das gewöhnliche Ziel ihrer allerlängsten Reisen. Als sie ihr Reich nach Constantinopel verlegt hatten, fiengen sie an, sich auf den Handel nach Indien zu legen. Alexandria war die Niederlage der Kaufmannsgüter, die aus diesem Lande gezogen wurden; allein die Ausfuhr war ein wenig beschwerlich, weil ein Theil des Weges zu Lande gemacht werden mußte. Die Waaren kamen aus dem persischen Meerbusen in das rothe Meer, und wurden von da auf Kameelen bis an die Ufer des Nils gebracht, auf welchem sie bis nach Alexandria gingen. Die Kriege, die man im

im Orient und Occident zu führen hatte, waren diesem Handel sehr nachtheilig, der immer, so wie sich das römische Reich mehr und mehr schwächte, auch mehr und mehr abnahm. Endlich fiel er unter den griechischen Kaysern ganz und gar, als die Araber Persien und Aegypten erobert hatten. Die Califen, die nunmehr der Ausflüsse des Nils Meister waren, versagten allen Schiffen, die aus der mittelländischen See kamen, das Einlaufen, und bemächtigten sich dieses ganzen Handels, der ihnen nicht geringen Vortheil brachte. Der bloße Zoll, den man auf die indischen Waaren damals gelegt hatte, belief sich auf das Drittheil ihres Werths. Die Küsten von Malabar und Cambaya waren die Orte, welche die Araber am meisten besuchten, und von wannen sie ihre Waaren zu Wasser nach Aden und von da zu Lande, neun Tagereisen weit, in das rothe Meer brachten. Aus dem rothen Meere wurden sie nach Cairo, und von Cairo, auf dem Nile, nach Alexandria geschafft*). Die ägyptischen Sultane waren auf diesen Handel so eifersüchtig, daß sie keinem einzigen Europäer über ihr Gebiete nach Indien zu reisen erlaubten.

Alles was daher die europäischen Kaufleute thun konnten, bestand darinn, daß sie sich nach Alexandria begaben, welches noch beständig die vornehmste Niederlage aller aus Indien kommenden Waaren blieb. Die Venetianer, die damals die größte Schifffahrt in Italien hatten, thaten diese Reise Anfangs mit vielem Vortheile. Weil aber

*) Saundo, secreta fidel. crucis lib. I.

aber dieses Glück durch das schlechte Bezeigen, das sie in Aegypten erdulden mußten, unterbrochen ward, so legten sie in Arabien, in Syrien und andern Indien näher gelegenen Gegenden, Niederlagen an. Diese Veränderung versetzte dem Handel in Alexandria einen empfindlichen Stoß, und trug sehr vieles zur Aufnahme von Cairo bey *). Weil aber endlich sowol die Christen als Saracenen sahen, daß es ihr beyderseitiger Nutzen erfordere, dem Handel zu Alexandria wieder aufzuhelfen, so wurde alles wieder auf den alten Fuß gesetzt, und die europäischen Kaufleute fanden sich aufs neue von allen Seiten ein. In dem zwölften Jahrhunderte ward der Hafen von Alexandria ungemein stark besucht. Doch als abermals die Härte und die unbilligen Auflagen der ägyptischen Regierung die fremden Kaufleute vertrieben, so ward der Specereyhandel anderswohin verlegt, besonders nach Cafa an dem schwarzen Meere, und nach Astracan, an dem Caspischen Meere, bey dem Ausflusse der Wolga. Mit der Zeit zwar ward man auch dieser unbequemen Niederlagen überdrüßig, und mußte also bald wieder nach Cairo, bald wieder nach Alexandria kommen. Die Venetianer und Genueser, welche mächtige Flotten auf der mittelländischen See, und ansehnliche Besitzungen in der Levante hatten, übertraffen zu der Zeit alle fremde Handelsleute. Der vornehmste Specereyhandel war in Venedig, und diese Stadt genoß damals des

*) Hist. des Indes, par M. Gayon. T. I. chap. 10. T. III. chap. 1.

des größten Ueberflusses. Doch diese Quelle der Reichthümer vertrocknete, als sich kühnere Seefahrer fanden, die auf dem Weltmeere nach Indien segelten, und die Waaren aus der ersten Hand holten, die man vorher durch eine Menge Umschweife hatte herausbringen müssen.

Man kann sagen, daß Johann von Bethencourt, ein Edelmann aus der Normandie, diesen Weg den europäischen Schiffen zuerst gezeigt habe, ob er sich gleich niemals vorgesetzt hatte, zu Wasser nach Indien zu gehen, und vielleicht nicht einmal die Möglichkeit dieser Reise einsahe. Er entdeckte im Jahr 1402 die Canarischen Inseln, an den westlichen Küsten von Africa, und diese glückliche Entdeckung bahnte allen übrigen den Weg. Sie erweckte die Nacheiferung der Portugiesen, die den Spuren dieses Seefahrers nachgingen, und an eben denselben Küsten, das Vorgebürge Non, das Vorgebürge Bojador, Porto Santo und Madera entdeckten. Das Ministerium von Portugal ließ es bey diesen ersten Versuchen, welche unter der Regierung Johann des I geschahen, nicht bewenden. Johann der II wollte den Umfang von Africa, und die besondre Lage von Aethiopien wissen, und schickte daher verschiedene Personen sie zu entdecken aus, unter welchen sich auch Johann von Covillan befand, der durch die mittelländische See nach Aegypten segelte. Von da ging er zu Lande nach Abyßinien, durchstrich ganz Aethiopien, schiffte sich auf dem arabischen Meerbusen ein, und gelangte bis an die westlichen Küsten von

Indien. Er gerieth vor Erstaunen ganz ausser sich, als er den reichen Handel sahe, der mit seltnen Zeugen und Diamanten, zu Cananor, zu Calicut, zu Goa getrieben ward; und als er nach Lissabon zurück kam, stattete er dem Könige von dem, was er gesehen hatte, Bericht ab. Seine Erzählung bewog den König, die Entdeckungen, die man jenseit der westlichen Küste von Africa gemacht hatte, weiter fortzusetzen, und auf dieser Seite einen Weg, der nach Indien führe, zu suchen. Ein berühmter Seefahrer, Namens Diaz, bot seine Dienste an, und die Regierung trug ihm dieses große Unternehmen auf. Er ging im Jahr 1493 zu Schiffe, gelangte bis an die mittäglichste Spitze von Africa, die man nach der Zeit das Vorgebürge der guten Hoffnung genennet hat, und kam, nach einer Fahrt von sechzehn Monaten und sieben Tagen, wieder in dem Hafen von Lissabon zurück. Von seinen Leuten, mit welchen er ausgelaufen war, brachte er nicht mehr als zwey wieder nach Hause; die übrigen alle hatten die Beschwerlichkeiten einer so langen Reise hingerissen. Endlich hatte Vasco de Chama die Ehre dieses große Werk zu Stande zu bringen. Nachdem er neun Monate auf gefährlichen Meeren herumgeirret; entdeckte er endlich Indien, und warf im Jahre 1498, an der malabarischen Küste, bey Calicut glücklich Anker.

§. XII.
Plan des Verfassers.

Ich kann diese vorläufigen Anmerkungen nicht besser beschliessen, als mit Vorlegung des Plans, dem ich bey der Geschichte der verschiedenen Völker, welche Indien bewohnen, gefolgt bin. Ich werde sie in drey Klassen eintheilen: I. diejenigen, welche zwischen dem Indus und Ganges wohnen, und deren Land das eigentlich sogenannte Indien ist; II. diejenigen, welche zwischen dem Ganges und dem Meere von Cochinchina leben; III. diejenigen, welche ihre Wohnung in den Inseln haben, die um Indien herum liegen. Ich will bey den Völkern anfangen, die zwischen dem Ganges und dem Meere von Cochinchina wohnen, weil sie, in Ansehung ihrer Sitten, ihrer Regierungsart und ihres politischen Interesse, noch am meisten mit den orientalischen Nationen übereinkommen, deren Geschichte ich in den vorhergehenden Bänden mitgetheilet habe. Der Leser wird die Wichtigkeit dieser Methode am besten einsehen, deren vornehmster Nutzen darinn liegt, daß die verschiedenen Theile dieser historischen Sammlung eine Art von näherer Verbindung dadurch erhalten.

Geschichte der Indianer.

Erste Abtheilung.

Die zwischen dem Ganges und dem Meere von Cochinchina wohnenden Indianer.

Der Theil von Indien, welcher von den Völkern bewohnt wird, deren Geschichte ich jetzt schreiben will, ist eine Halbinsel, die gegen Morgen, Mittag und Abend, mit Wasser umgeben ist, und bloß mit der mitternächtlichen Seite an das feste Land hängt, wo sie mit dem Reiche des großen Mogols, der Tartarey und China grenzet. Man giebt ihr ohngefehr fünfhundert Meilen von Norden bis Süden, und dreyhundert und sechzig Meilen von Osten bis Westen, nach ihrem weitesten Umfange. Gegen Mitternacht aber läuft das Land so schmal zu, daß es weiter nichts als eine Erdzunge wird, die größten Theils nicht viel breiter als dreyßig Meilen ist.

Die ersten Landschaften, die man in dieser Halbinsel antrift, wenn man von Morgen kömmt,

kömmt, sind Tonquin, Cochinchina, Ciampa und Camboya. Von Tonquin und Cochinchina habe ich in der Geschichte des Chinesischen Reichs, welchem diese Landschaften zinsbar sind, gesprochen. Ciampa ist ein Land, das unsern Reisenden beynahe unbekannt ist, die sich nicht einmal die Mühe genommen haben, uns den Namen seiner Hauptstadt zu melden. Camboya gehört von alten Zeiten her zu Siam, und ich werde in der Geschichte dieses Königreichs, davon zu Reden Gelegenheit haben.

Wenn man weiter in das Land hineinkömmt, entdecket man Siam, das in der Mitte der Halbinsel liegt, und Malacca, welches die mitternächtliche Spitze davon ausmacht. Von diesen leztern Ländern, welche von den Europäern seit zweyhundert Jahren fleißig besucht worden, werden sich ungleich mehr und ungleich merkwürdigere Dinge sagen lassen. Gegen Abend und gegen Morgen findet man die Königreiche Laos, Pegu, Ava, Arracan, Boutan, Tipra, Azem 2c. Ich werde mich begnügen müssen von allen den Völkern, welche diese verschiedene Gegenden bewohnen, nur etwas weniges zu sagen, theils weil ihre Geschichte eben nicht viel merkwürdiges enthält, theils weil ich die engen Grenzen, die ich mir vorgeschrieben habe, nicht wohl überschreiten darf.

Erstes Hauptstück.
Geschichte der Siameser.

Erster Abschnitt.
Fabelhafte Geschichte von dem Gesetzgeber der Siameser, dem Sommonacodom. Historische Alterthümer von Siam.

Die Siameser erkennen für ihren Gesetzgeber den Sommonacodom, den sie mehr als fünfhundert Jahr vor Christo leben lassen *). Mit ihm fängt sich ihre gewöhnliche Zeitrechnung an, der zufolge sie nach ihrer Rechnung jetzo **) 2300 zählen.

Die Chineser behaupten, daß dieser Sommonacodom in ihrem Lande gebohren worden; daß man ihn nach Siam in der Würde eines Gesandten geschickt, wo er die Gunst des Monarchen so zu gewinnen gewußt, daß er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin gegeben, und ihn zu seinem Nachfolger erklärt habe ***). Sie fügen hinzu; nach dem Tode seines Schwiegervaters habe er das Ruder des Staats übernommen, und die Siameser mit vieler Weisheit regiert; nach einigen

*) La Loubere, vom Königreiche Siam; erster Theil, Kap. III.

**) Im Jahr 1755.

***) Gevraise in s. Nachricht von dem Königreiche Siam. III. Theil. Kap. IV.

gen Jahren habe er die Regierung wieder niedergelegt, und sich in die Wälder begeben, wo er als ein büssender Einsiedler gelebt; eine große Menge Menschen wären ihm in seine Einsamkeit gefolgt, um ein gleiches Leben zu führen; er habe sich angelegen seyn lassen, sie zu unterweisen und ihnen verschiedene erhabne Wahrheiten mitzutheilen, die ihm vom Himmel geoffenbaret worden; nach seinem Tode hätten seine Schüler die Lehre, die sie von ihm gehört, ausgebreitet und ihm Tempel errichtet, um sein Andenken und ihre Dankbarkeit zu verewigen.

Die Siamesischen Chroniken kommen in allen in diesen Stücken mit den Chinesischen Jahrbüchern nicht überein. Sie versichern; Sommonacodom sey der Sohn eines Königs von Siam gewesen, und habe, nachdem er seinem Vater in dem Reiche gefolgt, mit solcher Weisheit und Billigkeit regiert, daß er die Bewunderung und die Lust seines Volks geworden. Sie erzehlen auch die Geschichte von seiner Niederlegung der Regierung und seinem eingezogenen Waldleben; allein sie lassen sich weit umständlicher über die Tugenden aus, die er in seiner Einsamkeit auszuüben, Gelegenheit gefunden. Seine Mäßigkeit war so groß, daß er des Tages nicht mehr als eine Handvoll Reiß aß, und es endlich so weit brachte, daß er sich mit einem einzigen Korne davon begnügen konnte. Was man von seiner Mildthätigkeit erzehlet, ist noch ausserordentlicher. Als er eines Tages um ein Almosen angesprochen ward, und gleich nichts anders zu geben hatte,

riß

riß er sich ein Auge aus, und legte es dem Bettler in die Hand. Bey einer andern Gelegenheit wollte er einem Armen lieber seine Frau geben, als ihn mit leeren Händen wieder weggehen lassen.

Die Strenge, die er gegen seinen Körper ausübte, lehrete ihn, seine Leidenschaften überwinden, machte ihn geschickt, über die Versuchungen des Teufels zu triumphiren, und erhob ihn über alles, was menschlich ist. Ein Engel kam vom Himmel herab; beschor ihm den Kopf und die Augenbraunen, legte ein heiliges Gesetz in seine Hände, und befahl ihm, es den Menschen zu predigen. Sommonacodon gehorchte, und seine Predigten hatten den glücklichsten Erfolg. Zu gleicher Zeit aber erregte die Bosheit seiner Neider verschiedene Verfolgungen wider ihn. Sein eigner Bruder ward sein Feind, und stellte sich, um ihn desto sicherer zu fangen, als ob er die Zahl seiner Schüler vermehren wollte. Als dieser Kunstgriff fruchtlos ablief, bediente sich Tevalat, so hieß der Treulose, der offenbaren Gewalt, allein mit eben so wenigem Fortgange. Der heilige Mann setzte seinen Gewaltthätigkeiten nichts, als den Geist der Geduld und Demuth entgegen, und machte seine Feinde dadurch glücklich zu Schanden. Tevalat starb bald darauf als ein Verruchter, und ward in die Tieffe des Abgrundes gestürzt, wo er, an ein Kreuz geheftet, nun seit mehr als zweytausend Jahren die schreckliche Verschwörung, die er wider seinen Bruder angesponnen, büßen muß.

Gleichwohl nahm das Ansehen des Sommonacodon alle Tage zu, und seine Heiligkeit offen-

barte sich durch eine große Menge Wunderwerke. Sein Angesicht ward so strahlend, daß niemand den Glanz desselben aushalten konnte. Man versichert, daß er einsmals den rechten Fuß auf den Felsen Prabat, welcher sechs Meilen von Louvo liegt, und den linken auf einen Berg, der drey Tagereisen von Prabat entfernt ist, gesetzt habe. Man zeigt den Eindruck seines Fußes noch jetzt auf dem Felsen, welcher eine Elle in der Länge und dreyzehn bis vierzehn Daumen in der Tieffe hat. Dieses Denkmal ist mit einer güldnen Platte bedeckt, und auf eben derselben Stelle hat man eine Kapelle aufgerichtet. Bey gewissen Feyerlichkeiten wird diese heilige Fußstapfe dem Volke gezeigt, und der König kömmt alle Jahre einmal, sie anzubeten. Man will sogar, daß die Löwen, die Tieger, die Elephanten und Rhinoceros sich davor niederzuwerfen pflegten.

Dieses ist ein Theil von den Fabeln, die man von dem Gesetzgeber der Siameser ausgestreuet hat. Man sagt auch, daß er der Urheber des berüchtigten Systems von der Seelenwanderung gewesen sey, oder vielmehr, daß er diese Lehre vom Himmel empfangen habe. Er selbst hat sich eine Menge Verwandelungen müssen gefallen lassen, und hat, nachdem er sein erstes Leben geendiget, nach und nach verschiedene andere angefangen. Sein erster Tod ist die gewöhnliche Zeitrechnung der Siameser, die bis auf das Jahr 545 vor Christi Geburt hinausgeht. Allein dieser Zeitpunkt ist so ungewiß, daß ihn die Gelehrten des Landes selbst verworfen, und mit einem

andern vertauscht haben, der in das Jahr des Erlösers 638 fällt *).

Seit dem Tode des Sommonacodon bis auf das Jahr 1300 der siamesischen Zeitrechnung, erwehnen die Geschichtbücher des Landes keines einzigen Regenten und auch keiner einzigen historischen Begebenheit; welche Lücke ein genugsamer Grund ist, die ganze Zeit dieser ersten dreyzehnhundert Jahre unter die fabelhaften Zeiten zu rechnen. Der erste Regent, dessen nach diesem langen Stillschweigen gedacht wird, ist Pra-poat-honne-sourittep-pennaratui-sonnane-bopitra: so schreibt Laloubere diesen Namen, welcher ohne Zweifel verschiedene Titel in sich hält. Die Siameser lassen diesen Pra-poat im Jahre 1300 ihrer Zeitrechnung regieren, welches ungefehr das Jahr 750 nach Christi Geburt ist. Diese Epocha hat mir deswegen sehr merkwürdig geschienen, weil sie gleich in die Zeit der ersten Streifereyen der Araber nach Indien fällt, und ich sollte fast verleitet werden, den Ursprung der siamesischen Monarchie dem Einfalle dieser Barbaren zuzuschreiben. Ein Haufe furchtsamer Indianer flüchtete vielleicht jenseit des Ganges, und fand, nachdem er über die Berge und durch die Wälder, welche Siam umgeben, gegangen, an den sumpfigten Ufern des Menan einen ruhigen und sichern Aufenthalt. Auf ähnliche Weise waren dreyhundert Jahre vorher, als andere Barbaren Italien überschwemmten, und Verona

*) Laloubere Theil II. Kap. XI.

und Padua verwüsteten, verschiedene Einwohner dieser zerstörten Städte in die Moräste des adriatischen Meerbusens geflüchtet, und hatten den ersten Grund zu der Republik Venedig gelegt.

Alles scheinet meiner Muthmaßung, daß die siamesische Monarchie nicht über das siebente oder achte Jahrhundert nach Christi Geburt, hinaussteigt, günstig zu seyn: das Stillschweigen der National-Geschichtschreiber von den Zeiten, die vor dieser meiner Epocha vorhergehen; die Verwerfung der fabelhaften Zeitrechnung nach dem Sommonacodon, an deren Stelle die Chronologisten von Siam einen weit neuern Zeitpunkt angenommen haben, der ungefehr in die Mitte des achten christlichen Jahrhunderts fällt; der eben nicht allzualte Ursprung der vornehmsten Städte des Landes, besonders der Hauptstadt, die erste gegen das Jahr 1360 nach Christi Geburt gebauet worden; und endlich der sehr mäßige Anwachs der Bevölkerung dieses Landes, das, so groß es auch ist, gegen das Ende des letztern Jahrhunderts, dennoch nicht mehr als neunzehn hundert tausend Einwohner zählte.

Laloubere hat eine siamesische Handschrift in Händen gehabt, die einen chronologischen Auszug der Geschichte des Landes enthalten. Es war aber ein so unvollkommenes Werk, daß unser Schriftsteller nur sehr schlechte Nachrichten daraus schöpfen können. Man fand nicht allein fast keine einzige merkwürdige Begebenheit darinn, sondern auch sogar die Namen der meisten Regenten waren vergessen. Man erfuhr bloß, daß seit

seit dem Pra=poat, bis auf den im Jahr 1689 regierenden König, das ist, in einem Zeitlaufe von 934 Jahren, die Siameser zwey und funfzig Könige zählten. Die ersten drey und zwanzig hatten ihre Residenz an verschiedenen Orten, deren Namen Laloubere anführt, ohne ihre Lage bestimmen zu können. Der vier und zwanzigste, Namens Pra-poa-noome-theleseri, welcher in dem zwölften christlichen Jahrhunderte regierte, hatte seinen Sitz zu Lacontai, einer Stadt des obern Siams, und zwang alle seine Unterthanen, sich in eben derselben Landschaft niederzulassen. Diese Wanderung eines ganzen Volks beweiset, daß die Siameser damals ein irrendes Leben müssen geführt haben, und scheinet meine obige Muthmaßung zu bestärken. Eben derselbe König baute hernach die Stadt Pipli, in dem niedern Siam, und verlegte seine Wohnung dahin. Der acht und zwanzigste Monarch, Namens Rhamatilondi, baute in dem vierzehnten Jahrhunderte die Stadt Juthia, welches die Hauptstadt des ganzen Königreichs ward, und errichtete daselbst seinen Hof. Das sind alle die Nachrichten, die man aus der Handschrift, welche Laloubere anführt, ziehen können, und außer ihnen weiß man von den historischen Alterthümern Siams so viel als nichts. Andere Quellen werden mir, in Ansehung der neuern Geschichte dieses Königreichs, mehrere und merkwürdigere Begebenheiten darbieten.

Zweyter Abschnitt.

Staatsveränderungen in Siam.

Die Staatsveränderungen in Siam sind uns mehr aus den Nachrichten der europäischen Reisenden, als aus den Jahrbüchern des Landes selbst bekannt worden. Es haben sich wenig siamesische Schriftsteller die Abfassung der Geschichte angelegen seyn lassen: es wissen diese Völker nichts von der Druckerey, und man versichert, daß sie die wenigen historischen Handschriften, welche sie besitzen, vor den Ausländern zu verbergen suchen. Man muß also zu den europäischen Nachrichten seine Zuflucht nehmen, die über die Zeiten, in welche die neuere Entdeckung Indiens durch die Portugiesen fällt, nicht hinausgehen können.

§. I.

Untreue einer Königin von Siam. Sie setzt einen von ihren Liebhabern auf den Thron, nachdem sie ihren Gemahl und ihren Sohn umgebracht.

Die erste wichtige Staatsveränderung, deren unsere Reisende gedenken, ereignete sich in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, und ward von einem verliebten Weibe veranlasset *). Das Königreich Siam ward damals von einem weisen

*) de l'Isle, historische Nachricht von dem Königreiche Siam.

weisen und tugendhaften Monarchen regieret, den seine Unterthanen liebten, und der nicht allein wegen seiner Gerechtigkeit und Gnade, sondern auch wegen der Siege berühmt war, die er über seine Nachbarn davon getragen hatte. Während daß er außer dem Gebiete von Siam Krieg führte, verliebte sich seine Gemahlin in einen von ihren Hofleuten und ward schwanger. Die Furcht, daß die schändlichen Folgen ihrer Untreue auskommen möchten, brachte sie auf den grausamen Anschlag, ihrem Gemahle nach dem Leben zu stehen, und als er aus dem Feldzuge wieder zurück kam, vergab sie ihn mit Gift. Dieser Monarch hinterließ einen Sohn, der neun Jahr alt war, und den er vor seinem Tode krönen ließ; allein er war noch viel zu jung, an das Ruder der Regierung zu treten. Die Großen trugen also seiner Mutter das Regiment auf, deren Schandthaten noch unbekannt waren. Sie regierte einige Monate lang mit ziemlichem Ansehen; endlich aber bemerkte man ihre Schwangerschaft, und aller der Vorsicht ungeachtet, die sie, heimlich niederzukommen, nahm, ward die Sache dennoch ruchtbar. Bald darauf erfuhr man auch ihre übrigen Verbrechen, und sie mußte fürchten, von ihrem Sohne, wenn er mündig würde, deswegen zur Strafe gezogen zu werden. Mehr brauchte es nicht, diese grausame Mutter auch zur Ermordung dieses jungen Prinzen zu vermögen, um den Gegenstand ihrer sträflichen Liebe auf den Thron zu erheben. Sie vollführte dieses doppelte Verbrechen, und ließ ihren Liebling den zweyten November

vember im Jahr 1548 krönen. Allein ihre Unterthanen, die so vieler Laster müde waren, liessen die Rache nicht allzulange anstehen. Der Oya, oder Statthalter von Pisselouk, welches einer von den vornehmsten Ministern des Reichs war, und der König von Camboya, der damals zu den Vasallen der Krone Siam gehörete, stellten sich an die Spitze der Mißvergnügten; die Königin und ihr unwürdiger Liebling wurden bey einem Gastmahle umgebracht, und man setzte einen natürlichen Sohn des vorigen Königs, der die Würde eines Talapoim angenommen hatte, auf den Thron.

§. II.

Streitigkeiten der Siameser und Bramas; Krieg des weissen Elephanten wegen; Eroberung von Siam.

Kaum fing der neue Monarch, den man an die Stelle des unrechtmäßigen Regenten gesetzt hatte, an zu regieren, als er sich von einem mächtigen Feinde angefallen sahe, der, nachdem er Pegu, und andere Königreiche auf der Halbinsel Indiens unter sein Joch gebracht hatte, seine Herrschaft auch bis über Siam auszubreiten willens war. Dieser Ueberwinder war aus dem Lande der Bramas, eines mit Pegu grenzenden, und ihm zinsbaren Volks. Von dieser Unterthänigkeit nun, machte er sie nicht allein frey, sondern überzog auch das Land der Peguaner mit Krieg, tödtete ihren König in einer Schlacht und bemäch-

bemächtigte sich seiner Staaten. Man erzehlt erschreckliche Dinge von der Grausamkeit dieses Brama. Als er Martaban, die Hauptstadt eines kleinen mit Pegu grenzenden Staats, durch Sturm eingenommen hatte, ließ er hundert und vierzig Weiber aus den vornehmsten Familien des Reichs hängen. Die Königin des Landes, welches eine Tochter des verstorbenen Königs der Peguaner war, ward zu eben derselben Lebensstrafe verurtheilt; viere von ihren Söhnen, wovon der älteste nur sieben Jahr alt war, erwürgte man vor ihren Augen, um mit der Barbarey auch die Beschimpfung zu verbinden, ließ man diese unerhörte Hinrichtungen unter einem Himmel geschehen. Der König von Martaban mußte ein eben so unwürdiges Verfahren erdulden; man band ihm einen Stein an den Hals, und warf ihn, nebst fünfhundert seiner Vasallen, ins Meer. Als sich der Brama auch von der Hauptstadt eines andern Königreichs, mit Namen **Prom**, Meister gemacht, ließ er den größten Theil der Einwohner über die Klinge springen; und nachdem er befohlen, so viel Kinder, als möglich, zusammen zu bringen, ließ er sie alle in kleine Stükken zerhauen, um seine Elephanten damit zu füttern. Der Königin von Prom erging es noch schrecklicher, als der von Martaban; man zog sie ganz nackend aus und schleppte sie so durch die Stadt; man zerpeitschte sie unterwegens mit Ruthen, band sie endlich, ganz blutend, mit dem Könige, ihrem Gemahle, zusammen und warf

beyde in den Fluß. Der Wüterich verübte noch eine Menge anderer Grausamkeiten.

Als er sich den ganzen mitternächtlichen Theil von der Halbinsel Indiens unterwürfig gemacht, wandte er sein Augenmerk auf Siam. Er brach, an der Spitze eines Heers von hundert tausend Mann von Martaban auf, und ging, nachdem er sich verschiedener Plätze bemächtiget, auf Juthia, die Hauptstadt des siamesischen Reichs, los. Er belagerte sie, wagte verschiedene Stürme, und kam auch endlich so weit, daß er auf der Mauer festen Fuß faßte. Doch der Oya von Pisselouk, dieser rechtschaffne Siameser, dessen ich bereits gedacht habe, vertheidigte den Platz mit aller möglichen Tapferkeit, und verjagte den Feind wieder aus seinem vortheilhaften Posten. Weil der Brama demjenigen, der ihm ein Thor öffnen würde, eine ansehnliche Belohnung versprechen ließ, so ließ der Oya selbst eines aufmachen, und schickte jemand zu ihm, die Belohnung abholen zu lassen.

Die halsstarrige Vertheidigung der Belagerten, und ein Aufruhr, der sich in Pegu hervorthat, nöthigten den Brama, sein Vorhaben aufzugeben, und sich wieder auf den Weg nach Martaban zu machen. Ein peguanischer Prinz, Namens Xemindoo, der aus dem alten Blute der Könige des Landes entsprossen, war an die Spitze einer mächtigen Partey getreten, die ihn, in Abwesenheit des Brama, zu ihrem Könige ausgerufen hatte. Dieser nun ging auf sie los, und trug anfangs einige Vortheile über die Rebellen

davon; doch seine Truppen wurden in einer Hauptschlacht geschlagen, und er selbst kam darin ums Leben.

Xemindoo genoß seines Sieges nicht lange. Es erklärte sich ein mächtiger Feind wider ihn, und verursachte einen neuen Aufstand in Pegu. Ein Wagehals nemlich, der mit dem gebliebenen Brama aus einem Lande war, und ihm bey seinen unrechtmäßigen Eroberungen mit Rath und That beygestanden hatte, hatte sich vorgenommen, seinen Tod zu rächen. Er drang also mit gewaffneter Hand in Pegu, schlug den Xemindoo und stieß ihn vom Throne. Da er sich Meister von allen den Ländern sahe, die der alte Brama auf der nordlichen Seite von Siam besessen hatte, so beschloß er, seinem Exempel zufolge, die Eroberung dieses Königreichs gleichfalls zu versuchen. Der Vorwand dieses Feldzuges ist sehr merkwürdig. Die Indianer in diesen Gegenden haben sehr viel Hochachtung für die Elephanten, und besonders für die weissen, deren Art in dem Lande sehr selten ist. Diese Hochachtung geht so weit, daß sich ein indischer Monarch sehr glücklich schätzt, wenn er einen Elephanten von dieser Farbe haben kann. Er nimt alsdenn den Titel des Königs vom weissen Elephanten an, wodurch er eine Art von Vorzug vor allen Königen, seinen Nachbarn, erhält. Kann man sich wohl einbilden, daß ein so lächerliches Vorurtheil die Gelegenheit zu einem grausamern Kriege zwischen den Siamesern und Peguanern ward? Der König von Siam war seit verschiedenen Jahren der ruhige Besitzer

eines

eines von diesen Thieren gewesen, das verschiedenen indischen Monarchen nach einander zugehört hatte, und endlich durch das Schicksal der Waffen in seine Gewalt gekommen war. Der Brama, welcher eine Gelegenheit, mit den Siamesern zu brechen, suchte, schickte zu ihm, mit Bitte, ihm für eine gewisse Schadloshaltung, wie er sie nur selbst verlangte, den weissen Elephanten abzutreten. Weil aber der König von Siam zu stolz war, diese Bitte statt finden zu lassen, so kündigte ihm der Peguaner den Krieg an, und eröfnete den Feldzug. Als er bey Juthia ankam, machte ihm ein Verräther eines von den Thoren auf, durch welches die Peguaner in die Stadt drangen und sie ausplünderten. Der Pallast ward den Augenblick von einer Menge Barbaren umringt, und weil der König nicht lebendig in die Hände des Siegers fallen wollte, so brachte er sich selbst ums Leben.

Dieser unglückliche Krieg versetzte der Macht der Siameser einen tödtlichen Stoß, brachte sie um alles das Ansehen, das sie in Indien hatten, entriß ihnen verschiedene Vasallen, die bey dieser Gelegenheit das Joch abschüttelten, und unterwarf sie einem schweren Tribute, den sie an die Peguaner bezahlen mußten. Der Sieger, der mit diesem Tribute und dem Besitze des weissen Elephanten, welcher ihm ausgeliefert worden, zufrieden war, ließ den Thron von Siam dem nächsten Erben des verstorbenen Königs, doch unter der Bedingung ihm zu huldigen. Der Treue der Siameser aber desto versicherter zu seyn, nahm

er die verwittwete Königin, und zwey Söhne des regierenden Fürsten, als Geissel, mit sich fort.

§. III.

Die Siameser werfen das Joch der Peguaner ab; neues Unternehmen auf Siam; Ausrottung der Gewalt der Bramas.

Der Brama starb bald nach diesem Feldzuge und hinterließ einen Sohn, der ihm nachfolgte. Der König von Siam war bey der Krönung dieses Prinzen gegenwärtig, küßte ihm den Stiefel und überreichte ihm, zum Zeichen seiner Huldigung, eine güldne Krone. Wenige Zeit darauf aber, ergriffen seine zwey Söhne, die in dem Lande als Geissel bewahret wurden, die Flucht und kamen nach Siam zurück. Der älteste von diesen zwey Prinzen bestieg in der Folge den Thron, und hatte das Glück, seine Nation von dem Joche der Peguaner zu befreyen. Die Geschichte von Siam nennt ihn Raja-Api, und die Portugiesen haben ihn den schwarzen König geheissen. Als er sahe, daß der König von Pegu in einen gefährlichen Krieg mit seinen Vasallen verwickelt war, machte er sich diesen Augenblick zu Nutze, und rächte die Siameser wegen aller der Beleidigungen, die sie von den Bramas hatten erdulden müssen. Unter dem Vorwande, dem Könige von Pegu, dessen Vasall er war, zu Hülfe zu kommen, rückte er mit einer zahlreichen

Armee in sein Gebiete und zeigte sich vor der Hauptstadt. Der Brama, der seine Absichten argwohnte, versuchte anfangs, ihn in seinem Lager aufheben zu lassen; hernach schlug er ihm eine Unterredung vor, und legte ihm andere Fallstricke. Doch der Siameser entging ihnen allen klüglich, und zog sich, weil er nichts auf das Glück wollte ankommen lassen, wieder in sein Land zurück; und war zufrieden, seine Macht wenigstens gezeigt zu haben.

Die zwey Könige beobachteten eine Zeitlang eine tiefe Verstellung, und jeder wartete auf die bequemste Gelegenheit, sich einer an dem andern zu rächen. Der Brama, der weit stürmischer und stolzer war, brach zuerst los, verheerte das Gebiete von Siam und kam bis vor die Thore von Juthia. Der schwarze König fuhr in seiner Verstellung fort, ließ seinen Feind bewillkommen, stellte sich als ob er ihm ohne Schwierigkeit die Thore öffnen wollte, und bat ihn bloß, seinen Einzug nur noch einige Tage aufzuschieben, damit man Zeit habe, die nöthigen Anstalten zu seinem Empfange zu machen. Eben war damals die Zeit der Ueberschwemmung, welche in diesem Theile Indiens, so wie in Aegypten, ordentlich einfällt, sehr nahe. Der Regen fing an, der vornehmste Fluß im Lande, der Menan, trat aus seinen Ufern, und es währte nicht lange, so war das ganze feindliche Lager überschwemmt. Der größte Theil der Peguaner kam um; viele im Wasser, viele durch den Hunger und nicht wenige durch das Schwerd der Siameser.

Der

Der Brama that nachher noch verschiedene andere Versuche, und schickte ansehnliche Armeen, eine nach der andern, nach Siam, die von seinem Bruder und von seinem Sohne angeführet wurden. Allein seine Truppen wurden beständig geschlagen, und sein Sohn selbst blieb in einer von den Schlachten. Bey so vielem Unglücke verlohr er gleichwohl nicht den Muth, sondern machte vielmehr Anstalt, zur Fortsetzung des Krieges, neue Truppen aufzubringen. Doch seine Unterthanen, die von einem so verderblichen Feldzuge abgeschreckt waren, bezeigten einen unüberwindlichen Widerwillen, sich anwerben zu lassen. Viele begaben sich in den Orden der Talapoias, andere verbargen sich in die Wälder; der größte Theil verließ das Land und flüchtete in die benachbarten Staaten. Der König ward durch diesen Ungehorsam aufgebracht, und rächte sich auf eine erschreckliche Weise. Er legte verschiedene Städte und eine Menge Dörfer in die Asche, und befahl, daß alle Flüchtlinge, deren man habhaft werden würde, mit einem glüenden Eisen gebrandmarkt, oder zum Tode verurtheilt werden sollten. Diese gräßlichen Bestrafungen erbitterten das Volk noch mehr, das in verschiedenen Provinzen einen förmlichen Aufstand erregte. Der König von Siam, der auf alles, was ihm vortheilhaft seyn konnte, sehr aufmerksam war, rückte nunmehro in Pegu ein, überraschte seinen Feind, schlug ihn bey verschiedenen Gelegenheiten, und zwang ihn, sich in seine Hauptstadt zu werfen, in der er ihn belagerte. Doch da zu eben der Zeit, Alphonsus von Albu-

Albuquerque, Vicekönig der Portugiesen, auf das Gebiete von Siam verschiedene Streifereyen unternahm, so ward der schwarze König genöthiget, sein Unternehmen aufzugeben, um zur Vertheidigung seiner eigenen Staaten herbey zu eilen.

Dieser schleunige Rückmarsch hätte die Angelegenheiten von Pegu wieder auf einen guten Fuß setzen können; doch alle seine übrigen Vasallen hatten seinen Untergang geschworen, und selbst in seiner eignen Familie fand er einen gefährlichen Feind, der sich in eine Verschwörung wider ihn einließ. Der König von Jangoma, sein Schwager, verband sich mit dem Könige von Arrakan, und ihre gemeinschaftliche Macht war wider den Brama gerichtet, der ihnen keine Armee entgegen stellen konnte, und sich also genöthiget sahe, Schutz und Sicherheit in seiner Hauptstadt zu suchen. Seine Feinde verfolgten ihn bis dahin, nahmen die Stadt mit Sturm ein, bemächtigten sich seiner Person und liessen seine ganze Familie ums Leben bringen. Auf diese Weise endigte sich in Pegu die Herrschaft der Bramas, die ungefehr sechzig Jahr mit vieler Gewalt und Ansehen, zugleich aber auch mit so vieler Grausamkeit regierte, daß ihr Name noch bis jetzt in Indien ein Abscheu ist.

Der Untergang ihrer Monarchie war das Heil der benachbarten Staaten. Der König von Arraban blieb Meister von Pegu, ließ sich aber nicht einkommen, die alten Vasallen dieses Königreichs wieder unterwürfig zu machen, die sich diese Staatsveränderung zu Nutze gemacht und

das Joch abgeworfen hatten. Die Siameser waren die ersten, die sich in Freyheit setzten. Ihr König weigerte sich nicht allein, dem neuen Monarchen von Pegu zu huldigen, sondern überzog sogar den König von Jangoma, seinen Bundesgenossen mit Kriege, verheerete seine Länder und endigte diesen Feldzug mit der Eroberung von Martaban. Er brachte hierauf auch die Könige von Camboya und Patana, und die andern alten Vasallen seiner Krone, die sich, zur Zeit der unrechtmäßigen Herrschaft der Bramas, empöret hatten, wieder zum Gehorsam.

§. IV.

Tod des schwarzen Königs; Verschwörung wider seinen Nachfolger; Ausschweifung in die Peguanschen Angelegenheiten.

Der schwarze König starb im Jahre 1605 und hinterließ keine Kinder. Die Krone kam also auf seinen Bruder, welchen die portugiesischen Nachrichten den weissen König nennen. Dieser Monarch ließ seine erste Sorge dahin gehen, den Frieden zu befestigen, und den Ueberfluß in seinen Staaten wiederherzustellen, welche durch die vorigen Kriege sehr erschöpft waren. Seine ruhigen Tugenden würden das Glück seiner Völker gemacht haben, wenn er sein Vertrauen an einen unwürdigen Liebling verschwendet hätte, der sich in eine Verschwörung wider sein Leben

einließ und das Königreich in neue Unruhen stürzte. Dieser Verräther nahm heimlich fünfhundert Japaner in seinen Sold, die er als Kaufleute verkleidete, und war des festen Vorsatzes, seinen Herrn umzubringen und sich des Thrones zu bemächtigen. Weil aber der König plötzlich in eine Krankheit verfiel, so wollten die Verschwornen den Faden eines ohnedem zu Ende eilenden Lebens nicht mit Gewalt zerreissen, sondern begnügten sich den ältesten von seinen Söhnen, einen Prinz von großer Hoffnung, der den ehrgeizigen Absichten ihres Haupts eine wichtige Hinderniß seyn konnte, mit Gift aus dem Wege zu räumen. Nach dem Tode des weissen Königs, versicherte sich sein Nachfolger, dem die Zusammenverschwörung des treulosen Ministers bekannt war, dessen Person, und ließ ihm unter verdienten Martern das Leben nehmen. Diese Hinrichtung, die der Monarch seiner eignen Sicherheit schuldig zu seyn erachtete, hätte beynahe seinen Untergang verursacht. Denn kaum hatten die in der Verschwörung verwickelten Japaner den Tod des Ministers vernommen, als sie mit vollem Tumulte in den Pallast drangen und dieser Hinrichtung wegen Rechenschaft forderten. Der König konnte diesen Aufruhr nicht anders stillen, als daß er ihnen den Tod von vier Ministern, deren Köpfe sie von ihm verlangten, versprach; und zur Versicherung seines Worts lieferte er ihnen verschiedene Geissel in die Hände, unter welchen sich sein eigner Oheim befand. Dieser Genugthuung ohngeachtet, plünderten sie die Stadt aus, und

begingen eine Menge Gewaltthätigkeiten; worauf sie sich nach ihrem Vaterlande einschifften und eine reiche Beute mit sich fortnahmen.

Die Verbindung, in welcher die Geschichte von Siam mit der peguanischen steht, ruft mich zu den Angelegenheiten dieses letztern Reichs zurück. Als der König von Arrakan, der neue Besitzer dieses weiten Reichs, sahe, daß es durch die vielen Kriege an Mannschaft und Geld erschöpft worden, ließ er sich angelegen seyn, den Ueberfluß wiederherzustellen und die Bevölkerung des Landes auf alle Weise zu unterstützen. Die Anlegung eines neuen Handels, in einem freyen und allen Nationen offnen Hafen, schien ihm eines der kräftigsten Mittel zu seyn, seine großen Anschläge auszuführen. In dieser Absicht trat er den Portugiesen den Hafen von Surian, der in dem südlichen Theile von Pegu liegt, ab, und erlaubte ihnen an dem Ufer ein Fort und Wohnungen für sich anzulegen. Dieser Ort ward gar bald die Zuflucht einer unendlichen Menge von Flüchtlingen, die an den Küsten herumirreten und welche die Tyranney der Bramas zerstreuet hatte. Ueber dieses zog auch der Handel eine große Anzahl Fremde dahin, so daß Surian in kurzer Zeit eine sehr ansehnliche Stadt ward. Allein ihr beglückter Anwachs erweckte die Eifersucht der benachbarten Mächte; der König von Ava besonders schöpfte darüber Verdacht, und zog an der Spitze einer mächtigen Armee wider die Portugiesen aus. Er jagte sie aus Surian, drang in das Innere des Landes, verheerte und eroberte das ganze

Pegu, welches durch eine neue Staatsverände-
rung zu einer Provinz des Königreichs Ava
ward.

§. V.

Verfolg der Staatsveränderungen von Siam; ein König, der von seinen Unterthanen, wegen seiner übeln Regierung zum Tode verdammt wird.

Es war nun einmal das Schicksal der Ueberwinder von Pegu, daß sie ihre Waffen wider die Siameser, die alten Feinde ihres Reichs, kehrten. Der König von Ava drang in ihr Gebiete ein, und beschloß eben den Tribut von ihnen zu fordern, den sie an die Bramas bezahlt hatten. Doch ihr Monarch stellte sich kühnlich dem Feinde entgegen, schlug ihn aufs Haupt, und befreyte sein Land von diesem Schwarme Barbaren. Als Ueberwinder des Königs von Ava, überzog er nun den Fürsten von Jangoma mit Kriege, dem er alle seine Staaten entriß, und eroberte mit gleichem Glücke die Königreiche Laos und Camboya. Dieser glückliche Monarch regierte seine Unterthanen mit vieler Liebe, und setzte sich bey den Fremden in großes Ansehen; seine Thaten und Tugenden erwarben ihm die ruhmvollen Beynamen des Großen und des Gerechten. Er war menschenfreundlich, freygebig, aufmerksam Zucht und Ordnung zu erhalten, prächtiger als je einer von seinen Vorfahren, liebte die Gerechtigkeit, ließ sich von den Fremden leicht sprechen, und beob-

beobachtete die Pflichten seiner Religion so genau, daß ihn die Siameser als einen Heiligen verehrten.

Er hinterließ bey seinem Tode einen Bruder und Kinder, die noch sehr jung waren. Nach den Reichsgesetzen gehörte der Thron dem Bruder, weil die Söhne noch nicht das zur Uebernehmung des Regiments erforderliche Alter erreicht hatten. Eine tadelhafte Begünstigung, von der wir in der siamesischen Geschichte mehr als ein Beyspiel antreffen, verleitete den Monarchen, den ältesten von seinen jungen Prinzen zu seinem Nachfolger zu ernennen, und er hatte Nachdruck genug, die Großen des Reichs zur Genehmhaltung dieser Wahl zu vermögen. Er trug es dem Oya Calahom, oder ersten Minister auf, auf die Vollziehung dieses seines letzten Willens zu dringen, und kaum hatte er die Augen geschlossen, als sein ernannter Nachfolger in der ihm bestimmten Würde erkannt ward. Dieses kostete dem Bruder des verstorbenen Königs das Leben, der, nach der grausamen Staatsklugheit dieser asiatischen Höfe, der Sicherheit des regierenden Fürsten aufgeopfert ward.

Der junge König gab die Würde des Oya Calahom dem getreuen Siameser, der sie bey Lebzeiten seines Vaters bekleidet hatte, und dessen Beystande er seine Gelangung zum Throne schuldig war. Er verließ sich in Ansehung der Verwaltung des Reichs gänzlich auf ihn, und anstatt das Ruder selbst führen zu lernen, überließ er sich der Unthätigkeit und Wollust, wodurch er

in die äusserste Verachtung gerieth. Einem Theile dieses Uebels half der Oya durch seinen unermüdeten Fleiß und eine nicht gemeine Klugheit bey Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten glücklich ab; und so wie diese seine Aufführung die persönlichen Laster des Monarchen in Vergessenheit brachte, so legte sie den großen Eigenschaften des Ministers einen immer größern Glanz bey, bis endlich die Augen der ganzen Nation auf ihn gerichtet waren. Man gewöhnte sich nach und nach, ihm außerordentliche Ehre zu erweisen, und sein Hof ward weit zahlreicher, als der Hof des Königs. Diesen Vorzug konnte der junge Monarch, seiner niedrigen Gesinnungen ungeachtet, nicht ertragen, und beschloß den glücklichen Minister, welcher der Gegenstand desselben war, zu stürzen. Allein der Oya merkte seine Anschläge, und machte daher, um ihrer Wirkung zuvorzukommen, eine heimliche Verbindung mit verschiedenen Großen des Reichs, die sein Leben zu vertheidigen, und unter sich die genaueste Eintracht zu beobachten, schworen. Es währte nicht lange, so artete diese Verbindung in eine offenbare Zusammenverschwörung aus. Die Glieder derselben drangen mit bewaffneter Hand in den Pallast, und der König sahe sich genöthiget seine Sicherheit außerhalb demselben zu suchen. Er flüchtete in einen Tempel, der vor der Stadt lag, und hielt sich einige Tage daselbst verborgen. Allein man entdeckte seinen Aufenthalt, und brachte ihn aus demselben wieder in den Pallast zurück, wo ihm die versammelten Großen der königlichen Würde ent-

entsetzten, und zum Tode verurtheilten. Man versichert, der Oya Calahom sey in seiner Großmuth, oder seiner Verstellung so weit gegangen, daß er die Richter um das Leben des abgesetzten Königs gebeten, die Willfahrung seiner Bitte aber nicht erhalten können. Der lasterhafte Monarch ward dem Hasse seines Volks aufgeopfert, und der glückliche Minister, dessen Regierung so beliebt war, an seiner Statt auf den Thron gesetzt. Es ist merkwürdig, daß diese blutige Katastrophe in eben die Zeit fällt, als Europa der Schauplatz eines ähnlichen Trauerspiels ward. Als die Engländer *) Carl den I in London enthaupteten, verfuhren die Barbaren in Siam auf eine ähnliche Art mit ihrem Monarchen.

§. VI.

Chaou-Pasa-Thong bemächtiget sich des Thrones. Wie sein Sohn dazu gelangt. Verschwörung der Talapoins.

De l'Isle, aus welchem ich alle die historischen Umstände gezogen habe, die der Inhalt der vorhergehenden Paragraphen sind, hat Unrecht, wenn er vorgiebt, daß seit den jetzt gedachten Unruhen, bis zur Niederlassung der Franzosen in Siam, dieses Königreich die vollkommenste Stille genossen habe. Chaou-Pasa-Thong **), der

*) Den 9. Febr. 1649.

**) Gervaise IV. Theil, I Kap.

Vater desjenigen Monarchen, der die Franzosen so gütig aufnahm, bemächtigte sich unrechtmäßiger Weise des Throns, und verursachte also eine abermalige Staatsveränderung in Siam. Der König, zu dessen Nachfolger er sich aufdrang, und der wahrscheinlicher Weise gleich auf den Oya Calahom gefolgt war, hatte vier Söhne hinterlassen. Zwey davon ließ Chaou-Pasa zu Pipli, wohin sie geflüchtet waren, umbringen, drohte mit den andern zweyen, die ihre Sicherheit in dem Königreiche Laos suchten, eben so zu verfahren, heyrathete ihre Schwester, alles Widerstandes, dem sie ihm that, ungeachtet, und ließ sich zum Könige ausrufen. Er hatte einen Sohn, Namens Chaou-Naraie, der selbst nicht anders als durch neue Unruhen auf den Thron gelangte. Sein Oheim hatte sich der obersten Gewalt bemächtiget, und würde sich ohne Zweifel dabey erhalten haben, wenn Chaou-Naraie nicht die Portugiesen zu Hülfe genommen hätte. Von diesen unterstützt, rückte er mit tausend Mann vor den Pallast, bemächtigte sich aller Eingänge, und kam bis in das Zimmer des unrechtmäßigen Thronfolgers, den er mit eigner Hand umbrachte.

Der neue Monarch eröffnete seine Regierung mit einem Feldzuge, durch den er sich bey allen seinen Nachbarn in Furcht setzte. Die Peguaner hatten sich an seinen Grenzen sehen lassen und fingen an, weiter einzudringen; diesen ging er entgegen, schlug sie und trieb sie gänzlich aus dem Königreiche. Mit gleichem Glücke erstickte er

auch

auch verschiedene einheimische Verschwörungen, deren gefährlichste die Talapoins angesponnen hatten. Als er eines Tags unter einer geringen Begleitung, so wie es die Monarchen von Siam in der Gewohnheit hatten, in den Tempel gehen sollte, hatten die Priester den Anschlag gemacht, ihn umzubringen. Einer von seinen Kriegsbedienten aber, der in die Pagode gekommen war, und die außerordentliche Anzahl Talapoins bemerkt und zugleich wahrgenommen hatte, daß sie unter ihren Kleidern Waffen verborgen hielten, hinterbrachte ihm die Verschwörung, worauf er sogleich den Tempel umringen, und nach gewisser Ueberzeugung, daß ihm diese Nichtswürdigen nach dem Leben gestanden, sie alle von den Soldaten niedermachen ließ.

Die Lection, die er einem Sancrat, das ist, einem Bischofe einmals ertheilte, verdienet angeführt zu werden. Der Prälat stellte ihm vor, daß sich die Siameser wegen seiner außerordentlichen Strenge beklagten, und gab ihm hierüber verschiedene unbedachtsame Vermahnungen. Der König hörte ihn mit Geduld zu, und ließ ihn ohne den geringsten Vorwurf von sich. Allein des Tages darauf schickte er ihm einen Affen von ungeheurer Größe, mit dem ausdrücklichen Befehle, ihn wohl zu pflegen, und ihn alle die Bosheiten ungestört ausüben zu lassen, deren die Thiere von seiner Art fähig wären. Der Affe richtete keine geringe Zerstörung in dem Hause des Prälaten an, zerbrach das kostbarste Porcelain, verderbte den besten Hausrath und verwundete nicht

wenig Personen. Der arme Sancrat begab sich hierauf zum Könige und flehete, inständigst, ihn von einem so gefährlichen Gaste zu befreyen. Was? sagte der Monarch, du kannst die ausschweifenden Freyheiten eines einzigen Thieres nicht einen oder zwey Tage dulden, und verlangst gleichwohl, daß ich, mein ganzes Leben hindurch, die Bosheiten eines Volks, das tausendmal schlimmer ist, als alle Affen im Walde, gelassen ertragen soll? Geh, fuhr er fort, ich weis die Bösen mit Strenge zu strafen; ich weis aber auch die Guten zu belohnen.

§. VII.

Ursprung der Verbindungen des Chaou-Naraie mit Ludwig dem XIV. Abschilderung des Constantin Phaulkon. Niederlassung der Franzosen in Siam. Bewegungen, die ihre Ankunft verursacht.

Das Glück brachte an den Hof des Chaou-Naraie einen Mann, der sich gar bald durch seine Gaben bekannt machte, und auf die höchste Staffel des Glücks erhoben ward, zu der nur jemals ein Europäer in Indien gelangt ist. Er hieß Constantin Phaulkon *); die französischen Nachrichten aber nennen ihn mit Unrecht Constanz; er hat sich überall mit dem erstern Namen unterschrieben und niemals einen andern geführt. Der Pater Tachard **), der ihn gegen das

*) Kämpfer, Reise nach Siam.
**) In seiner ersten Reise nach Siam. Buch III.

das Jahr 1650 gebohren werden läßt, giebt ihm einen edeln Venetianer zum Vater, der der Sohn eines Statthalters in Cephalonien, auf dem Archipelago, gewesen sey *); zur Mutter giebt er ihm ein Fräulein aus eben diesem Orte, das aus einer der ältesten Familien des Landes entsprossen. Er fügt hinzu, weil Constantin, wegen des schlechten Zustandes, in welchem seine Aeltern die Angelegenheiten seines Hauses gelassen, seine Würde nicht behaupten können, so habe er sich in dem zwölften Jahre seines Alters aus dem Lande begeben, und sey nach England geschifft, wo er sich in die Gunst verschiedener Herren bey Hofe gesetzt; weil er aber gleichwohl sein Glück daselbst zu machen verzweifelt, so habe er bey der dasigen indischen Handlungsgesellschaft Seedienste genommen; als ein redlicher Mann sey er nie darauf bedacht gewesen, ein schleuniges Glück zu machen, sondern habe lieber bey dem Seewesen von einer Staffel auf die andere steigen und sich nach und nach mit Ehren erheben wollen. Er war Chaloupenmeister, als er das erstemal in Siam ankam: und dieses war das Glück alle, welches er bey der englischen Hand-

*) Weder Kämpfer, noch der Jesuit le Blanc, noch irgend ein anderer Geschichtschreiber gedenkt des vermeintlichen Adels unsers Constantins; wobey auch anzumerken ist, daß wie ein edles Geschlecht in Venedig gewesen, das den Namen Phaulkon geführt. Diese ganze Erzehlung des Pater Tachard verräth Uebertreibung und Schmeicheley; zwey Fehler, die durchaus in seiner Nachricht herrschen.

Handlungsgesellschaft gemacht hatte, die er bald darauf verließ. Er schwor in England die katholische Religion ab, in der ihn seine Aeltern erzogen hatten, und nahm sie in Siam wieder an, wo er mit den Mißionarien der Gesellschaft Jesu in sehr genaue Verbindungen kam.

Da er sich bey seinen verschiedenen Reisen einiges Geld gesammelt hatte, so rüstete er ein Schiff aus, und fing an für seine eigne Rechnung zu handeln. Kaum aber war er von der Rhede von Siam abgelaufen, als ihn widrige Winde an die Küste wieder zurück schlugen, wo er zweymal scheiterte. Nachdem er wieder in die See gegangen, litte er an den malabarischen Küsten einen dritten Sturm, in welchem sein Schiff gänzlich verloren ging. Er rettete mehr nicht als zwey tausend Thaler, wofür er eine Barke kaufte, auf welcher er nach Siam zurückzukehren beschloß.

Als er im Begriff war abzusegeln, traf er von ungefehr einen vornehmen Siameser an dem Ufer an, der von einer Gesandtschaft aus Persien zurückkam, und an eben derselben Küste Schiffbruch gelitten hatte. Der Siameser gab sich dem Constantin zu erkennen, und dieser ward von seinem Unglücke so gerührt, daß er ihm Kleider gab, ihn in sein Fahrzeug aufnahm, und während der Reise mit allem Nöthigen versahe. Diese Gefälligkeiten erweckten in dem Siameser die allerlebhafteste Dankbarkeit. Bey seiner Zurückkunft in Siam, stellete er dem Barcalon *) davon Bericht, und machte

*) So nennen die Siameser den Minister, der die ausländischen Angelegenheiten zu besorgen hat.

machte ihm von seinem Wohlthäter eine so vortheilhafte Abschilderung, daß der Minister diesen Fremdling zu sich holen ließ, ihn nach seinem Geschmacke fand, und seines besondern Schutzes würdigte. Constantin wußte sich gar bald in das Vertrauen des Barcalon einzuschmeicheln, und selbst die Gunst des Monarchen zu gewinnen, der sich seiner in verschiedenen wichtigen Geschäften bediente. Als der Barcalon mit Tode abging, kam der Grieche an seine Stelle, und bald darauf ward er Oberaufseher des königlichen Hauses.

Unsere europäischen Geschichtschreiber haben von diesem Lieblinge des Chaou-Naraie verschiedentlich gesprochen, und es wird nicht unnütze seyn, das, was sie von ihm sagen, mit wenig Worten hier anzuführen. Der Pater Tachard *), sein vertrauter Freund, und das heimliche Werkzeug seiner Unterhandlungen mit Frankreich, schildert ihn als einen Menschen von großer Bescheidenheit, erbaulicher Frömmigkeit, und so untadelhafter Redlichkeit, daß er alle Geschenke von Privatpersonen, und so gar die Besoldungen seines Amts sich anzunehmen geweigert; er habe, sagt der Pater, leicht mit sich sprechen lassen, sey gegen jedermann gütig und verbindlich, streng und unerbittlich aber gegen die Großen gewesen, so oft sie sich von ihrer Schuldigkeit entfernet. Es ist wohl zu merken, daß Constantin noch lebte, und sich eben auf dem höchsten Gipfel seines Glücks befand,

*) Tachard, erste Reise nach Siam, III. Buch. S, 144. nach der Ausgabe von Amsterdam 1688.

befand, als Tachard seine Nachricht verfertigte *). Der Pater le Blanc **), dessen Schrift erst nach dem Tode dieses Ministers ans Licht trat, gestehet ohne Umschweif, daß seine Eigenschaften von verschiedener **Mischung** gewesen; daß seine Freunde allzuschmeichelhafte Abschilderungen von ihm gemacht; daß er ein listiger und verschlagener Grieche gewesen; daß er durch die Gewohnheit, in Indien Sklaven um sich zu haben, stolz und jachzornig geworden; daß er die Ehre außerordentlich geliebt, und übrigens ein aufrichtiger und frommer Mann gewesen sey. Kämpfer ***), der zwey Jahr nach der Ungnade dieses Ministers nach Siam kam, macht ein durchgängig häßliches Bild von ihm. Er legt ihm verschiedene gefährliche Meutereyen zur Last; er giebt ihm Schuld, daß er nach der königlichen Würde getrachtet, und sagt ungescheut, daß sein unbändiger Ehrgeiz der einzige Bewegungsgrund zu seinen Verbindungen mit Frankreich gewesen.

Es sey nun mit diesen verschiedenen Urtheilen, wie es wolle, so kommen wenigstens alle Geschichtschreiber darinn überein, daß er außerordentliche Gaben zur Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten gehabt, daß seine Gemüthsart edel und erhaben gewesen, daß er einen angenehmen, leichten und

*) Die Ausgabe, welche ich habe, ist vom Jahr 1688 und nicht die erste. Constantin aber ward erst den 5ten Junius dieses Jahrs hingerichtet.

**) Marcel le Blanc, Geschichte von Siam, 1 Buch, S. 20 u. f.

***) Kämpfer, Geschichte von Japan, 1 B. 1 Kap.

und geschmeidigen Witz und eine natürliche Beredsamkeit besessen, die bey ihm um so viel mehr zu bewundern gewesen, da er nicht die geringsten Anfangsgründe der Gelehrsamkeit gehabt, indem er fast sein ganzes Leben auf dem Meere unter Leuten ohne Wissenschaft zugebracht. Er war von mittler Größe; seine Gesichtsbildung war lebhaft und voller Geist, hatte aber gleichwohl etwas finsteres und unglückliches.

So war der Minister beschaffen, den Chaou-Naraie seines völligen Vertrauens würdigte, und mit den zwey vornehmsten Würden seines Reichs beehrte. Der Grieche, der mit verschiedenen französischen Priestern, die sich in Siam niedergelassen hatten, und die er von seinen Freygebigkeiten unterhielt, in genauerer Verbindung stand, wußte seinen Herrn dahin zu vermögen, daß er die Freundschaft des Königs von Frankreich suchte. Er gab dem Monarchen zu verstehen, daß ihm diese Verbindung sehr nützlich seyn werde, theils um seine Unterthanen gesitteter zu machen, theils um den Handel in seinen Staaten mehr empor zu bringen; und diesen Rathschlägen zufolge, schickte Chaou-Naraie, unter der Anführung des Herrn le Vachet, Priesters der auswärtigen Mißionen, der sich seit einigen Jahren in dem Königreiche niedergelassen hatte, zwey Mandarins nach Frankreich.

Diese höflichen Erbietungen zu erwiedern, schickte Ludewig der XIV an den Monarchen von Siam den Chevalier de Chaumont, welcher den 22sten September 1685 an dem Ausflusse des

Siams

Siams anlangte, und mit besondern Vorzügen aufgenommen ward. Drey Monate darauf segelte dieser Abgesandte wieder nach Frankreich, und nahm neue Mandarins an Bord, die der König von Siam an Se. allerchristlichste Majestät schickte, um sich von ihm Mathematiker, berühmte Künstler und durch erfahrne Officiere commandirte Truppen, auszubitten.

Diese ersten Unterhandlungen waren die Frucht der geheimen Anschläge des Constantins und der Mühe, die sich die französischen Geistlichen und Handelsleute in Siam gaben. Die letztern, die Phaulkon durch seine Schmeicheleyen und Freygebigkeiten verführt hatte, machten in ihrem Vaterlande eine Beschreibung von Siam, durch die sich das französische Ministerium hintergehen ließ. Die Mißionarien versprachen durch eine neue Verstärkung evangelischer Arbeiter eine reiche Erndte in diesem Königreiche zu machen, und versicherten, der Kayser selbst sey nicht ungeneigt, das Christenthum anzunehmen. Andere erhoben die Vortheile des Landes auf die übertriebenste Weise, und sprachen von seinen Reichthümern nicht anders als mit Entzückung. Durch diese mehr glänzende als gegründete Hoffnungen, ließ sich der Hof von Versailles ankirren, und rüstete sechs Schiffe aus, die zwey außerordentliche Abgesandte *), vierzehn Jesuiten, ein ansehnliches Corps Truppen und eine Menge Kriegsvorrath an Bord nahmen.

Die

*) Die Herren de Laloubere und Ceberet.

Die Escadre warf den 27 September 1687 auf der Rhede von Siam Anker. Die Herren la Loubere und Ceberet, die Häupter der Gesandtschaft, und der Pater Tachard, der die Seele davon war, ob er gleich nur den Charakter eines Mathematikers hatte, schlossen mit dem Minister von Siam einen Tractat, wovon die Bedingungen geheim gehalten wurden, und kraft dessen den Franzosen **Mergui** und **Bankok**, die zwey Schlüssel des Königreichs, gegen Norden an dem Meerbusen von Bengala, und gegen Mittag an dem Meerbusen von Siam gelegen, eingeräumet und übergeben wurden. Constantin Phaulkon übernahm die französischen Truppen zu Bankok in eigner Person, und führte ihren General, des Farges, in seinem neuen Gouvernement ein.

Die Abgesandten wurden mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen aufgenommen, und der König wollte ausdrücklich, daß man sich bey dieser Gelegenheit an die Gebräuche nicht binden sollte, die man bisher bey dem Empfange auswärtiger Gesandten beobachtet hatte. Den andern Franzosen machte er, nach Maßgebung ihres Ranges, gleiche Schmeicheleyen, und begegnete ihnen mit einer Herablassung, die bey den orientalischen Monarchen wenig gebräuchlich ist. Er stellte keine Jagdlust und keine Spatzierfahrt an, und ließ sich niemals öffentlich sehen, ohne von diesen Fremden umringt zu seyn. Einen von den französischen Officieren machte er zum Obersten seiner siamschen Leibwachen, und Constantin selbst hatte eine Bedeckung von vier und zwanzig Fran-

 zosen.

zosen. Andern europäischen Officiren gab man siamsche Regimenter; und als einige Soldaten von der Besatzung zu Bankok krank wurden, ging der König in seiner Sorgfalt so weit, daß er sie nach Louvo, dem Orte seiner Residenz, bringen ließ, und sagte: er wolle selbst für sie Sorge tragen, denn das Leben eines Franzosen sey ihm werther, als das Leben hundert Siameser. Er erlaubte den französischen Jesuiten nicht allein, das Evangelium in dem ganzen Königreiche zu predigen, sondern auch Kirchen in Louvo und Siam zu bauen. Sein Minister unternahm sogar ein Collegium zu stiften, welches zur Erziehung des jungen Adels bestimmt war, und das constantinische Collegium heißen sollte. Der Pater Tachard versichert, der König habe verschiedene Jesuiten in die Klöster der Talapoins geschickt, um sie in der siamschen Sprache unterweisen zu lassen; und der Pater le Blanc fügt hinzu, es sey die Rede gegangen, daß man sie deswegen zu den Talapoins gebracht habe, um die Aufführung derselben zu beobachten, und im Stande zu seyn, ihnen auf diese oder jene heimliche Weise zu schaden; eine Sache, sagt dieser Mißionarius, die von der Wahrheit eben so sehr nicht entfernt war.

So merkliche Vorzüge, die eine fremde Nation erhielt, welche ohnedem schon von ihrem Werthe eingenommen und sehr geneigt ist, darauf stolz zu seyn, mußten natürlicher Weise die Eifersucht der Großen, und das Murren des gemeinen Volks erwecken. Der Fürst von Johor schrieb deswegen

gen an den Monarchen von Siam, dessen Vasall er war, und stellte ihm vor, daß es unrecht gewesen sey, eine so große Anzahl Fremde nach Siam kommen zu lassen, und ihnen sogar die Schlüssel des Königreichs in die Hände zu liefern. Er ermahnte den König, diese gefährlichen Gäste, je eher je lieber wieder fortzuschicken, und erbot sich, ihm Truppen zu Hülfe zu senden, im Fall er sie nöthig haben sollte. Man hatte einen Holländer, der zu Johor wohnte und bey der Regierung daselbst sehr viel vermochte, in dem Verdachte, diesen Brief, welcher durch Abgesandte nach Siam gebracht ward, aufgesetzt zu haben. Der König ward über diese Vorstellungen so erbittert, daß er in der ersten Hitze den Abgesandten, welche die Verwegenheit, den Brief zu überreichen gehabt hätten, den Kopf vor die Füße zu legen befahl, und Constantin hatte alle Mühe, ihn von dieser Gewaltthätigkeit abzuhalten.

Einige Tage darauf ließ ein Malais den König um ein geheimes Gehör ersuchen, weil er ihm Dinge von der äussersten Wichtigkeit mitzutheilen habe. Der König verwies ihn an den Constantin; weil sich aber der Malais diesem Minister sein Geheimniß anzuvertrauen weigerte, so erlaubte man ihm, sich an einen von den Räthen des Königs zu wenden. Diesem nun entdeckte er, daß sich Constantin, mit Zuziehung der Franzosen, wider den König und den Staat verschworen habe, und erbot sich, diese Verschwörung zu beweisen. Der König, ohne seine Beweise hören zu wollen, befahl ihn, auf die Tortur zu bringen,

um ihn die Anzeige derjenigen Personen auszupressen, die ihm eine solche verleumderische Anklage unter den Fuß gegeben hätten. Weil er aber nichts gestehen wollte, so verurtheilte man ihn, von den Tiegern zerrissen zu werden; und damit alle Uebelgesinnte auf einmal abgeschrecket würden, ließ man eine große Anzahl Macassaes verbrennen, die zwey Jahr vorher in eine Verschwörung waren verwickelt gewesen, welche ein Prinz aus ihrem Lande angesponnen hatte. Die Hinrichtung geschah nicht weit von der Hauptstadt, und zwar in dem Lager der Malais selber.

§. VIII.

Unruhen von 1688. Des Constantin Phaulkon unglückliches Ende. Die Franzosen verlassen Siam.

So sah es in Siam, kurz nach der Ankunft der Franzosen, aus, und dieses waren die ersten Bewegungen, die ihre Gegenwart verursachte. Die Umstände waren um so viel kritischer, da die Gesundheit des Königs sehr wandelbar war, und er keine männliche Erben nachließ. Im Februar des Jahres 1688 ward er von einer gewaltigen Engbrüstigkeit überfallen, die ihm, bey seinen übrigen kränklichen Umständen, mit einem schleunigen Tode drohte. Seine Schwachheit erlaubte ihm nicht länger, sich mit den Regierungssorgen zu beschäftigen; und da seine unerbittliche Strenge die Herzen aller seiner Unterthanen von ihm abwendig

wendig gemacht hatte, so sahe er sich gezwungen, sein ganzes Vertrauen auf den Herrn Phaulkon und die Franzosen zu setzen. Ein einziger Siameser theilte noch, gewissermaßen, seine Gunst, und schien sie auch, wegen seines Eifer und seiner beständigen Aufwartungen bey dem Monarchen, zu verdienen. Er hieß Pitracha, und war von sehr geringem Herkommen: seine Mutter aber war des Königs Amme gewesen, und er war auf diesen Vorzug so stolz, daß er zu sagen pflegte, ob er gleich nicht die Ehre hätte, mit dem Könige von einem Geblüte zu seyn, so habe er doch wenigstens mit ihm einerley Milch gesogen. Er war mit dem Chaou-Naraie zugleich aufgezogen worden, und hatte an allen Lustbarkeiten des jungen Prinzens Theil genommen, der ihn einer genauen Freundschaft würdigte.

Pitracha hatte eine Schwester, die gleichfalls an dem Hofe erzogen worden; ihre Mutter hatte sie in das Serail des Chaou-Neraie zu bringen, Mittel gefunden, und der König liebte sie unter allen seinen Beyschläferinnen am zärtlichsten. Eine Untreu aber, die sie ihm, zum Besten seines jüngsten Bruders, beging, verwandelte diese Liebe in Haß, und zog die schrecklichste Bestrafung nach sich. Die strafbare Sultanin ward den Tiegern vorgeworfen, und ihr Liebhaber ward so grausam zerprügelt, daß er Zeit seines Lebens contract blieb. Der König hatte noch einen andern Bruder, der so gebrechlich war, daß er kaum gehen konnte, und übrigens die lasterhaftesten Neigungen nährte, von welchen er sich oft zu den unmenschlichsten

Vergehungen hinreissen ließ. Diese beyde Prinzen waren die vermeintlichen Erben des Königs, weil er, wie gesagt, keine männliche Erben hatte; allein Chaou-Naraie hatte einen heimlichen Abscheu vor ihnen, und schien im geringsten nicht geneigt zu seyn, die Thronfolge in solche Hände fallen zu lassen.

Seit einigen Jahren ließ er an seinem Hofe einen vornehmen Jüngling, Namens Monpi-Totso, erziehen, den er ehedem an Kindes statt angenommen hatte, und als seinen leiblichen Sohn liebte *). Man hat sogar vorgegeben, Monpi sey von einer Beyschläferin erzeugt worden, mit der Chaou-Naraie ingeheim zu thun gehabt, und die er nachher an einen seiner Bedienten verheirathet hätte. Man fügt hinzu, der König habe die Absicht gehabt, den Monpi mit seiner einzigen Tochter zu vermählen, und ihm durch diese Verbindung den Weg zum Throne zu bahnen, den er keinem von seinen Brüdern gönnte.

Die schwankende Umstände des Reichs, die Krankheit des Königs, und die Ungewißheit, was für Einrichtungen er in Ansehung eines Nachfolgers getroffen, gaben zu verschiedenen heimlichen Verbindungen Anlaß. Ein sehr ansehnlicher Schriftsteller **) versichert, daß selbst Constantin, der sich durch sein Glück verblenden lassen, und auf den Beystand der Franzosen getrotzt, nach dem Throne gestrebt habe, und diese Beschuldigung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit.

Pitracha

*) Gervaise, Theil IV. Kap. I.

**) Kämpfer Geschichte von Japon, 1 Buch, 2 Kap.

Pitracha war seines Theils auch nicht müßig, sondern brachte die Talapoins, die Großen des Reichs und das Volk auf seine Seite. Er verstand sich zugleich mit dem Monpi, dem er mit der Hoffnung, nach dem Tode des Königs zum Throne zu gelangen, schmeichelte, und auf diese Weise alle Geheimnisse des Fürsten ablockte. Er band ihm genau ein, den kranken König weder Tag noch Nacht aus den Augen zu lassen, damit niemand ein geheimes Gehör bey ihm erlangen könne. Man versichert sogar, daß er durch Monpis Vermittelung die Siegel des Königs in die Hände bekommen, und sich ihrer zur Ausfertigung verschiedener Befehle bedient habe.

Die geheimen Anschläge des Pitracha kamen aus. Constantin, der eine große Anzahl Spione zu seinen Diensten hatte, erhielt verschiedene Nachrichten, und faßte denselben zufolge einen kühnen Entschluß. Er schrieb an den Desfarges, General der französischen Truppen, die in Bankok in Besatzung lagen, und bat ihn, ohne Verzug nach Louvo zu kommen, weil er ihm eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Desfarges kam, und der Minister schickte den Pater le Blanc und einen andern Jesuiten zu ihm. Diese schlossen sich mit dem Generale, und seinem Major, Beauchamp, ein, und erklärten ihnen, daß man die deutlichsten Beweise, von einer Verschwörung des Pitracha wider den Staat und den König, habe; daß die Ehre und Sicherheit der Franzosen in Siam, dabey Gefahr laufe; daß Herr Phaulkon für das sicherste halte, dieses Haupt

der Meuterey in Verhaft nehmen zu lassen; daß er eine zu gute Meinung an dem Eifer und der Tapferkeit der Franzosen habe, als daß er sich nicht bey dieser Gelegenheit auf ihren thätigen Beystand Rechnung machen sollte; daß er zur Ausführung mehr nicht als sechszig bis achtzig wohl bewaffnete Soldaten verlange, und mit Hülfe derselben die ausbrechende Verschwörung leicht zu ersticken hoffte. Die Jesuiten fügten auf eine feine Weise hinzu, Herr Phaulkon habe sich blos deswegen nicht gleich unmittelbar an den General wenden wollen, damit er ihm Zeit zur Ueberlegung und völlige Freyheit, sich nach eignem Gutbefinden zu entschliessen, lassen möge.

Desfarges antwortete ohne Bedenken, er sey im geringsten nicht ungeneigt, dem Herrn Phaulkon diesen Dienst zu erweisen, und begab sich, nach geendigter Unterredung, zu dem Minister, um sich mit ihn mündlich weiter davon zu besprechen. Er versprach achtzig Mann nach Louvo zu schicken, und sich selbst an ihre Spitze zu stellen; nur verlangte er vorher einen ausdrücklichen Befehl vom Könige, der ihn zu diesem Schritte berechtigte. Constantin nahm ihn mit in den Pallast, ging den König zu sprechen, kam wieder zurück, und sagte in Gegenwart verschiedener Personen zu dem Generale: **Mein Herr, der König, befiehlt ihnen, mit einer beliebigen Anzahl Soldaten nach Louvo zu kommen, wo er ihrer Dienste benöthiget ist.** Desfarges ließ sich mit diesem mündlichen Befehle begnügen, den der Minister dem Monarchen ausgepreßt hatte, ohne

ihm

ihm die wahre Ursache, weswegen er die Franzosen zu Hülfe nehme, zu entdecken. Der Pater le Blanc*) versichert, daß Phaulkon dieses gefährliche Werk aus eigner Macht angesponnen, und der König das Geheimniß davon lange nicht gewußt habe. Dieser einzige Zug entlarvt den kühnen und unternehmenden Charakter des siamesischen Ministers schon zur Genüge, und macht alle die nachtheiligen Beschuldigungen glaublich, mit welchem Kämpfer sein Andenken geschändet hat.

Der General kehrte noch in der Nacht desselben Tages nach Bankok zurück, wo er, sogleich nach seiner Ankunft, die Besatzung sich versammeln ließ, und die nöthige Mannschaft aushob. Er schiffte sich mit seinen Soldaten auf den kleinen Fahrzeugen ein, die der Minister hatte in Bereitschaft halten lassen, und gelangte den 15 April nach Siam, welches zwölf Meilen von Louvo abliegt. Er stieg ans Land, und legte sich in dem französischen Viertheil der Stadt ein. Mancherley Gerüchte, die er bey seiner Ankunft vernahm, fiengen an, seinen Entschluß wankend zu machen. Verschiedene Personen vom Stande zeigten ihm die Gefahr des Unternehmens, in welches ihn Constantin verwickelt hätte; sie stellten ihm vor, daß er sich mit seiner Mannschaft in weiter nichts einlassen könne, ohne sich in die größte Verlegenheit zu setzen; daß der König ohne Zweifel todt sey; daß ein bürgerlicher Krieg in Louvo ausgebrochen, und er auf dem Wege leicht in einen

*) I Buch, Seite 96. des I Theils.

Hinterhalt fallen könne; daß Constantin ein ehrgeiziger Mann sey, der die französische Nation seinem eignen Vortheile aufopfere; daß er seinen Untergang nicht länger vermeiden, wohl aber die Franzosen mit darein verwickeln könne.

Diese Reden hatten bey dem Desfarges so viel Eindruck, daß er mit seinem Marsche inne zu halten beschloß. Er schickte einen Officier nach Louvo, der sich mit dem Minister besprechen, und genaue Erkundigung wegen der fliegenden Gerüchte einziehen sollte. Der Officier begab sich zu Wasser nach Tancon, einem kleinen Flecken nicht weit von Louvo, und traf daselbst Leute an, die Phaulkon mit Elephanten, Pferden und Wagen entgegen geschickt hatte, um die erwartete Mannschaft desto schleuniger fortzubringen. Er stieg zu Pferde, nahm aus Furcht überfallen zu werden, die unbekantesten Wege, und kam um Mitternacht in Louvo an, wo er alles in der größten Stille fand. Er ging sogleich zu dem Minister, den er aufwecken ließ, und überbrachte ihm den Brief des französischen Generals, in welchem er ihm seine Ankunft in Siam, und die Gründe, weswegen er mit seinem Marsche inne gehalten, zu wissen that. Phaulkon wollte über diesen unvermutheten Streich verzweifeln, und ließ dem Desfarges sogleich melden, daß in Louvo alles ruhig sey, daß der König noch lebe, daß ihre Feinde in völliger Sicherheit zu seyn glaubten, und daß er ja die Ankunft seiner Truppen auf das möglichste beschleunigen sollte, um ein Unternehmen ausführen zu helfen, das nothwendig gelingen müsse.

Desfarges, dem die Franzosen in Siam diese Reise von einer ganz andern Seite vorstellten, ließ sich durch dieses wiederholte Anliegen nicht bewegen, sondern folgte den furchtsamen Rathschlägen seiner Landsleute. Der Pater le Blanc giebt hier zu verstehen, daß der französische General bey dieser Gelegenheit allzuwenig Entschlossenheit gezeigt; daß er eiteln Gerüchten, die nicht den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit gehabt, allzuleicht Gehör gegeben; daß er sich ganz zur Unzeit überredet, es würde alles verlohren seyn, wenn er seine Mannschaft nach Louvo führte, da er vielmehr gerade auf den Pallast hätte zugehen sollen, indem derjenige, der von diesem Orte einmal Meister ist, überall Gesetze geben kann; daß dieser entscheidende Schritt der feine Knoten des ganzen Unternehmens, und die Quelle aller glücklichen oder unglücklichen Begebenheiten gewesen sey, die darauf hätten folgen können. Phaulkon, der die Antwort des Desfarges mit Ungeduld erwartete, ward von dem lebhaftesten Schmerze gerührt, als der Capitain Dacieu mit den Entschuldigungen des Generals ankam, und ihm eröffnete, daß die Umstände seinen Befehlshaber genöthiget hätten, sich wieder nach Bankok zu begeben. Es war am ersten Osterfeyertage, als er diese verdrüßliche Nachricht erhielt, gleich da er in die Kirche gehen und seine Andacht verrichten wollte. Er beklagte sich öffentlich über den Desfarges, der ihn, nach den feyerlichsten Angelobungen, in einer so gefährlichen Sache verließ, in die er sich bloß zufolge seines Versprechens eingelassen habe. Er ist

mein

mein Unglück, sagte er, und GOtt gebe nur, daß nicht auch sein eignes daraus erfolgen, und er nicht das Wohl und die Ehre seiner Nation dabey aufs Spiel sezzen möge. Er fügte hinzu, indem er sich gegen die Kirche wendete, und seine Rede an seine Begleiter richtete: Wohlan, meine Freunde, weil wir menschlicher Hülfe entbehren müssen, so laßt uns alle unsere Hoffnung auf GOtt setzen. Das ist sein Haus! Ich hoffe, daß er es vertheidigen, und diese neue Christenheit nicht ganz verlassen wird. Hiermit ging er in die Kirche, und nahm das Nachtmahl.

Sobald Desfarges in sein Gouvernement wieder zurückgekommen war, schrieb er an den Phaulkon einen zweyten Brief, voller freundschaftlichen Anerbietungen seiner Dienste, und ermahnte ihn, sich nach Bankok zu begeben, oder wenigstens, wenn er diesen Zufluchtsort anzunehmen, nicht für gut befände, seine Gemahlin und seine Kinder dahin zu schicken. Doch diese Höflichkeit war bey dem vermessenen Minister umsonst; es war sein Charakter, sich gegen die größten Gefahren zu verhärten, und den Desfarges hielt er für klein genug, daß er ihn, ohne Bedenken, den Siamesern ausliefern würde, wenn sie mit gewaffneter Hand darauf dringen sollten.

Der König, dem der geheime Knoten in dieser Verwickelung noch unbekannt war, erfuhr nicht ohne Unwillen, daß die Franzosen, nachdem sie bis nach Juthia gekommen, schleunig wieder umgekehrt

gekehrt wären. Er bezeigte sein Befremden darüber dem Minister, welcher, um die Sache beyzulegen, eine plötzliche Unpäßlichkeit erdichtete, die dem Generale zugestossen, und derenwegen sich die Franzosen wieder zurückbegeben. Ihre Ankunft in Siam hatte noch eine andere verdrüßliche Wirkung gehabt, der man gleichfalls eine schickliche Wendung geben mußte. Es war nemlich ein Gerüchte von dem Tode des Königs daraus entstanden, welches unglücklicher Weise bis zu des Monarchen Ohren gelangen mußte. Er sprach mit dem Minister davon, und fragte, nicht ohne Unruhe, was denn dazu Gelegenheit gegeben habe? Phaulkon antwortete mit seiner gewöhnlichen Verstellung, daß die Krankheit Sr. Majestät einigen übelgesinnten Personen Anlaß gegeben, diese falsche Neuigkeit auszustreuen; daß er aber ein gutes Mittel wisse, die fernere Ausbreitung derselben zu verhindern; der König nemlich dürfe sich nur dem Volke einmal zeigen. Chaou-Naraie that sich wirklich, seinem Minister zu willfahren, den Zwang an und ritt auf seinen Elephanten um den Pallast spatzieren.

Pitracha war weit feiner als der Monarch, hinter die listigen Anschläge des Constantin zu kommen, und merkte gar bald, daß er die französischen Truppen bloß deswegen nach Louvo habe wollen kommen lassen, um seine Mitverschwornen in Verhaft zu nehmen und ihn zu stürzen. Aus Furcht, sein Feind möchte ihm neue Fallstricke legen, beschloß er die Ausführung seiner Anschläge zu beschleunigen. Er machte seine Partey von

Tag zu Tag stärker, indem er theils verschiedene von den Mandorins durch seine Versprechungen gewann, theils die Befehlshaber in den festen Plätzen verführte, theils den gemeinen Mann für sich einnahm, den er in seinen Häusern und öffentlichen Werkstätten besuchte; und um alles, was er that, desto besser zu verbergen, verdoppelte er seine treulosen Aufwartungen bey dem Könige. Phaulkon, der auf alle seine Unternehmungen aufmerksam war, vergaß seiner Seits nichts, sie rückgängig zu machen. Er schickte strenge Befehle an die Statthalter in den Provinzen, daß sie das Volk in Zaume halten, die Zusammenkünfte verhindern, und die Aufrührer in Verhaft nehmen sollten. Er drang auf die Beschleunigung der angefangenen Befestigungswerke von Bankok, damit sich dieser Ort keines Ueberfalls besorgen dürfe; und als sich die Franzosen beklagten, daß man ihnen die Arbeitsleute abspänstig machte, so schickte er einen Commissar, mit einer Anzahl von Henkern dahin, mit Befehl, den Mandorins, welche über die Arbeitsleute gesetzt sind, und sie hatten entwischen lassen, die Haut aufzuschlitzen.

Unterdessen ward die Gesundheit des Königs von Tag zu Tage schwächer, und es war hohe Zeit, daß der Monarch auf die Ernennung eines Nachfolgers bedacht war, um den Rotten und Meutereyen, die bey Hofe gemacht wurden, Einhalt zu thun.

Er stellte eine ausserordentliche Rathsversammlung an, zu welcher Pitracha und Monpi eingeladen wurden. Der König erklärte, daß, da ihm seine

seine Unpäßlichkeit die Annäherung des Ziels seines Tage deutlich genug vorherverkündige, er entschlossen sey, wegen seiner Nachfolge verschiedene Einrichtungen zu treffen; er wisse zwar wohl, daß nach den Gesetzen des Reichs der Thron seinen Brüdern gehöre; allein ihre Unfähigkeit und der gegründete Unwille, den er gegen sie habe, indem sie sich in verschiedene Verschwörungen wider seine Person eingelassen *), verhindere ihn, sie unmittelbar zur Krone gelangen zu lassen; gleichwohl wolle er sie auch nicht gänzlich davon ausschliessen, sondern damit er weder den Rechten dieser Prinzen, noch dem Besten seiner Unterthanen Eintrag thun möge, habe er die Augen auf seine Tochter geworfen, der er die Regierung auf ein Jahr anvertraue, damit sie selbst seine Leichenbestattung veranstalten könne; nach Verlauf dieses Jahrs aber, wolle er ihr frey stellen, denjenigen von ihren Vettern zu heyrathen, den sie für den würdigsten halten würde, das Regiment mit ihr zu theilen.

Diese Einrichtungen, die den damaligen Umständen wenig gemäß waren, schafften den Wunden des Staats wenig Linderung, sondern machten das Uebel noch viel ärger. Sie verursachten einen offenbaren Bruch zwischen dem Monpi und Pitracha, und ihre Veruneinigung beschleunigte die Entwickelung des bevorstehenden Trauerspiels. Monpi, der als ein angenommener Sohn des Königs

*) Besonders gab man ihnen Schuld, daß sie an der Verschwörung der Macassars im Jahre 1686 Theil gehabt.

Königs nach dem Throne strebte, und welchen Pitracha in dieser schmeichelhaften Hoffnung unterhalten hatte, merkte, daß ihn dieser verschlagene Hofmann zum besten habe, und nur auf seinen eignen Vortheil bedacht sey. Pitracha hatte ihm versprochen, er wollte dem Könige den Vorschlag thun, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen; doch anstatt sich in der letztern Rathsversammlung darüber zu erklären, sagte er nicht allein kein einziges Wort zu seinem Behuf, sondern vermiede sogar alle Blicke des Monpi, der die ganze Zeit über kein Auge von ihm verwandte. Diese Treulosigkeit erbitterte ihn dermassen, daß er nichts als seine Verzweiflung zu Rathe zog, und sich sogleich zu dem Könige begab, bey dem er den Pitrarcha wegen Hochverraths anklagte. Er entdeckte, daß dieser Nichtswürdige die königliche Gunst gemißbraucht, und Mandorins, Priester und Volk bestochen habe; daß er unter dem Vorwande, die Religion und Freyheit des Landes zu vertheidigen, alle Stände des Königreichs auf seine Seite gebracht; daß die Verschwornen den Anschlag gemacht, den Herrn Phaulkon aus dem Wege zu schaffen, sich des Pallasts zu bemächtigen, den König gefangen zu nehmen, und seine ganze Familie auszurotten. Monpi klagte sich selbst an, daß er die Unvorsichtigkeit gehabt, sich in diese abscheulige Verschwörung zu verwickeln, daß ihn Pitracha durch seine verderblichen Anschläge, und durch die Hoffnung, mit der er ihm geschmeichelt, verführt; daß einer von den schändlichsten Kunstgriffen, deren er sich bedienet, in dem

Miß-

Mißbrauche der königlichen Siegel bestanden, um falsche Befehle damit auszufertigen, Soldaten heimlich anzuwerben, Sklaven abspännstig zu machen, und Waffen zusammen zu bringen; daß die ganze Gegend um Louvo voller Soldaten wäre, die in den Büschen versteckt lägen; daß der ganze Pallast umgeben, und der König keinen Augenblick mehr darinn sicher sey.

Diese seltsame Entdeckung erfüllte den König mit Entsetzen und Unwillen. In der ersten Hitze seines Zorns befahl er dem Phaulkon, den Pitracha sogleich in Verhaft nehmen zu lassen; da aber dieser Minister vorstellte, daß eine übereilte Gewaltsamkeit schädlich und ohne Wirkung seyn könne, so beschloß man, bis morgen zu warten. Die Befehle wurden demnach ausgestellt; doch Pitracha bekam von den Personen selbst, denen man die Vollziehung aufgetragen hatte, davon Nachricht. Da er nun seine Verschwörung so entdeckt sahe, hielt er es für das beste, vollends damit loszubrechen. Er versammelte alle seine Freunde um sich; ließ die Soldaten, die er in den umliegenden Gegenden verstreut hatte, nach Louvo kommen; befahl der Leibwache von Mohren, die ihm ergeben war, sich zu Pferde zu setzen, und versammelte in allen Viertheln der Stadt eine Menge Sklaven, Ruderknechte und Handwerksleute. Alle diese Leute kamen, den 18 May 1688, um die Mittagszeit, bey dem Pallaste zusammen; einige waren mit Beilen, einige mit langen Stangen bewaffnet, die zum Theil mit Eisen beschlagen, zum Theil hart und spitz ge-

Bayerische Staatsbibliothek München

brannt waren; einige waren zu Fusse, andre zu Pferde, und marschierten ohne die geringste Ordnung, nur daß sie, aus einem Reste von Ehrerbietung gegen die Heiligkeit des Orts, ein tiefes Stillschweigen beobachteten. Der grosse Sancrat des Hofes, der von sechs Personen auf den Achseln getragen ward, war an ihrer Spitze, und ermahnte jedermann durch Zeichen und Worte. Er kam vor eine kleine Pforte des Pallasts, die ihm von Leuten, die von seiner Parthey waren, eröfnet wurde. Er ging zuerst hinein und ihm folgte eine unzählbare Menge Rebellen, die in der größten Unordnung eindrangen.

Als diese ersten Bewegungen ausbrachen, gab man dem Herrn Phaulkon auf das schleunigste davon Nachricht, der den Augenblick den Entschluß faßte, auf die Aufrührer loszugehen, ob ihn gleich seine Freunde davon abriethen. Er begab sich, unter Begleitung von drey französischen Officieren und einigen von der Leibwache, so viel er deren in der Eil hatte zusammenbringen können, in den Pallast; kaum aber war er hineingetreten, als ihn Pitracha, der an der Spitze eines Hauffens bewaffneter Leute war, in Verhaft nahm und unter einer guten Bedeckung ins Gefängniß bringen ließ. So bald sich nun dieser Rebelle Meister von dem Pallaste sahe, jagte er alle Bediente des Königs heraus, und ließ niemanden, als seine Aerzte und zwey Sklaven um ihn. Das Zimmer des Königs war für jedermann verschlossen; nur Pitracha und sein Sohn konnten frey hineingehen, und der Rebelle ging

mit Fleiß alle Tage hinein, um die Siameser zu bereden, daß alles, was er thue, auf Befehl des Monarchen geschehe.

Monpi war gleich zu Anfange des Tumults in das Zimmer des Königs geflüchtet, und so lange er in dieser Freystatt blieb, unterstanden sich die Rebellen nicht, ihn herauszuholen. Als er aber, den 20ten May, zwey Stunden vor Tage, fortzukommen versuchte, ward er von Leuten, die auf ihn lauerten, ertappt, und in Stücken zerhauen. Man versichert, Pitracha * habe sich den Kopf dieses Unglücklichen bringen lassen, ihn dem Phaulkon vor die Füsse geworfen, und mit einem höhnischen Tone hinzugefügt: da siehst du deinen König! Andre erzehlen, er habe den Kopf dem Gefangenen an den Hals hängen lassen, um sein Verständniß mit dem Monpi zu bestrafen.

Der Rebelle, der nunmehr als Monarch zu handeln anfieng, ließ einen von den Brüdern des Königs, der sich, einige Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung, nach Louvo begeben hatte, ins Gefängniß werfen. Der andre Bruder, der sich gewöhnlich auf dem Schlosse zu Siam aufhielt, ward nach Louvo gebracht, und gleichfalls, unter sichrer Bewachung eingeschlossen. Zu gleicher Zeit ließ er in allen Städten Edicte anschlagen, die mit den königlichen Siegeln versehen waren, und worinn er den Titel eines Reichsverwesers annahm. Eben dieselben Edicte erklärten den Phaulkon für einen Feind des Staats, und confiscirten alle seine Güter, mit

* Kämpfer am angeführten Orte.

Befehl an alle königliche Unterthanen, bey Lebensstrafe alle Effecten, die sie von ihm in Händen hätten, oder in der dritten Hand zu seyn vermutheten, anzuzeigen. Dieser Minister, der wenig Tage vorher, allen Grossen des Königreichs Gesetze gab, und den unumschränkten Herrn spielte, war jetzo in einem unbedeckten Orte, der mit Pfählen eingeschlossen war, allen Unbequemlichkeiten der Luft ausgesetzt und mit drey schweren Ketten belastet, wovon ihm eine um den Leib und die zwey andern um Hände und Füsse gingen. Seine Ehegattin, der bey dem traurigen Abschiede, den er an dem Tage, da die Verschwörung ausbrach, von ihr nahm, alle sein Unglück geahnet hatte, konnte nun nicht länger daran zweifeln, als sie die silberne Sänfte leer wieder zurück kommen sah, in welcher er sich tragen zu lassen pflegte, und die die letzte Gunstbezeigung gewesen war, die er von seinem Herrn empfangen hatte *. Sie war auf Mittel bedacht seine Gefangenschaft zu erleichtern, und da ihr der Weg der Geschenke der sicherste zu seyn schien, so stand sie nicht an, den Talapoios und Ministern ganz ansehnliche zu machen. Alles aber, was sie dadurch erlangte, war weiter nichts, als die Erlaubniß, ihrem Gemahl Wäsche, Kleider und etwas Speise, die sie selbst zubereitete, schicken zu dürfen. Den 30ten May schickte Pitracha zu ihr, und ließ das Siegel ihres Gemahls, nebst allen Bestal-

* Die silberne Sänfte ist in Siam das größte Ehrenzeichen, das ein Monarch seinem Minister ertheilen kann.

Bestallungen seiner erhaltnen Würden, abfordern. Den Tag darauf hohlte man alle seine andre Papiere, das Gewehr, das er in seinem Hause hatte, und seine Kleider, deren an die dreyhundert waren, ab. Man versiegelte hierauf seine Koffer, deren Schlüssel man mit wegnahm, und sein Haus ward mit Soldaten umsetzt, die niemanden hereinzugehen erlaubten, und auf die Frau Phaulkon ein wachsames Auge hatten. Den 3ten Junius kam ein Gerichtsbedienter, mit einer grossen Anzahl Häscher, und räumten vollends alles, was noch in dem Hause war, aus. Die Frau Phaulkon führte sie selbst aus einem Zimmer in das andre und öfnete ihnen alle Schränke. Die Soldaten begaben sich unter einem Freudengeschrey weg, und verhöhnten ihre Betrübniß durch das spöttischeste Gelächter. Der Gerichtsbediente aber kam mit seiner Wache, noch eben desselben Tages, wieder und erklärte ihr von Seiten des ersten Mandarins, daß sie sogleich alle in dem Hause verborgne Schätze herausgeben, oder sich der grausamsten Marter gewärtigen solle. Als sie erwiederte, daß sie von keinen verborgnen Schätzen etwas wisse, ließ er zwey Henker näher treten, die sie an die Thüre ihres Zimmers festbinden und zwey ganze Stunden mit kleinen Stöcken martern mußten, mit welchen sie ihr die Hände und die Arme zerschlugen. Hierauf brachte man sie aus ihrem Hause weg und schloß sie in einem kleinen Pferdestall des Pallasts ein. Hier lebte sie einzig und allein von der Mildthätigkeit der Jesuiten, die ihr selbst

zu essen brachten, und sich auf eine großmüthige Art, für die Wohlthaten, die ihnen ihr Gemahl erwiesen, gegen sie dankbar erzeigten. Von allen Franzosen, die in Siam lebten, und die Phaulkon größten Theils mit Gunstbezeigungen überhäuft hatte, waren diese Paters die einzigen, die sich seiner unglücklichen Familie einigermassen annahmen.

Zwey Tage nach der schmählichen Marter dieser Dame, kam Soiatan, der Sohn des Pitracha, und kündigte dem Phaulkon an, daß ihn seine Richter zum Tode verdammt, weil er sich mit den Mompi in eine Verschwörung wider den König und die königliche Familie eingelassen hätte. Er nahm ihn zugleich aus dem Gefängnisse, schloß ihm die Ketten ab, ließ ihn auf einen Elephanten setzen und führte ihn in den Wald von Theepoussonne, der nicht weit von Louvo liegt. Kämpfer versichert, daß die Wache, die ihn begleitet, ihn vorher zu seinem Hause geführt, welches er ganz ausgeplündert gefunden; daß sich seine Frau, die in dem Pferdestalle gewesen, vor ihm sehen lassen, anstatt aber von dem Schicksale ihres Gemahls gerührt zu scheinen, ihn mit Beschimpfungen überhäuft, ihm ins Gesicht gespien, und so gar den kleinen Trost, seinen Sohn, den sie auf den Armen hielt, umarmen zu dürfen, verweigert habe. Er fügt hinzu *, als er an den Ort der Hinrichtung gekommen sey, hätten ihm die Henker, seines Widerstandes ohngeachtet, den Kopf abgeschlagen; sein Körper

* Den 5ten Junius 1688.

per sey in zwey Stücken zerhauen worden; man habe ihn mit etwas Erde bedeckt, des Nachts aber hätten ihn die Hunde zerrissen. Der Pater le Blanc hat den größten Theil dieser Umstände unterdrückt, vielleicht weil er sie für falsch gehalten, vielleicht auch weil er geglaubt, daß sie dem Andenken des Wohlthäters seines Ordens, nicht allzurühmlich wären.

Phaulkon hatte, vor seinem Tode, dem Soiatan sein Petschaft, eine Reliquie, die er an der Brust trug, das Ordensband von Sanct Michael, und zwey silber Kreuze eingehändiget, mit Bitte sie seinem Sohne, den er ihm bestens empfahl, zu geben. Dieses Kind war damals nicht älter als vier Jahr, und dergleichen Zierrathen schickten sich weder zu seinem Alter, noch zu seinen Glücksumständen. Seine Mutter und er wurden zur Sklaverey verurtheilt und fielen in die Gewalt eines Mandarins, mit Namen Simounkiai, der mit dem Constantin in genauer Verbindung gestanden hatte. Die Dankbarkeit verhinderte ihn, sich die Rechte, die er über sie hatte, und die sich in einem Lande, wie Siam, besonders in Ansehung einer schönen und jungen Leibeignen, sehr weit erstrecken konnten, zu Nutze zu machen *. Er trieb seine Enthaltsamkeit so weit, daß er nicht einmal die Frau Phaulkon in seinem Hause zu wohnen nöthigte, sondern sie in ihrem alten Gefängnisse ließ und mit der Hoffnung einer baldigen Befreyung tröstete.

* Die Frau Phaulkon war damals nicht älter als 22 Jahr, und eine schöne Person.

Doch das Unglück dieser Dame war noch nicht zu Ende. Soiatan, der Sohn des Mörders ihres Gemahls, dessen Hinrichtung er selbst veranstaltet, hatte die Frechheit, auf die Gunstbezeigungen seiner Wittwe Anspruch zu machen. Ihr Widerstreben machte die viehische Leidenschaft des Siamesers nur immer hitziger. Er entführte sie, doch ohne über ihre Widersetzlichkeit triumphiren zu können, und mußte sie zu ihrem alten Herren wieder zurück schicken. Er wendete hierauf Schmeicheleyen und Drohungen, Versprechungen und Gewaltsamkeit an. Der Mandarin, dessen Sklavin sie war, mußte sie ihm abtreten, und weil er sie nicht gleich in seinem eignen Hause konnte wohnen lassen, so miethete er sie unterdessen in einem benachbarten ein. Da sich nun die Frau Phaulkon auf dem Puncte sahe, Zeit Lebens in ein schändliches Serail verschlossen zu werden, so nahm sie ihre Zuflucht zu einem französischen Officiere, Namens Sainte Marie, der sie aus der Gefangenschaft befreyte und nach Bankok führte. Als sie aber von der Regierung zurückgefordert ward, und des Farges den wilden Pitracha zu erbittern befürchtete, so lieferte er sie den abgeschickten siamschen Soldaten aus, die sie wieder nach Siam brachten *. Hier lebte sie so im dunkeln, daß ich, seit ihrer Entführung nach Bankok, weder ihrer noch ihres Sohnes irgendwo weiter gedacht finde. Kämpfer versichert, daß beyde in das größte Elend gerathen wären, und daß man

* Im October 1688.

man sie in Siam ihr Brod vor den Thüren habe betteln sehen *.

Chaou-Naraie überlebte diese Staatsveränderungen nur sehr kurze Zeit, und seine letzten Tage waren voller Trübsale. Er starb im Monat Julius des 1688ten Jahres, in dem fünf und funfzigsten seines Alters, und dem zwey und dreyßigsten seiner Regierung. Einige Tage zuvor hatte Pitracha die beyden Brüder dieses Monarchen umbringen lassen, und zwar kraft eines vorgegebnen Befehls, auf den er sich im geheimen Rathe berief, und dem zu widersprechen sich niemand unterstehen wollte. Man ersticke diese Prinze in Scharlachtüchern, indem man ihnen den Magen mit Bretern von Sandelholz, welches dasiges Orts sehr kostbar ist, eindrückte. So will es die Gewohnheit dieses eben so aberglaubischen als barbarischen Volks, das sich kein Gewissen macht, seine Prinzen hinzurichten, wenn es seine Hände nur nicht mit ihrem Blute beflecket. Nachdem der unrechtmäßige Bemächtiger des Throns zehn Tage getrauert, erhob er sich in die grosse Pagode zu Louvo, wo er im königlichen Schmucke erschien, und ließ sich bald darauf in der Hauptstadt krönen.

Bis hierher hatte man sich gegen die Franzosen noch so ziemlich betragen; es sey nun, weil man noch einige Ehrerbietung für den alten Monarchen, der sie beschützte, hatte, oder weil man

 ihnen

* Es scheint, als ob Kämpfer hiervon als ein Augenzeuge rede. Er war, zwey Jahr nach dieser Begebenheit, in Siam.

ihnen eine Art von Zutrauen einflössen wollte, das die treulosen Anschläge der gegenwärtigen Regierung erleichtern könnte. Pitracha hatte nicht allein die Absicht, sie Bankok und Mergui räumen zu lassen, sondern er wollte sie auch gern nach Siam locken, um sich, wegen aller der Beschwerden, die man wider sie hatte, auf die nachdrücklichste Weise zu rächen. In dieser Absicht, hielt er, so lange als der König lebte, verschiedne Unterredungen mit den Häuptern der französischen Mißion, mit dem Director des Commerzienwesens, mit den Officieren, die an dem Tage der Verschwörung bey Hofe gewesen waren, und so gar mit ihrem Generale, dem Des Farges selbst, den er nach Louvo kommen ließ. Er erklärte ihm, der König sey der Willensmeinung, daß alle in dem Königreiche zerstreute Franzosen, in Juthia zusammen kommen sollten, um daselbst von ihrer Aufführung Rechenschaft zu geben, und die weitern Befehle des Königs zu erwarten. Des Farges, der den Fallstrick, den man ihm hiermit legen wollte, gar wohl merkte, antwortete, daß er im geringsten nicht zweifle, die Franzosen würden sich willig finden lassen, dem Willen des Monarchen in allen Stücken zu gehorchen. Man that ihm hierauf den Vorschlag, seine Besatzung nach Siam kommen zu lassen; allein dieser Forderung entging er glücklich, indem er vorgab, daß er ausser seinem Gouvernement weiter nichts zu sagen habe, und man in Bankok auf seine Befehle nicht achten werde.

Man

Man ging also auseinander, ohne etwas beschlossen zu haben. Des Farges begab sich wieder in seine Festung, wo er sich zu einer tapfern Vertheidigung gefaßt machte, und Pitracha seines theils beobachtete weiter keine Mäßigung gegen die Franzosen. Ihr Handlungs-Director, ihre Mißionarii, und ihre vornehmsten Kaufleute wurden in Ketten geworffen. Man bemächtigte sich aller ihrer Habseligkeiten, und plünderte das Haus des Hrn. Louis, Bischofs von Metellopolis und Haupts der Mißion. Einigen französischen Officierern, die man, an dem Tage des Aufstands, in Verhaft genommen hatte, und einigen andern, die als Geissel in Siam waren, wurde anfangs gelinder, als den andern Gefangenen, begegnet; man ließ ihnen die Freyheit in der Stadt herumzugehen, und auch ausser derselben spatzieren zu reiten. Der Verdruß unter diesen Barbaren zu leben, und vielleicht auch die Furcht, daß sich ihr Schicksal verschlimmern möchte, verleitete sie, die Flucht zu nehmen. Allein eine Mannschaft Mohren von der Leibwache, die man ihnen nachschickte, hohlte sie ein, und sie wurden mit einem Stricke um den Hals, an den Schweif der Pferde ihrer Führer gebunden, zurückgebracht. Einer von ihnen, Namens Breßi, ward von den Soldaten so gemißhandelt, daß er den Geist darüber aufgab. Nach diesem mißlungenen Versuche, schloß man sie in ein enger Gefängniß ein.

Endlich kam es zwischen den Siamesern und Franzosen zu einem öffentlichen Bruche. Die

Fran-

Franzosen übten die ersten Feindseligkeiten aus, indem sie auf ein chinesisches Fahrzeug schossen, das sich vor Bankok sehen ließ, und sich bey der Festung nicht vor Anker legen wollte, um daselbst visitirt zu werden. Diese Thätlichkeit war das Zeichen zum Kriege. Die Siameser kamen und schlossen Bankok ein; allein diese Belagerung ward so schlecht geführt, daß drey bis vier Monate verstrichen, ohne daß die Feinde im geringsten weiter kamen, als sie den ersten Tag waren. Gleichwohl befanden sich in dem Platze nicht mehr als zweyhundert und funfzig Franzosen, die im Stande waren zu streiten, und dreyßig oder vierzig siamsche Soldaten, die man zu der schweren Arbeit brauchte. Als diese letztern rebellisch zu werden anfingen, ließ man zwey davon, im Angesichte ihrer Landsleute, auf dem Walle hängen.

Während dieser Belagerung, fieng man eine Unterhandlung an, die zu verschiedenen malen abgebrochen und wieder angefangen ward, und endlich auf folgenden Vergleich hinaus lief*: die Franzosen sollten Bankok und Mergui räumen, und alle Werke, die sie um beyde Plätze angelegt hätten, in ihrem Stande lassen, und nichts von der Artillerie und dem Kriegsgeräthe, welches dem Könige von Siam gehöre, mit sich nehmen; dagegen solle sie dieser Monarch auf keine Weise in ihrem Abzuge beunruhigen, sondern ihnen vielmehr drey Fregatten geben, die sie mit ihrer Artillerie, allen ihren Habseligkeiten, und

* Kämpfer am angeführten Orte.

und der zur Reise nöthigen Provision, auf die Küste von Koromandel brächten. Dieser Vergleich ward gegen das Ende des Augusts, im Jahre 1688, geschlossen; verschiedene Schwierigkeiten aber, die sich noch dabey äusserten, verzögerten die Vollziehung desselben bis zum 2ten November. An diesem Tage schiften sich die Franzosen, nach einem dreyzehn monatlichen Auffenthalte in diesem Königreiche ein. Einige Zeit vorher hatten sie Mergui verlassen. Ihre Niederlassung zu Siam brachte ihnen keinen wirklichen Vortheil, und verursachte nichts als verdrießliche Unruhen in dem Lande. Die Gewalt, die sie über das Gemüth des Königs zu gewinnen gewußt hatten, und die Neuerungen, die sie an seinem Hofe einführten, zogen ihnen die Feindschaft einer auf ihr Recht und Gebräuche sehr eifersüchtigen Nation zu. Man beschuldigte sie, nicht ohne allen Grund, daß sie die Gesetze, die Regierungsform und die Religion des Landes umstürzen wollen. Das schlimmste dabey war dieses, daß man sie als die Urheber der Unruhen von 1688. ansahe; alles was bey diesem Aufruhre verhaßtes vorfiel, wurde ihnen zur Last gelegt, und die Siameser nennten ihn überhaupt nicht anders *, als die französische Aufwiegeley.

* Kämpfer eben daselbst.

Dritter

Dritter Abschnitt.

Geographie des Königreichs Siam.

Allgemeine Nachricht von den darinn gelegenen Städten.

Das Königreich Siam grenzt gegen Morgen an Tonquin, Cochinchina, an das Königreich Camboja und das chinesische Meer, das, indem es landein gehet, einen halben Zirkel beschreibt und den Meerbusen macht, der von dem Lande Siam seinen Namen hat. Gegen Mitternacht stößt es an die Königreiche Pegu und Laos; gegen Abend an den Bengalischen Meerbusen, und gegen Mittag an Malaca. Von Süden bis Norden, das ist, von der Grenze von Malaca bis an die Grenze von Laos, hat es ungefehr dreyhundert und zwanzig Meilen in der Länge; von Osten bis Westen beträgt seine größte Breite nicht mehr als hundert Meilen, und an verschiedenen Orten hat es deren kaum zwanzig, weil auf der einen Seite der Siamsche und auf der andern der Bengalische Meerbusen so weit ins Land gehen. Dieses Land ist gar nicht so bevölkert, wie es nach Maaßgebung seiner Grösse seyn könnte. Bey der Zählung, die man im Jahre 1688. vornahm, fanden sich noch nicht eine Million Einwohner. Ein Siameser * rühmte einsmals gegen den König von Golgonda die Grösse der Staaten seines Herren: **du hast Recht,** antwortete

* Gevraise 1. Th.

wortete ihm der Monarch, die Staaten deines Herren sind viel weitläuftiger als meine; allein ich herrsche über Menschen, und der König von Siam herrscht über nichts als Affen und Mücken. Gegen Nord Ost und Süd-West ist das Königreich mit einer doppelten Kette von Bergen umzogen, die ihm statt eines natürlichen Walles dienen. Der Raum zwischen diesen Gebirgen macht ein schönes langes Thal von hundert Meilen und einer mäßigen Breite, welches sehr fruchtbare Hügel einfassen, und eine grosse Menge Kanäle durchwässern, die den Ueberfluß darinn verbreiten. Es ist dieses das schönste Theil des Königreichs.

Das ganze Land theilt sich in das ober- und nieder Siam *. Das ober Siam erstreckt sich gegen Norden, und begreift, nach dem La Loubere, sieben Provinzen; nemlich Porcelona, Sanquelona, Locontai, Campengpet, Coconrepina, Prohebonne und Pitchiai. Das nieder Siam liegt gegen Mittag, und gedachter Schriftsteller theilt es gleichfalls in sieben Provinzen; Jor oder Johor, Patane, Ligor, Tenasserim, Chantebonne, Petelong oder Bordelong und Tchiai. Die Hauptstadt des Königreichs, Judia oder Juthia genannt, liegt in dem Mittelpunkte dieser vierzehn Länder, und ihr Gebiethe macht eine besondre Provinz aus.

Kämpfer zehlt in Siam nicht mehr als zwölf Provinzen; Joost-Schuten zehlt deren mehr als zwan-

* La Loubere, vom Königreiche Siam. 1 Theil 1 Haupt.

zwanzig, und jeder Reisebeschreiber schreibt ihre Namen nach seiner eignen Weise. Keiner von ihnen ist weit in das Land hineingekommen. Bloß von den Seestädten haben sie uns einen etwas deutlichen Begriff gemacht, und etwa noch von denjenigen Städten, die an dem Ufer des Menan liegen, welches der größte Fluß in dem Lande ist. Hier ist es, was sie uns überhaupt von der Lage der einen und der andern melden.

Um sich eine richtige Vorstellung von den Seestädten zu machen, muß man sich erinnern, daß das Königreich Siam zwischen zwey Meerbusen liegt, deren einer ein Ufer von hundert und sechzig Meilen, und der andre ein Ufer von ungefehr zweyhundert Meilen hat. Diese Lage ist die vortheilhafteste, die man sich nur einbilden kann, weil sie den Siamesern die Schiffahrt auf allen Meeren des Orients öfnet.

Auf der Bengalischen Küste finden sich zwey beträchtliche Hafen, Mergui und Jonsalan. Es sind dieses zwey Inseln, deren eine dem festen Lande von Siam gegen Norden, und die andere gegen Mittag, nach der Grenze von Malaca, ungefehr hundert Meilen eine von der andern liegt. Die erstre wird von einem Flusse formirt, der in dem mitternächtlichen Theile der Halbinsel von Indien entspringt, anfangs die Königreiche Ava und Pegu wässert, hierauf durch Tenasserim, welches eine Provinz von Siam ist, fleußt, und sich endlich in den bengalischen Meerbusen, durch drey Mündungen, verliert. Hier nun liegt eine grosse Stadt, mit einem sehr schönen

schönen Hafen; und in dem Lande findet man alles nöthige Holz zum Schifbaue. Jonsalan, der andre Seeort, hat zwar keinen Hafen, der tief genug wäre, grosse Schiffe einzunehmen, doch kann man auf seiner Rhede sehr wohl vor Anker liegen; und die siamschen Steuerleute, die nach der gegen über liegenden Küste von Koromandel segeln, und von einem Sturme, oder von den zur Sommerszeit gewöhnlichen Orkanen überfallen werden, halten sich für sehr glüklich, wenn sie diesen Zufluchtsort erreichen können. Dieser Ort ist für den Handel nach Sumatra, Koromandel und Malabar von grosser Wichtigkeit. Man findet daselbst Geld, grauen Ambra und eine grosse Menge Calin.

Längst der Küste des siamschen Meerbusens, sind die merkwürdigsten Orte, Patano, welches der Name einer Stadt und eines Vorgebirges ist, das an dem Eingange des Meerbusens liegt; Bordelong und Ligor, die vor diesen unter Malaca stunden, jetzt aber Provinzen von Siam sind. Das Ufer von Ligor ist sehr seichte *. Unter gleicher Höhe findet man drey ziemlich grosse Inseln, Puli Kornam, Puli ** Sancori, und Puli Bordia, die zu dem Gebiete von Ligor gehören. Ein wenig weiter hin erheben sich die Küsten von Siam und werden sehr steil. Kämpfer versichert, daß es auf diesem Theile des Meerbusens verschiedene Sandbänke, viel Klippen

* Kämpfer, Gesch. von Japan 1 Buch. 1 Haupt.
** Puli bedeutet in der siamschen Sprache Insel.

pen und verschiedene Inseln gäbe, die theils bewohnt, theils wüste wären, und auf unsern Seekarten nicht zu finden sind.

Wir wollen nun zur Beschreibung derjenigen Städte kommen, die an den Ufern des Menan liegen. Die Siameser wollen behaupten, daß dieser Fluß, so wie der Ganges, auf dem hohen Gebirge Mustag entspringe, welches Indien von der Tartarey absondert und von den Alten Imaus genennt ward. Einige von unsern Erdbeschreibern leiten ihn aus einer grossen See, die in der Gegend von Chiamai, einer Stadt in dem Königreiche Ava, liegt. Andre behaupten wider alle Wahrscheinlichkeit, daß es ein Arm des Indus sey; noch andre wollen, daß seine Quelle auf den Gebirgen von Laos zu suchen sey *. Bey seinem Eintritte in das Königreich Siam, ist sein Lauf so wenig beträchtlich, daß er kaum kleine Fahrzeuge tragen kann. Er nimmt aber durch verschiedene andre Ströme, die sich in ihn ergiessen, und durch das Wasser das von den Bergen stürzt, so sehr zu, daß er, dreyßig Meilen über seiner vornehmsten Mündung, Schiffe von drey bis vier hundert Tonnen trägt **. Er würde sogar noch grössere tragen können, wenn nicht eine Sandbank an seiner Mündung wäre, über die, auch bey der stärksten Fluth, das Wasser nicht höher als zwölf Fuß geht. Diese Sandbank nennt man die Barre, oder den Riegel von Siam. Allein die grossen Schiffe finden ihre

Zuflucht

* Gervaise 1 Th. 2 Haupt.

** Kämpfer ebendaselbst.

Zuflucht auf der Rhede, wo sie sehr gut Anker werfen können.

Der Menan macht in seinem Lauffe verschiedene Inseln, und theilt sich in so viel Aerme, daß man Gefahr läuft, sich in diesem Labyrinth zu verirren. Selbst einheimische Leute, denen es von der Regierung aufgetragen war, seinem Strome nachzugehen, um endlich seine Quelle zu entdecken, verirrten sich an den weiten Krümmungen, die er nimmt, und kamen, nach einem langen vergebnen Wege, endlich an eben dem Orte wieder zusammen, von welchem sie ausgegangen waren. Dieser Strom fließt von Norden gegen Süden, durchstreicht bloß in dem Königreiche Siam, an die hundert Meilen, und ergießt sich endlich durch drey Mündungen in den Meerbusen dieses Namens.

Kämpfer versichert, daß in dem ganzen Königreiche kein andrer Fluß zu finden sey: Gervaise aber zehlet deren noch zwey andre, wovon er den einen in der Provinz Tenasserim, und den andern in der Provinz Chantebonne fliessen läßt. Was Kämpfern vielleicht betrogen hat, ist dieses, daß die Siameser jedem Flusse den allgemeinen Namen **Me-nan** beylegen, welches Wort so viel als **Mutter der Wasser** bedeutet.

Der Menan hat seine gesetzten Ueberschwemmungen, wie der Nil, nur daß sie zu andern Zeiten einfallen *. Sie fangen hier gegen den Monat September an, und haben, wie man glaubt, zwey Ursachen, das Schmelzen des

 Schnees,

* Kämpfer ebend.

Schnees, und die starken Regengüsse, die in diese Jahrszeit fallen. Im Monate December fällt das Wasser wieder nach und nach, und der Strom zieht sich wieder in sein altes Bette. Als ein besondres Phänomenon hat man angemerkt, daß das Erdreich gemeiniglich schon vor der Ergiessung des Flusses überschwemmt ist, und daß alsdenn die Ueberschwemmung an erhabenen Orten grösser ist, als in dem tieffen Lande. Die Wirkungen dieser Ergiessung sind so glücklich, daß der Reiß desto grösser wächst, je höher das Wasser steigt, so daß es niemals über die Aehren gehen kann, welches in Aegypten nicht geschieht, wo durch allzustarke Ueberschwemmungen die Erndten verunglücken. Wenn die Körner reif sind, steigen die Siameser in kleine Fahrzeuge und sammeln sie ein. Sie schneiden bloß die Aehren ab, und lassen das Stroh stehen, welches oft von einer ungeheuren Höhe ist.

Wenn die Ueberschwemmung zu Ende geht, und der Wind, der nunmehr aus Norden zu wehen anfängt, die Zurücktretung des Wassers verspricht, so haben die Könige von Siam die Gewohnheit, sich in einem Fahrzeuge auf den Menan zu erheben, und eine Ceremonie da zu verrichten, die mit derjenigen viel ähnliches hat, die man zu Venedig am Tage der Himmelfahrt begehet. Nur betragen sich die siamschen Regenten mit mehr Vorsicht, als die Dogen. Denn anstatt ein ungetreues Element zu heyrathen, oder sich eine hochmüthige Herrschaft über

dasselbe

dasselbe anzumassen, bitten sie es auf eine beschei-
dene Weise, das flache Land zu verlassen, und sich
wieder in sein altes Bette zu ziehen. Als sich
Chaou-Naraie einsmals diesem Gebrauche un-
terzogen, entstand ein sehr heftiger Sturm, und
die Ueberschwemmung nahm durch den einfal-
lenden Regen, anstatt abzunehmen, gewaltig zu.
Dieser Monarch, dem seine Astrologen einen
schönen Tag versprochen hatten, ward über seine
fehlgeschlagene Hofnung so beschämt, daß er in
den folgenden Jahren diese Ceremonie nicht wie-
der vornehmen wollte. Seine Nachfolger aber ha-
ben sie wieder vorgesucht, und Kämpfer hat sie, wäh-
rend seinem Auffenhalte in Siam, begehen sehen.

Das Ufer des Menan ist niedrig, sumpfig,
und es läßt sich schwer daran landen. Gleich-
wohl hat man die vornehmsten Städte an dasselbe
gebaut. Die erste, die man, wenn man den
Fluß hinaufgeht, antrift, ist Bankok, ohngefehr
sieben Meilen von seiner Mündung. Zwölf oder
dreyzehn Meilen über Bankok findet man Ju-
thia, die Hauptstadt des ganzen Königreichs.
Sie ist mitten ins Wasser gebauet, auf einer
ziemlich grossen Insel, die durch die Krümmun-
gen des Menans gemacht wird. Wenn man
den Lauf des Flusses weiter verfolgt, entdeckt
man noch verschiedene andre Städte, deren vor-
nehmste folgende sind. 1. Louvo, welches zehn
Meilen von Juthia, und in einiger Entfernung
von dem grossen Flusse liegt, in welchen ein beson-
derer Kanal aus der Stadt gehet. Es ist hier
ein sehr angenehmer Aufenthalt, und der König

bringt einen grossen Theil des Jahres daselbst zu. 2. Thainatbouri, dieses war vor Alters eine sehr ansehnliche Stadt, und sogar die Hauptstadt eines besondern Königreichs: jetzt aber ist es ein mittelmäßiger Ort, in welchem man aufs höchste drey tausend Einwohner rechnet. 3. Laconcevan, hier nimmt der Menan einen andern grossen Fluß in sich und fängt an, tieffer und schneller zu werden. 4. Campengpet; so heißt eine Stadt und eine Provinz, die gegen Norden liegen und reiche Stahlgruben haben. Die Stadt giebt Juthia weder an der Grösse, noch an der Anzahl der Einwohner etwas nach, und da sie ihre Lage zu einem sehr wichtigen Platze macht, so haben es sich die Siameser angelegen seyn lassen, sie gut zu befestigen. 5. Tian-tong; dieses war vor Zeiten eine sehr grosse Stadt, die Kriege aber haben sie zum Theil ruinirt. 6. Metac, eine Grenzstadt des Königreichs, zwischen Westen und Norden, unter dem zwey und zwanzigsten Grade der Breite.

Alles, was von dem Flusse Menan weiter abliegt, verdient nicht die geringste Aufmerksamkeit der Reisenden, ausgenommen etwa Cambori, an der Grenze von Pegu, Corazema, oder Carißima, an der Grenze von Laos, u. Socotai u. Sanqueluk, die beyde im Lande, nicht weit über Laconcevan liegen.

Der Pater Fontenay*, Mißionarius der Gesellschaft JEsu, ist es, der uns die Namen dieser verschiedenen Oerter, die er alle durchreiset ist, auf-

* In seinem Briefe an den P. Verjus, der in den Reisen des Tachard angeführt wird.

aufbehalten hat. Gervaise gedenkt einiger andern Städte, oder vielleicht eben derselben unter andern Namen. In den mitternächtlichen Theil des Königreichs setzet er, Locontaie, einen Grenzort von Laos und Tenasserim, in der Nähe von Ava, wovon es, wie er vorgiebt, abgerissen worden. Gegen Mittag setzt er Porcelone *, an die Grenzen von Camboya, Chantebonne und Piplo. Er versichert, daß Porcelone eine von den weitläuftigsten und ältesten Städten des Königreichs sey; daß sie um das Jahr 1200 von einem Fürsten, Namens Chaou-Mevag, welcher in der Geschichte von Siam nicht unberühmt ist, erbaut worden; daß sie vormals der gewöhnliche Sitz der Könige gewesen, von deren alten Pallästen man noch heut zu Tage einen daselbst sähe. Er fügt hinzu, sie sey mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, welches an den Städten von Siam nichts gewöhnliches ist.

Alle diese Städte, auch die Hauptstadt nicht ausgenommen, kommen mit den europäischen Städten, und selbst mit den Städten in China und Japan, auf keine Weise in Vergleichung **. Der größte Theil ist nichts als ein unordentlicher Haufe elender Hütten, und hat, statt der Mauer, weiter nichts als eine Einfassung von Pfählen. Gleichwohl haben die Siameser in Gewohnheit, ihnen sehr prächtige Namen beyzulegen. Laconcevan bedeutet himmlischer Berg,

 und

* La Loubere setzt sie gegen Norden, in das ober Siam.

** La Loubere, 2. Theil. Haupt. 9.

und Tian-tong wahres Gold; der Name Campengpet heißt so viel als eine Mauer von Diamanten, und die einzige Ursache, warum sie diese Stadt so nennen, ist die, weil sie Mauern von Stein hat. Diese Eitelkeit ist eine gewöhnliche Krankheit aller Indianer, und la Loubere erzehlt davon zwey sonderbare Beyspiele. Als die Abgeordneten einer fremden Nation, die sich in Siam niedergelassen, ihn zu begrüssen kamen, that er verschiedene Fragen wegen ihres Landes an sie. Da erzehlten ihm diese Asiater die wunderbarsten Dinge von ihrer Geburtsstadt, und sagten ihm, unter andern Uebertreibungen, daß man sie unter drey Monaten nicht umgehen könnte. Das andre Beyspiel ist ihm von dem Hrn. de la Mare erzehlt worden. Dieser französische Ingenieur, welchen der Hr. von Chaumont in Siam gelassen hatte, ward nach Ligor gefordert, um einen Plan davon aufzunehmen; und um dieses bewerkstelligen zu können, gab ihm der Statthalter zwey ganze Tage, bloß um die Stadt herumzukommen, ob es schon in der That kein Spatziergang von einer Stunde gewesen wäre.

Vierter Abschnitt.

Nähere Beschreibung einiger Orte.

§. I.

Bankok.

Diesen Platz macht seine Lage sehr wichtig. Er bestreicht den grossen Fluß und ist von dieser Seite der Schlüssel des Königreichs. Der Ingenieur, den der Herr von Chaumont, im Jahr 1685, in Siam ließ, fing ihn an zu befestigen, und als er zwey Jahr darauf in die Hände der Franzosen kam, legten diese noch mehr Werke darum an. Um den Fluß noch besser vertheidigen zu können, errichteten sie, auf den jenseitigen Ufer, noch ein ander Fort, welches sie aber wieder einrissen, als sie sich von einer Belagerung bedroht sahen, und nicht Truppen genug hatten, beyde Posten zu vertheidigen.

Der Boden um Bankok ist gut; ganzer vier Meilen, von Siam tiefer in das Land hinein, ist alles mit Fruchtbäumen bepflanzt; es ist ein beständiger Garten. Diese Früchte können mit Vortheil in der Hauptstadt verkauft werden, und machen den vornehmsten Reichthum dieser Gegend aus. Kämpfer meldet uns, daß an eben dem Orte, wo jetzt Bankok stehe, vor diesen eine grosse Stadt gestanden, welche die Hauptstadt des ganzen Landes gewesen: ihre Einwohner aber hätten sie verlassen, und sich zwölf bis dreyzehn Meilen weiter hinauf, an dem Orte, wo jetzt Juthia ist, neue Wohnungen erbaut.

§. II.

Louvo.

Diese Stadt liegt auf einer Höhe, die sie gegen die Ueberschwemmungen des Menan sichert. Ihr Plan ist beynahe ein Viereck, und ihr Umfang mag ohngefehr eine halbe Meile betragen. Sie ist mit einem Walde von Erde umgeben, der durch verschiedene gemauerte Bollwerke vertheidiget wird. Ein Kanal, den man aus dem Menan abgeleitet hat, umfließt sie gegen Abend und Mitternacht; die übrigen Seiten werden durch Moräste oder durch Höhen vertheidiget, die ihr als natürliche Wälle vortrefflich zu statten kommen. Ihre Lage ist sehr lustig, und man athmet da eine sehr gute Luft. Ihr Kanal aber ist beynahe ganz trocken, wenn der gröste Fluß niedrig ist, und sein Wasser, das noch ohnedem von den Elephanten, die dahin zur Tränke kommen, getrübt wird, ist ganz und gar nicht zu trinken. Man muß zu dem Brunnenwasser, oder zu demjenigen Wasser seine Zuflucht nehmen, womit man sich zur Zeit der Ueberschwemmung versieht, und das man in grossen irdenen Gefässen, die es frisch und rein erhalten, aufbewahret *.

Louvo ist zu einer sehr grossen Stadt geworden, seit die Könige von Siam, an dem Aufenthalte daselbst, einen Geschmack gefunden. Sie halten sich

* Gervaise, vbi supra Haupt. XI.

sich des Jahrs sieben bis acht Monate daselbst auf, und der Pallast, den sie da haben, ist zwar nicht so geräumlich, als der in Juthia, hat aber eine weit anmuthigere Lage und Einrichtung. Er ist an dem mitternächtlichen Ende der Stadt, auf einem etwas erhabenen, oder sonst ganz ebenen Platze erbaut. Seinem Grundrisse nach, ist er viel länger, als breit, und mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben. Auf der einen Seite sieht man gegen die Stadt, und von der andern geht die Aussicht auf den Kanal, welcher an den Mauren hinfließt. Man gelangt durch drey Höfe in denselben. Bey dem Eingange in den erstern siehet man rechter Hand einen kleinen Saal, wo man die Verbrecher der beleidigten Majestät richtet, und nicht weit davon sind die Gefängnisse, wo man sie, bis zu ihrer Verurtheilung verwahret. Auf der linken Hand sieht man ein weites Behältniß, welches das Wasser in dem ganzen Pallaste vertheilet. Es ist das Werk eines Franzosen und Italiäners, die glücklich mit diesem Unternehmen zu Stande kamen, an welchem die Baumeister in Siam ganzer zehn Jahr vergebens gearbeitet hatten.

Wenn man in diesem ersten Hofe weiter fortgehet, kömmt man in einen Garten, der vier Absonderungen hat, und sich mit einem kleinen Sallon schließt, der mit einem ohngefehr drey tausend breiten, und fünf bis sechs Schuh tiefen Wasser umgeben ist. An dem Rande dieses Baßins erheben sich einige zwanzig kleine Wasserkünste, die in gleicher Weite von einander stehen

hen und in Form von Gießkannen springen. Die Mauern dieses Sallons sind mit einem feinen und polirten Mörtel überstrichen, der ihnen eine blendende Weisse giebt.

In der Nähe ist ein kleiner Tempel, dessen zierlicher Bau diesen Ort noch verschönern hilft. Ein kleiner Lustwald führet in den zweyten Hof, welcher noch prächtiger, als der erste ist. Man tritt durch einen viereckigten Eingang hinein, welcher mit verschiedenen moresken Schnizwerken ausgezieret ist, und eine unendliche Menge Blenden hat, um Porcelain hinein zu sezen. Rechter und linker Hand sind die Ställe der Elephanten der andern Classe. Sie bestehen aus zwey geräumlichen Seitengebäuden, worinnen vier solche Thiere stehen. Wenn man von diesem Vorgebäude heraus kommt, findet man zwey kleine Säle: Hier werden die ordentlichen Abgesandten empfangen: Der König spricht nicht mit ihnen, und zeigt sich nur an dem Fenster eines grossen Gebäudes, welches quer vorstehet. Dieses lezte Gebäude hat zwey Flügel: Der eine dient denen Elephanten von der ersten Classe zur Wohnung: Der andere bestehet aus einem grossen Hauptgebäude, dessen Giebel in eine Pyramide ausläuft. Man siehet darinne ein ander Audienzzimmer für die ausserordentlichen Abgesandten, welche von China, Mogol und Persien kommen. Man empfängt darinnen nur die Gesandten grosser Potentaten, und die Minister von Frankreich wurden darinnen vorgelassen. Dieser Saal hat drey oder vier Klaftern in die Länge,

und

und zwey in die Breite; seine Höhe ist ungefähr fünf und dreyßig Fuß. Zu der Zeit, als ihn Gervaise sahe, war er mit vielen Spiegeln, welche Ludewig der vierzehende, dem Könige von Siam geschicket hatte, ausgezieret. Die Decke war von vier Feldern, mit durchbrochnen und vergoldeten Blumenwerk gezieret, und mit vielen Chinesischen Crystallen belegt, welches sehr wohl aussahe. Ein prächtig vergoldeter Thron zieret das Ende des Saals, und stößt mit seinem runden Himmel an die Decke; sein Sitz aber ist nur funfzehen oder sechzehen Schuh hoch. Er ist mit vielen Stufen umgeben, und an den Audienztagen fallen die Grossen des Königreichs mit dem Gesichte darauf nieder. Der König steigt diese Stufen nicht hinauf: er gehet durch eine kleine Thür, welche hinter dem Throne angebracht ist, hinein. Die Seiten sind mit Sonnenschirmen besetzet, welche sich in Absätzen, von unten bis oben, an den Saal erheben.

* Wenn man aus dem andern Hofe heraus kommt, steigt man einige Stufen hinunter, und tritt in den dritten, wo das Zimmer des Königs ist. Es ist ein sehr weitläuftiges Gebäude mit gelben Ziegeln gedecket, deren Fürniß so glänzend ist, daß man sie für vergoldetes Metal halten sollte. Es ist mit einer viereckigten niedrigen Mauer umgeben, in deren Ecken vier Brunnenkessel mit reinen Wasser stehen, worinnen der König unter einem reichen Zelte, welches jeden Halter bedecket, zu baden pfleget. In der Nähe von

* Ebendaselbst.

von dem einen dieser Brunnenkessel ist eine kleine Grotte, welche mit Bäumen, die immer grünen, und Blüthen von grosser Schönheit und vortreflichen Geruche tragen, besetzet ist. Ein Brunnen springt in der Mitten, und theilet sein Wasser den vier Hältern mit.

Es darf niemand, als die Edelknaben und einige Lieblinge in diesen Pallast kommen. Die andern Hofleute bleiben auf der Mauer, wo sie, auf Matten liegend, und mit gegen die Erde gekehrtem Gesichte die Befehle des Königs stillschweigend erwarten, welcher sie zuweilen würdiget mit ihnen aus dem Fenster zu reden. Die geringeren Bedienten bleiben in den Höfen und in den Gärten; und, wenn sie der König sehen kann, welches sie an gewissen Zeichen, die man ihnen giebt, wahrnehmen, fallen sie auf die Knie und Ellbogen nieder. Diejenigen, welche auf der Wache sind, begeben sich in kleine Cabinete, welche da herum gebauet sind.

Wenn man ein wenig weiter gehet, trift man zur Linken des Pallasts einen schönen Platz an, der mit den schönsten Blumen gezieret ist, welche die Könige von Siam, wie man sagt, mit ihren eignen Händen warten. Von diesem Orte kommt man in einen andern grössern Garten, welcher ihrem Zimmer gerade gegen über ist. Er ist mit Pommeranzen- Citronen- und anderen Bäumen von einem angenehmen Geruch bepflantzet, deren dickes Laub an diesem Orte eine beständige kühle Luft erhält. Das übrige ist in kleine Felder, mit

einer Mauer so hoch, daß man sich darauf lehnen kann, versehen, abgetheilet. Die meisten Gänge sind so enze, daß kaum drey Personen neben einander stehen können. Man siehet in gewisser Weite von einander Leuchten von vergoldeten Metal, welche man, wenn der König zu Louvo ist, alle Nachte anzündet. Darzwischen, nehmlich von einer Leuchte zur andern, ist eine Kohlpfanne, welche auf einem Altare stehet, worinnen man Räucherkertzen, und wohlriechendes Holtz verbrennet, wovon sich ein angenehmer Geruch weit ausbreitet.

Das Serail liegt in einer grossen Galerie, und nimmt den gantzen dritten Hof, der Länge nach, ein. Es stößt von einer Seite an das Zimmer des Printzen, und von der andern an das Gebäude, welches den andern Hof beschließt. Niemand, als die Verschnittenen, haben darinne einen Zutritt, und so gar die Söhne des Königs haben nicht einmahl die Freyheit ihre Mütter darinnen zu besuchen.

* Dieser Pallast, so wie man ihn beschrieben hat, würde in Frankreich und Italien ein ziemlich gemeines Lusthauß vorstellen. Man muste aber eine Beschreibung davon mittheilen, um von den Siamschen Pallästen und Gärten einigen Begriff zu geben. Er wurde von Chaou-Naraie, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts, gebauet. Seine Vorgänger hatten an eben diesem Orte ein Hauß gehabt: es lag aber, als dieser

* Ebendaselbst.

ser Monarche alle diese Gebäude daselbst anlegen ließ, seit mehr, als hundert Jahren, wüste.

§. III.

Juthia.

So nennen die Siameser ihre Hauptstadt, wenn man Kampfern Glauben beymißt. La Loubere behauptet, ihr rechter Nahme sey Sy-io-thi-ya, woraus die fremden Judia, Juthia, India, Judea, Odiota, &c. gemacht haben. Was den Nahmen Siam anbelangt, welchen ihr die Europäer zu geben pflegen, so ist derselbe seinen Einwohnern gäntzlich unbekannt. Ich habe anderwärts angemerkt, daß ihr Ursprung ziemlich neu ist, weil ihr Alterthum nur von drey hundert Jahren her ist: sie wurde, wie man sagt, von einem Könige, mit Nahmen Chaou-thong, oder der goldene König erbauet.

Die Höhe von Juthia beträgt, nach den letztern Beobachtungen der Jesuiten, 14. Grad, 30. Minuten, und ihrer Länge 120. Grad, 30. Minuten. * Der Boden, worauf sie gebauet ist, ist von einer grossen Anzahl Canäle durchschnitten, welche alle Aerme von dem Menan sind, und sie in viele Inseln theilen, deren Gestalt viereckigt ist: Dieses hat gemacht, daß man ihre Lage mit der Lage von Venedig verglichen hat. Unterdessen stößt sie, vermittelst eines schmalen Damms, der nach Osten zu gebauet ist, an das feste Land, auf welchem man zu Fusse dahin kommen

* Kämpfer, wie oben.

men kann, und welcher zugleich zu einem Damme wider das ungestüme Wasser dienet.

Diese Stadt wird von einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, welche von der Nord- und Mittagsseite ziemlich im baulichen Wesen erhalten wird: Das übrige davon wird nicht geachtet, und fällt ein. Man hat in diesen Mauern viele Bogen angebracht, wodurch die verschiedenen Arme des Menans frey laufen, und die Fahrzeuge bequem aus- und einfahren können. Man hat allemahl in gewisser Weite Erhöhungen angelegt, worauf man Canonen pflantzen kann. An der Abendseite der Stadt, wo der Boden niedriger ist, ist ein grosses Bollwerck mit Redouten auf den Seiten, und mit vielen Stücken besetzt, welche den Fluß bestreichen.

Es gehet eine so grosse Anzahl grosser und kleiner Canäle durch Juthia, daß man mit Balonen in alle Viertheile kommen kann, und daß so gar die grossen Fahrzeuge an den vornehmsten Häusern anlanden können. Längst den Canälen hat man Dämme gebauet, welche schöne gerade Strasse machen, wovon einige breit, andere schmal, die meisten aber so kothig sind, daß man kaum fortkommen kann. * Es giebt so gar Viertheile, welche bey grosser Ebbe und Fluth gäntzlich überschwemmet werden.

Damit man in einer Stadt, die um und um im Wasser liegt, aus einem Viertheile in das andere

* Eben daselbst.

andere kommen könnte, war es nöthig eine grosse Anzahl Brücken zu bauen. Einige sind von Ziegelsteinen, deren Bauart nicht übel ist: die andern sind von Bretern, oder von geflochtenen Rohre, und so unsicher, daß man nur mit Furcht und Zittern darüber gehet.

Man versichert, daß die Hauptstadt des Siamschen Reichs zwey gute Meilen im Umkreiß habe; Dieser grosse Raum aber ist bey weiten nicht überall gleich mit Wohnungen besetzt. Der westliche und südliche Theil ist fast gäntzlich wüste. Gegen Osten, nach dem Damme zu, welcher die Stadt mit dem festen Lande verbindet, findet man ziemlich schöne Häuser, welche von den Europäern, * die zu Siam gewohnet haben, sind gebauet worden. Daselbst hatte Constantin Phaulkon eine bequeme Wohnung für die Französischen Gesandten, und einen prächtigen Pallast zu seinem eigenen Gebrauche, bauen lassen. Auf der nördlichen Seite ist eine grosse Handelsstrasse, welche von Asiatern, meistentheils Chinesern, Mogolern, oder Arabern, bewohnt ist. Es ist dieses das volckreichste Viertheil der Stadt. Sie wohnen in kleinen Hütten, welche von Steinen oder Ziegeln gebauet, acht Fuß lang, und vier Fuß breit, und nicht über zwey Klaftern hoch sind, ob sie gleich in zwey Stockwercke getheilet sind. Das Dach ist flach, mit Ziegeln gedecket, und die Thüre so groß, daß sie mit dem kleinen Gebäude gar keine Verhältniß hat.

Es

* Eben daselbst.

Es giebt dennoch unter den Asiatischen Fremden, welche sich zu Siam niedergelassen haben, und welche, wie man sagt, aus vierzig verschiedenen Nationen bestehen, einige, die geräumlichere und bequemere Wohnungen besitzen. Einige, um sich wieder die Sonnenhitze zu schützen, lassen vor ihren Häusern eine Art von offenen Schoppen bauen. * Andere haben doppelte Hauptgebäude, und halten sich, während der Hitze, in einem niedrigen Saale auf, der mitten in dem Hause liegt, und rund herum mit verschiedenen Zimmern umgeben ist, aus welchen ein schwaches Licht, zugleich aber eine frische und gemäßigte Luft, in denselben kommt. Diese Säle werden Divan genennet, ein Arabisches Wort, welches eine Rathsstube bedeutet. Oft sind dieselben von oben bis unten mit kostbaren Porcellain ausgezieret, welches man in kleine Blenden, die in die Mauer gemacht sind, setzet. Zuweilen macht man einen Wasserhälter und Röhren dahinein, woraus ein kleiner Brunnen springet.

Die andern Viertheile der Stadt sind mit denjenigen, welche wir iezt beschrieben haben, im geringsten nicht zu vergleichen. Man siehet überal nichts, als elende Hütten, welche nicht so gut, als die Hütten unserer ärmsten kleinen Dörfer, sind. Flechten von Bambus bestimmen den Umfang dieser leichten Wohnungen. In den Viertheilen, welche der Überschwemmung unterworfen sind, baut man sie auf Pfähle, welche

* La Loubere, Theil 2, Cap. 2.

zwölf oder dreyzehen Fuß hoch sind: Die Treppe hängt haussen, wie die Leitern an unsern Mühlen: Das Dach ist mit Palmblättern gedeckt. Zum Feuerherde dient ein Korb mit Erde, welcher auf drey Stöcken stehet.

Man braucht nur einige Stunden zu Aufbauung oder Niederreissung dieser unbeständigen Gebäude. * La Loubere versichert, daß, als zu der Zeit, da er in Siam war, dreyhundert Hütten abbrannten, dieselben in zwey Tagen wieder aufgebauet waren. Als die Franzosen dem Könige das Vergnügen machen wollten, eine Bombe werfen zu sehen, muste man deswegen drey Häuser niederreissen, welche dem Pallaste die Aussicht benahmen. Die Häuser waren, ehe eine Stunde verging, abgetragen.

Einige Mandarinen haben Häuser von Ziegelsteinen, aber ohne alle Zierrath. Der vornehmsten Hofbedienten ihre sind nur von Bretern, und La Loubere vergleicht sie mit grossen Schräncken. Inzwischen wohnen darinnen der Herr, seine vornehmste Gemahlin, und seine Kinder. Die andern Weiber haben besondere Hütten; alle diese Wohnungen aber sind mit einer gemeinen Einfassung von Bambus eingeschlossen.

Der Pallast des Königs liegt in dem mitternächtlichen Theile der Stadt. Er ist mit einer zweyfachen Mauer von Ziegelsteinen umgeben, und

* Eben daselbst.

und man versichert, daß er eine halbe Meile im Umfange habe. * Sein Grundriß stellet ein groß Viereck vor, welches in viele Höfe getheilet ist, und aus einer grossen Anzahl Gebäude bestehet, die theils von Ziegelsteinen, theils von Holtze sind. Seit dem Aufruhr von 1688, in welchem die Aufrührer durch ein besonderes Thor in den Pallast drangen, geht man nur durch ein eintziges Thor in denselben. **

Die Bediente des Printzen wohnen in den ersten Höfen: weiter hinein sind geräumliche Ställe vor seine Elephanten: Der Pallast, welchen der König bewohnet, liegt in dem letzten Hofe. Er war neu aufgebauet, als die Franzosen zu Siam ankamen. *** Sein Grundriß hat die Gestalt eines Kreuzes, aus dessen Mittelpunkte sich eine Pyramide mit vielen Stockwercken erhebet, welche über das gantze Gebäude hervorraget, und hier eine Zierrath ist, die nur den Königlichen Häusern zukommt. Das Gold gläntzet an dem Vordertheile des Gebäudes, sein Dach ist von Calin, und von aussen ist es mit vieler Bildhauerarbeit gezieret, welche wohl gearbeitet zu seyn scheinet. Das erste Gebäude des Pallasts, welches entgegen stößt, und das eintzige, worzu Fremde kommen können, ist der Rathssaal. Daselbst hält der König mit seinen Ministern Rath, pflegt mit den Gesandten der Printzen Handlung, und empfängt die Privat-

 per-

* Gervaise, wie oben. ** Kämpfer, wie oben.
*** Gervaise, eben daselbst.

personen, welche er vorzulassen würdiget. Der Eingang zu diesem Orte ist niedrig und enge, und man steigt auf einer Treppe hinauf, welche nicht zwey Fuß breit, und ohne Lehne, ist. Es ist andem, die Siameser, welche sie steigen, haben keiner Lehne nöthig, sie kriechen auf Händen und Füssen hinauf, und so leis, sagt La Loubere, * daß man dencken sollte, sie wollten den König überrumpeln. Dieser Saal gleichet dem Saale von Louvo, so wohl den Zierrathen, als auch der Stellung des Throns, nach. Der übrige Theil des Pallasts ist für die Fremden, und so gar für die Eingebohrnen des Landes, verschlossen: Deswegen melden unsere Reisenden nichts davon.

Das Serail stößt an das Zimmer des Königes: von aussen hat es etwas majestätisches. Weiter über dasselbe hinaus sind geräumliche Gärten, mit Palmbäumen bepflantzt, in verschiedene Felder abgetheilet, und von kleinen Bächen durchschnitten, welche sich durch die Brete schlingen.

§. IV.

Die Gegenden ausserhalb Juthia.

Besondere Pyramide.

Die Vorstädte von Juthia sind groß, und die herumliegenden Gegenden sind ziemlich volckreich. Die Ufer des grossen Flusses sind, von der Hauptstadt bis nach Bankok, mit Dörfern ange-

* La Loubere, eben daselbst.

angebauet, und dieses Stücke Landes allein begreift mehr Einwohner in sich, als das gantze übrige Königreich. Die Bauern wohnen in Hütten, die auf hohen Pfählen stehen, welche sie vor der Uberschwemmung schützen. * Die Ställe sind in die Luft gebauet, wie das übrige, und das Vieh steiget durch Aufgänge von Flechtwercke hinauf, welche sehr gäh zu gehen. Nahe bey der Stadt, von der Seite des mitternächtlichen Ufers des Menans, siehet man verschiedene Dörfer, welche von Japonesischen, Peguanischen, und Malaischen Colonien erbauet worden sind. Auf der andern Seite des Flusses ist ein Dorf, welches von einem Geschlechte von Portugiesen, die von Siamschen Weibern gebohren sind, bewohnet wird. Man findet in diesem Canton einige Christliche Kirchen. Kämpfer erzehlet, nach dem Zeugniß vieler Catholischen Priester, daß man in der Nachbarschaft von Juthia, gegen das Jahr 1690, auf vier tausend Christen, die über sieben Jahr waren, zählte. Man ist die Einführung des Christlichen Glaubens in diesen Ländern den Geistlichen der fremden Mißionen schuldig, den Dominicanern und den Jesuiten. Die erstern vornehmlich haben, durch die Reinigkeit des Gottesdienstes, den sie angeordnet haben, durch ihre uneigennützige, liebreiche, von allem Ehrgeitz, von allen listigen Händeln, entfernete, und der glücklichen Einfalt der ersten Apostel des Christenthums würdige, Aufführung, diesen Un-

* Kämpfer, wie oben.

gläubigen einen sehr hohen Begriff von dem Evangelio beygebracht.

Nicht weit von den Japonesischen Dörfern, wovon ich geredet habe, haben die Holländer eine schöne Wohnung auf einen Boden, der für der Uberschwemmung sicher ist, gebauet. Sie haben unter Bankok, zwey Meilen vom Meere, eine andere Factorey. Man nennet sie Amsterdam.

Das merckwürdigste, welches die Gegenden um Juthia den Augen darstellen, ist eine Pyramide, welche eine Meile von der Stadt auf einem ebenen Boden gebauet ist. Dieses Denckmal, mit Nahmen Pkathon oder Puka-thon, * wurde zum Andencken eines Siegs aufgerichtet, den die Siameser an diesem Orte über einen König von Pegu erhielten, welcher mit seiner gantzen Armee in dem Treffen blieb. Der Platz, auf welchem man sie gebauet hat, ist viereckigt: eine sehr niedrige, aber wohlgebauete, Mauer gehet rings herum. Ihre Höhe ist, nach Kämpfers Vorgeben, ** drey hundert und sechzig Fuß, mit der Spille gerechnet, mit welcher sie sich oben endiget, und welche nicht viel weniger, als neunzig Fuß, hoch ist. Das Haupgebäude kann

* Eben derselbe, eben daselbst.

** Die Beschreibung dieser Pyramide ist ziemlich dunckel bey Kämpfern, wenigstens in der Sprache seiner Englischen und Französischen Ubersetzer. Ich habe mich bemühet sie nach dem original Plan, welchen der Verfasser davon mitgetheilet hat, zu verbessern.

kann in zwey Theile, in den obern und untern, getheilet werden. Der untere Theil ist viereckigt: jede Seite hat hundert und funfzehen Fuß in die Länge, und ungefähr siebenzig in die Höhe. Diese Grundlinie wird ie höher ie kleiner. Aus jeder Seite entstehen drey Ecken, welche unvermerckt bis an den Gipfel gehen, und welche, nach dem Plan der Pyramide, immer schmäler werden, je weiter sie hinauf kommen. Dieser untere Theil hat vier Stockwercke, deren letzteres, welches viel schmäler, als die andern, ist, sich mit einem flachen Dache endiget. Jedes Stockwerck ist mit Karniesen, welche, auf eine artige Art verändert sind, gezieret: man siehet hervorgehende Gänge daran, welche mit einer kleinen Mauer, die so hoch ist, daß man sich darauf lehnen kann, umgeben sind, und in den Winckeln Säulen haben. Die Treppe ist in dem Mittelpunckte: Sie hat vier und siebenzig Stufen, jede neun Zoll hoch, und vier Fuß breit. Sie endiget sich an dem flachen Dache, wovon ich gesagt habe, das rund herum mit einem hervorragenden Geländе umgeben ist, an welchem eben die Zierrathen, als an den andern Gängen, sind.

Aus dem Mittelpunckte dieses flachen Daches erhebet sich der andere Theil dieser Pyramide, welcher, weil er alsdenn auf eine merckliche Art immer spitziger wird, sich endlich als eine Spitze eines Obeliscus endiget. Sein Fußgestell ist ein Achteck, allein die Seiten desselben sind ungleich, weil sie wechselsweise eilf oder zwölf Fuß in die Länge haben. Es ist mit Karniesen gezieret,

 welche

welche etliche Klaftern hoch hinauf laufen. Von der obersten Fläche dieses Fußgestells läuft die Pyramide, welche schon sehr dünne ist, rund als eine Glocke, und hat oben eine Laterne, welche von kurtzen Säulen mit durchbrochenen Zwischenräumen formiret wird. Auf diesen Säulen stehen viele Kugeln. Das Werck endiget sich mit einer sehr hohen und so dünnen Spille, daß man sich verwundern muß, daß sie seit so vielen Jahren dem ungestümen Wetter widerstehet.

Fünfter Abschnitt.
Von den Pagoden.

Der Nahme der Pagoden wird ohne Unterschied den Tempeln und den Götzenbildern gegeben. Wir wollen sie vornehmlich hier in ihrem erstern Verstande betrachten. Die Gestalt dieser Gebäude überhaupt ist der Gestalt unserer Kirchen ziemlich gleich: sie sind aber nicht so groß und nicht so helle. Verschiedene sind als ein Kreutz gebauet: Das gantze Gebäude ruhet auf grossen Pfeilern: Das Dach ist von Zimmerarbeit, und mit lackirten Ziegeln, und zuweilen mit Platten von Calin gedecket. Diese Dächer sind oft zwey und dreyfach, nachdem sie in Absätzen über einander stehen. Das Vordertheil der vornehmsten Tempel ist vergoldet: Die Pfeiler, auf welchen die Zimmerarbeit ruhet, und die Balcken, woraus sie bestehet, sind roth gemahlet mit goldenen Streifen: Die Höfe und

Vorhöfe sind mit Säulen, Pyramiden, und andern Zierrathen, ausgezieret. Der Pater Tachard hat zu Siam eine Pagode von dieser letztern Art gesehen, welche er mit unsern schönsten Tempeln zu vergleichen, kein Bedencken trägt. Hier ist ungefähr die Beschreibung, welche er davon macht.

* Dieses Gebäude, welches in einiger Entfernung von dem Königlichen Pallaste auf einem grossen, mit Mauern umgebenen, Platze stehet, ist in Gestalt eines Kreutzes gebauet. Es hat fünf vergoldete runde Dächerl, welche entweder von Steinen oder von Ziegeln sind, und deren Bauart ziemlich besonders ist. Das grösseste ist in der Mitten: Die andern sind auf den äussersten Enden, der Schenckel dieses Kreutzes. Das gantze Gebäude stehet auf vielen Grundlinien, oder Fußgestellen, welche über einander stehen, und oben schmäler werden. Man steiget von allen Seiten auf Treppen hinauf, welche gäh und schmal sind, und fünf und dreyßig bis vierzig, drey Hände breite, und mit vergoldeten Calin belegte, Stufen haben. Der untere Theil der Haupt-Treppe ist von beyden Seiten mit etliche zwantzig Figuren gezieret, welche grösser, als in Lebensgrösse, theils von Ertz, theils von Calin, und alle vergoldet sind, den Personen und Thieren aber, welche sie vorstellen, sehr schlecht ähnlich sehen.

Die Pagode ist mit vier und vierzig Pyramiden von verschiedener Höhe und Bauart umgeben,

* Tachard, 1. Reise, Buch 4.

ben, welche nach der Ordnung auf drey ungleiche Flächen gesetzet, und künstlich gearbeitet, aber zu sehr mit Zierrathen überhäufet sind. Die vier grössesten nehmen die Winckel der niedrigsten Fläche ein: ihre Grundlinien sind sehr breit, sie werden aber immer schmäler, je höher sie werden, und endigen sich oben als ein langer und dünner Obeliscus, über welchen eine eiserne Spille ist, woran verschiedene crystallene Kugeln von ungleicher Grösse stecken. Auf einer zweyten Fläche, welche höher ist, stehen sechs und dreyßig kleinere Pyramiden als die ersten, welche in ein Viereck um den Tempel herum gesetzt sind, so daß auf jede Seite desselben neune kommen. Ihre Gestalt ist verschieden: Einige gehen spitzig zu: Andere laufen oben rund zu, wie eine Glocke; und auf diese Art wechseln sie mit einander ab. Die vier letzten Pyramiden nehmen die Winckel der dritten Fläche ein, und gleichen ihrer Bauart nach, den Pyramiden der ersten Fläche.

Das gantze Gebäude, mit den Pyramiden, ist in ein Viereck eingeschlossen, dessen Seiten mehr, als hundert und zwantzig gemeine Schritte in der Länge, und funfzehen Fuß in der Höhe, haben. Die Galerien dieses viereckigten Einschlusses sind von Seiten der Pagode offen, und von der andern Seite zugemauert. Ihre Decke ist gemahlet und a la Moresque vergoldet. Inwendig erstrecket sich längst der Mauer, welche das Gebäude einschließt, ein Fußgesimse, auf welchem mehr, als vierhundert Bildsäulen, in einer sehr schönen Ordnung stehen. Sie sind

nur

nur von Ziegeln: sie sind aber so gut vergoldet, daß man glauben sollte, sie wären von Metal. Sie sind einander fast alle gleich, und wenn sie nicht von verschiedener Grösse wären, so sollte man meinen, sie wären alle in einer Form gegossen. Es sind zwölfe von einer Riesenmäßigen Grösse, eine in der Mitte jeder Galerie, und zwey in jeder Ecke. Diese letztern Figuren sind ihrer Grösse wegen auf besondere Fußgestelle, welche sehr flach sind, gesetzet worden. Sie sitzen, nach Art der Morgenländer, mit kreutzweis gelegten Füssen. Der Pater Tachard war so neugierig, daß er einen von den Füssen maß. Er war sechs Schuh lang: die grosse Zehe hatte die gewöhnliche Grösse einer Faust, und das übrige war in eben demselben Verhältnisse. Diese viereckigte Einfassung ist von aussen mit sechzehen Pyramiden, welche mehr, als vierzig Fuß, hoch sind, gezieret, und in ihren Mitten sind Blenden, worinnen vergoldete Pagoden stehen.

Diese Figuren sind die vornehmste Zierde der gewöhnlichen Tempel. Ihre Materie bestehet, wenn man Kämpfern glaubt, * aus Kalck, Hartz, und Haren, welche man anfänglich mit einem schwartzen Fürniß überziehet, und hernach vergoldet. Die Siamschen Pagoden haben nichts ungeheueres: sie stellen gemeiniglich stehende, oder auf den Fersen sitzende Personen vor: Ein leichtes Gewand bedeckt ihre lincke Schulter, und gehet bis an den Gürtel: das übrige ist nackend.
Sie

* Kämpfer, wie oben.

Sie haben eine Art von einer Haube auf dem Kopfe, deren Flügel ihnen auf die Schultern herab hangen: ihre Hare sind vorne gekräuset, und hinten in zwey grossen Locken aufgebunden. Eine Hand stemmen sie auf das Knie, und die andere in die Seite. Es giebt welche von ungemeiner Grösse, und man siehet eine von dieser Art in der Hauptcapelle dieses Pallasts. Sie ist ungefähr fünf und vierzig Schuh hoch, und sieben oder acht Schuh breit. Sie stehet gerade, und der Kopf berühret die Decke. * Tachard versichert, daß sie von gediegenem Golde sey, und schätzet sie wenigstens auf zwölf Millionen und fünf mahl hundert tausend französische Pfund. Allein La Loubere, Kämpfer, Gervaise, der Pater Le Blanc, &c. melden nichts von diesem goldenen Colossus, und ich muß sagen, daß ihr Stillschweigen hier mehr vermag, als die Bekräftigung eines solchen Zeugens, als der Pater Tachard ist.

Die Siamschen Pagoden, werden von Mönchen, mit Nahmen Talapoinen, welche in der Nähe wohnen, besorget. Ihre Zellen stehen um und um im freyen, und es sind hölzerne Hütten, welche auf höhern oder niedrigern Pfählen stehen, nachdem man sich für der Uberschwemmung fürchtet. Des Abts seine ist ein wenig grösser, als die andern. In jedem Kloster ist ein Hörsaal, welcher allgemein ist. Man nennet ihn Prahdi, und er empfängt sein Licht durch kleine Löcher,

* Tachard, eben daselbst.

Löcher, welche man in die Mauer gemacht hat. Das Zimmerwerck ruhet auf zwey Reihen von Säulen: Der gantze Saal stehet voll Bäncke. In der Mitte ist ein Pulpet, welches denjenigen, die man in den Christlichen Kirchen stehet, ziemlich gleich ist. Junge Schüler und junge Mönche versammlen sich zu gewissen Stunden an diesem Orte. Ein alter Priester liest mit langsamer und vernehmlicher Stimme einige Seiten aus einem Buche, welches auf dem Pulpete liegt; und wenn er gewisse Worte ausspricht, so legen die Zuhörer, aus Ehrfurcht, die Hände an die Stirne. Die Mauern des Saals sind rund herum mit papiernen Kräntzen, mit Blumen, mit Bändern, und andern Kleinigkeiten, welche an Stöcken hangen, ausgeschmücket. Man brauchet alle diese Dinge in Proceßionen. Vor dem Pulpet ist ein gelbbehangner Tisch, und auf der Seite stehet die Bildsäule des Sommona-Codom, des Patriarchen der Talapoinen. Der Tisch ist gemeiniglich mit Blumen bestreuet, und mit Tellern voll Reis, Pinang, gedörrten Fisch, Citronen, und andern Früchten des Landes, besetzet, welche die Andächtigen häufig ihren Priestern schicken.

Sechster

Sechster Abschnitt.

Naturgeschichte von Siam.

§. I.

Beschaffenheit der Jahrszeiten und Winde in Siam. Was die Moussons sind.

Die Siameser zählen drey Jahrszeiten, den Frühling, den Sommer und den Winter. Sie haben keinen Herbst. Ihr Winter fält im Januar, und dauert zwey Monathe. Er ist so warm, als unser Sommer, er scheinet ihnen aber, in Vergleichung mit den andern Jahrszeiten, kalt. Auf denselben folget der Frühling, und währet drey Monathe, das übrige vom Jahre ist lauter Sommer.

Der Nordwind wehet im Januar und Februar beständig, und dieses machet die Luft sehr mercklich kühle. Im Mertz, April und May regieret der Mittagswind, welcher Regen bringt. Im April regnet es oft: im Junius, Julius, August und September aber regnet es beständig. Alsdenn drehet sich der Wind nach Westen, und die Uberschwemmung fängt an. Sie setzet eine Fläche von neun bis zehen Meilen in der Breite unter Wasser, und in der Länge breitet sie sich von Mittag gegen Mitternacht auf mehr als hundert Meilen aus. Währender Uberschwemmung ist die Ebbe und Fluth so starck, daß sie bis an Juthia steiget, und zuweilen mercket man sie auch zu Louvo, welches auf dreyßig Meilen vom

Meere liegt. Die Fluth währet gantzer zwölf Stunden, und die Ebbe eben so lange. Es ist allemahl innerhalb 24. Stunden nicht öfter, als ein einiges mahl, Ebbe und Fluth. Im Weinmonath ist der Wind zwischen Westen und Norden, und bläset endlich beständig aus Mitternacht. Auf diese Art läuft der Wind, nach La Loubere Bericht, in einem Jahre rund herum, aus einer Himmels Gegend zu der andern: an statt daß er in unsern Gegenden so veränderlich ist, daß er oft in einem Tage um die gantze Sphere herum läuft. Wenn der Wind aus Norden und Westen zu gehen anfängt, so hellet sich der Himmel aus, der Regen höret auf, das Wasser fällt, und es ist so wenig Fluth, daß sie kaum zu mercken ist. Wenn aber der Wind aus Süden gehet, ist es gleich das Gegentheil: so daß es scheinet, daß der Nord- und Südwind wechselsweise die Fluth auf das Land treiben oder davon abhalten. Die Nordwinde verwehren den Schiffen sechs Monathe lang die Einfarth in die Rhede von Siam, und die Mittagswinde verhindern sie gleichfalls sechs Monathe auszulaufen. Diese unverbrüchliche Abwechselung nennen die Portugiesen **Moncaos**, und unsere Seeleute nennen sie **Moussons**, oder **Moncons**.

Dieses sind des La Loubere Beobachtungen über die Beschaffenheit der Winde, welche in Siam regieren. Kämpfer machet uns einen etwas verschiedenen Begriff davon. Er giebt vor, daß der nördliche und südliche Mousson jeder vier Monathe dauert. So lange der erstere

dauert, wehen die Nord- und Nord-Ostwinde beständig: bey dem andern gehet der Wind immer aus Süden und Süd-Westen. Unser Autor füget hinzu, daß währender Zeit, welche zwischen diesen zwey Jahrszeiten ist, der Wind veränderlich und unbeständig sey, indem er ohne Regel von einer Gegend zur andern umspringt, bis er endlich beständig aus Norden, oder aus dem Mittage gehet. Die Veränderungen dauern, vor und nach jeden Mousson, zwey Monathe nach einander.

§. II.

Was Siam hervorbringet.

Das Königreich Siam ist so weitläuftig, und hat so wenig Einwohner, daß der größte Theil des Landes ungebauet lieget. Alle von den Flüssen, oder Seeküsten, entfernte Cantons sind gäntzlich wüste. Die Siameser bauen über dieses nur die Felder, welche überschwemmet werden, und da diese Uberschwemmung ein grosses Stücke Land einnimmt, so ist es zum Unterhalt dieses Volcks mehr, als zureichend. Seine vornehmste Nahrung ist der Reis. Es wachsen desselben dreyerley Arten allhier. Die erste wächset von freyen Stücken auf feuchtem und morastigem Boden: er ist von Güte mittelmässig. * Die beyden andern Arten müssen sorgfältig gepfleget werden. Diejenige Art, welche man Poulo nennet, wird am höchsten geachtet: seine

* Gervaise, Theil 1. Cap. 4.

seine Körner sind leicht, nahrhaft und weiß, wie Schnee. Er wächset auf den Höhen. Man säet ihn im Monath May, und erndet ihn im September ein. Die Ernde geschiehet des Tages, und des Nachts läßt man mit Ochsen dreschen. So lange die Ernde dauert, dauern auch die Lustbarkeiten. Die Felder erschallen von den Freudengesängen: man brennet vor den Hausthüren und auf den öffentlichen Plätzen viele Feuer an.

* Nichts ist ungekünstelter, als das Werckzeug, welches man hier zum Ackerbau brauchet. Es bestehet aus drey Stücken Holtz: eins ist gerade und ziemlich lang, und dienet zur Deichsel, das andere ist gekrümmet, und dienet zum Handgriff, das dritte, kürtzeste, aber stärckste, ist fast recht winckelicht angestossen, und trägt die Pflugschaar. Alle diese Stücken sind nur mit Riemen an einander gebunden. Man spannet an diese Maschinen Ochsen oder Büffel, indem man ihnen eine Schnur durch den Knorpel, welcher die Nasenlöcher scheidet, und darnach diese Art von Lenckseile durch einen Ring ziehet, welcher an die Deichsel feste gemacht ist.

Der König von Siam fing sonst allemahl, wie die Kayser von China, und die Beherrscher von Tonquin und Cochinchina, die Arbeit auf dem Felde, in Person zu erst an, und zog einige Furchen mit dem Pfluge. Eine abergläubische Furcht, welche, ich weiß nicht auf was für Pro-

K 2 phe-

* La Loubere, Theil 1. Cap. 8.

phezeyungen, gegründet ist, hat diese Printzen von dieser edlen Verrichtung abgezogen, welche sie seit einem Jahrhunderte einem andern, der ihre Stelle vertritt, überlassen haben. Man erwählet ihn alle Jahre, und er führet den Titel Oc-ya Chaou, welcher Fürst, oder Oberaufseher des Reisses bedeutet. Er reitet an dem Tage, an welchem diese Feyerlichkeit vor sich gehet, auf einem Ochsen, und wird von vielen Bedienten begleitet, welche ihn mit grossen Ehrfurchtsbezeugungen bedienen. Diese königliche Würde währet nur einen Tag, und trägt etwas Geld ein. Man hält sie aber, aus einer Folge des alten Vorurtheils, für denjenigen, welcher sie verwaltet, für unglücklich.

Der Weitzen ist in Siam so rar, daß die Franzosen zu der Zeit, als sie daselbst ankamen, genöthiget waren, Mehl von Surate kommen zu lassen. Es fiel ihnen ein, in den Gegenden von Bankok Getreide zu säen, und es gerieth sehr wohl, besonders an hohen Orten. Die Siameser sind den Europäern den Gebrauch der Windmühlen schuldig: Zu Zeiten des la Loubere waren derselben zwey in dem Lande, eine in den Gegenden von Siam; die andere in der Nachbarschaft von Louvo. Vor Erbauung dieser Maschinen liessen sie ihr Getreide von Sclaven klein stossen, welche täglich nur eine kleine Menge Mehl bereiten konnten. Das Türckische Korn geräth hier sehr wohl; selten aber wird es anderswo, als in Gärten erbauet. Die Siameser

meser lassen die gantze Aehre mit den Körnern sieden oder rösten, ohne es zu dreschen.

Ihre Krautgärten haben an Hülsenfrüchten einen Uberfluß, welche aber meistens von den unsrigen unterschieden sind. La Loubere entdeckte inzwischen darunter einige von unsern Wurtzeln, Bollen, Rettiche, Gurcken, und kleine Kürbisse, welche röther sind, als die in unsern Gärten, Petersilie, Balsamkraut, und andere Europäische Produckte. Zwiebeln sah er nicht darunter. Das Land bringt sehr grosse Erdschwämme hervor, welche aber sehr unschmackhaft sind.

Die Tuberosen, Nelcken, Amaranthen, und Tricoloren, sind Blumen, welche auf ihren Beeten sehr gemein sind: Rosen siehet man wenig, und der Jasmin ist daselbst so selten, daß man ihn kaum in den königlichen Gärten findet. Uberhaupt sehen die Siamschen Blumen nicht so schön aus, als die unseren: Die Sonne verbrennt sie, und ziehet die lebhafte Farbe aus. Es giebt einige, welche nur des Nachts riechen.

Hingegen haben die Früchte daselbst mehr Geruch und Geschmack, als in Europa. Ihre besondern Arten sind unendlich verschieden, und, wenn man la Loubere glaubt, so ist fast keine eintzige, welche denenjenigen, so wir erbauen, gleichen. Wir wollen nur von den vornehmsten Früchten reden. Diejenige, welche die Siameser Pampelmouse nennen, ist so groß, als unsere größte Melone. Ihre dicke Schale sieht

aus und schmecket, wie die Pommeranzenschale. Ihr Fleisch hat fast den Geschmack der Erdbeeren, und ihr Saft ist sehr erfrischend.

Der Bananier, eine Pflantze, die unserm Mangold ziemlich ähnlich ist, wächset zwey Klaftern hoch, und treibet einen Strauß von rothen Blättern, welche eine vortrefliche Frucht in sich halten. Diese Blätter blühen langsam auf, und je mehr sie sich eröffnen, je weiter kommen die Früchte heraus. Sie hängen alle an einem Stengel, welcher verweicket, wenn sie reif sind, woraus aber bald hernach andere Sprößlinge hervorkommen, welche auf einander folgen, und jedes Jahr tragen. Diese Frucht hat die Farbe unserer gemeinen Feigen, und ist auch so weich, aber sie ist dicker und länger.

Der **Mangoustan** träget eine weisse Frucht, welche in einer Schale lieget, die, wie unsere Pommerantzen, Seitenweis Theile hat, auch so gut schmecket und so frisch ist, als unsere besten Kirschen. Aus ihrer Schale macht man einen Tranck, welcher wider die Rotheruhr ein fürtrefliches Mittel ist. Der Ata, welchen die Siameser auch **Noine** nennen, ist ein anderer Strauch, welcher wohl aussiehet, ob er gleich nicht sehr hoch ist. Seine Frucht ist als ein Tannenzapfen gestaltet, sie ist aber viel grösser. Ihre Schale ist dick; ihr Fleisch ist weich, und es gehet ein Saft heraus, welcher so gut, als der süsseste Rahm, aussiehet und schmecket.

Die

Die Mangue ist die Frucht eines grossen Baums, dessen Laub sehr dichte, und von den Nußblättern wenig unterschieden ist. Sie sind länglich rund, wie unsere Christenbirnen, gestaltet; ihr Fleisch aber gleichet den rothen Pfirsicken ihrem, wo es nicht noch röther ist. Es giebt viele Arten derselben. Diejenige, welche man Papayayen Mangue nennet, ist allen andern weit vorzuziehen. Der Papaya, welchen die Siameser Molokos nennen, ist ein sehr gerader Baum, welcher nur am Gipfel Aeste treibet, wo seine Blätter, welche den Feigenblättern ziemlich gleich sind, ein angenehmes grünes Buschwerck machen. Sie verbergen grosse Früchte, welche an dem Stamme des Baums wachsen, und welche mit unsern Melonen einige Aehnlichkeit haben. Ihre Saamenkörner sind so fruchtbar, daß sie in weniger, als zwey Jahren, einen ansehnlichen Baum hervorbringen, welcher zuweilen fünf Ellen hoch wächset.

Der Jacquier ist ein Baum von eben der Art, welcher wenig Aeste hat, und in die Höhe schießt. Seine Blätter gleichen den Blättern des Indianischen Castanienbaums: seine Frucht hat die Gestalt und die Grösse eines Kürbisses. Unter einer grauen Haut, runtzlicht, wie Chagrin, verwahret sie eine grosse Menge Kerne, welche in einem fasichten Fleische stecken. Man läßt sie sieden oder rösten, wie die Maronen, denen sie, dem Geschmack und der Grösse nach, gleichen. Die Cocosbäume sind in den Siamschen Wäldern sehr gemein. Die Frucht dieser

Bäume ist in eine harte und gläntzende Nuß eingeschlossen, von der Grösse unserer Flaschen-Kürbisse, welche mit einem süssen Wasser, von sehr angenehmen Geschmacke, gefüllet ist. Jede Nuß hat so viel davon bey sich, als es nöthig ist, den Durst eines Menschen zu stillen. Sie hält über dieses ein weisses und festes Wesen in sich, welches sehr gut zu essen ist. Ein Reisender kann also mit einer eintzigen solchen Frucht eine gute Mahlzeit thun.

Der Areka ist eine andere Art von Nüssen, welche auf einem Baume wachsen, der dem Cocosbaume ziemlich gleich ist. Sie ist anfangs in einer besonderen Schale eingeschlossen, welche sich eröfnet, und nach zwey Monathen abfällt. Alsdenn kommt eine länglichte Frucht, so groß, als eine Pflaume, heraus, welche im Anfange sehr zart ist, mit der Zeit aber trocknet, und harte wird. Ihr Geschmack ist säuerlich. Diese Nuß schneiden die Indianer in Viertheile und kauen sie beständig mit dem Betel, indem sie ein rothes Pulver, welches aus allerhand Muschelwerck gemacht, und im Feuer aufgelößt ist, darunter mischen.

Der Betel, welchen die Siameser **Mak** nennen, ist eine Pflantze, welche, wie Epheu, auf der Erde hin wächset, und deren Stengel gestützet werden muß. Man pflantzet sie gemeiniglich an die Areckabäume, und sie schlinget sich um ihren Stamm herum. * Ihre Blätter gleichen den

* Guyon Historie von Indien, Theil 2. Cap. 1.

den Blättern eines Citronenbaums: sie werden je röther, je trockener sie werden. Wenn er in einem niedrigen und feuchten Boden stehet, kommt er sehr wohl fort, und trägt so gar eine Art von Frucht, welche wie ein Rattenschwantz aussieht. An andern Orten trägt er nur Blätter. Man sammlet sie, man bereitet sie mit Areka zu, und man menget ein wenig von demjenigen Kalck darunter, wovon ich geredet habe. Selten geben sich Privatpersonen Mühe, es selber zu machen. Man findet überall schon zubereitete Blätter, welche man vor einen mäßigen Preiß in kleinen Päcktgen verkaufet. Man gebrauchet sie hier sehr: man biethet sie einem in allen Häussern dar, und selten trift man einen Indianer an, der nicht Betel im Munde hat. Die natürliche Würckung dieser also zubereiteten Pflantze ist, daß sie ein häufiges Spucken verursachet, die Zähne und Lippen roth macht, und das Zahnfleisch vor der Fäulniß verwahret. Sie soll auch den Magen stärcken, das Aufsteigen aus dem Magen verhindern, die Erbrechungen stillen, und den Scharbock vertreiben. Ihre Haupteigenschaft ist, daß sie den Mund sehr rein hält: * La Loubere versichert, daß er niemand zu Siam gesehen habe, welcher einen übeln Athem hätte. Dieser Vortheile, und des starcken Beyspiels ungeachtet, können sich die Europäer schwerlich an den Betel gewöhnen. Diese Spezerey scheint ihnen abgeschmackt, und macht sie betruncken. Ihre Eigenschaft ist sehr hitzig, und macht geil.

* La Loubere, Theil 2. Cap. 1.

Die Indianischen Weiber, welche sehr wollüstig sind, und die Portugesinnen, welche noch verliebter sind, brauchen dieselbe unmäßig, und bedienen sich allerhand Kunstgriffe, damit die Fremden davon essen sollen.

Der Betel machet die Lippen roth, welches aber bald wieder vergehet. Als die Siameser eben diese Farbe an den Lippen einiger Französinnen, deren Gemählde man ihnen zeigte, sahen, so fragten sie, ob der Mund unserer Damen immer diese Farbe hätte; und als man sie versicherte, daß dieser Theil von Natur roth wäre, so sagten sie: **Euer Betel muß besser seyn, als der unsere.** Diese Composition thut an den Zähnen eben diese Würckung, und in die Länge macht sie dieselben so gar schwartz, weil sie eine Art von einer Rinde daran zuwege bringt, welche von dem Marck des Arek, und von dem calcinirten Pulver, welches man darzu nimmt, verursachet wird. Diese Schwärtze, mit der natürlichen Weisse der Zähne vermischt, sieht sehr unangenehm aus. Diejenigen also, welche auf Sauberkeit halten, schwärtzen sich lieber die Zähne gantz und gar mit einer besondern Composition, wovon die vornehmsten Ingredienzen aus Citronensaft, und zu Pulver gestossenen und calcinirten Cocos bestehen. Gervaise behauptet, daß diese Operation drey Tage währet; daß derjenige, an welchem sie vorgenommen wird, sich in das Bette legen, und immer auf dem Rücken liegen muß; daß die Spezereyen, welche man darzu brauchet, eine solche Erschütterung in den

Kinn-

Kinnbacken verursachen, daß ihm alle Zähne ausfallen würden, wenn er einige harte Speise essen wollte. La Loubere versichert, daß man nur eine oder zwey Stunden etwas auszustehen hat, und daß man nur in einigen Tagen nichts heisses oder hartes essen darf. Ich mercke bey Gelegenheit mit an, daß sich die Siameser auch den Nagel des kleinen Fingers roth färben, welches also geschieht, daß man anfänglich den Nagel schabet, und einen Saft darauf legt, welcher aus Citronensaft, gestampften Reiß, und Blättern, die von einem Baume, welcher dem Granadenbaum vollkommen gleichet, aber keine Früchte trägt, gemacht wird.

Der Baum, welcher die Nuß Areka trägt, ist von der Art der Palmiten, welche in Indien sehr gemein sind. * So nennet man die Bäume, welche, wie der Palmenbaum, keine andern Aeste, als zu oberst des Stamms, haben. Diese Bäume treiben alle Jahre neue Blätter, welche mitten aus den Schößlingen des vorigen Jahres herauskommen. Wenn die Blätter abfallen, so lassen sie um den Stamm herum eine Reihe von Knoten. Diese Reihen folgen auf einander, und könnten die Jahre des Baums angeben.

Man findet hier einige wilde Weinstöcke, welche so grosse Trauben tragen, daß sie ein Mensch schwerlich aufheben kann: Die Beeren aber sind so bitter, daß sie niemand essen mag. Man hat versucht in den Gärten von Louvo welche zu pflan-

* Eben daselbst.

pflantzen, allein sie sind nicht besser worden. Das Land bringt keine Maulbeerbäume, und folglich keine Seydenwürmer, hervor. Flachs und Hanf fehlet auch daselbst: die Baumwollenbäume aber sind vortreflich und sehr gemein. Man siehet viele Arten derselben. Derjenige, welchen man Capoc nennet, trägt eine so feine Baumwolle, daß man sie nicht spinnen kann. Die Siameser brauchen sie statt der Pflaumfedern.

Einige besondere Bäume bringen wilde Früchte hervor, woraus man ein Oehl ziehet, welches, mit Kalcke des Landes vermischt, einen sehr feinen Kitt machet. Man bedienet sich desselben die Mauern zu weissen, und ihnen einen Glantz zu geben, welcher wenig von dem Marmor unterschieden ist. Man brauchet eben diese Composition die Brunnenkessel zu verkitten, weil man aus der Erfahrung hat, daß sie das Wasser besser hält, als der Thon. Die Siameser machen einen andern Kitt von gekochten Rinden eines gewissen Holtzes, von dem Abgeschabten von den Häuten, und von groben Zucker. Dieser Mörtel ist besser, als alle unsere Kitte.

Andere noch köstlichere Bäume bringen das vortrefliche Hartz hervor, wovon die Chineser und Japoneser ihren schönen Fürniß machen. La Loubere versichert, daß die Siameser die Kunst, ihn zuzubereiten, nicht recht verstehen, weil ihnen vielleicht ein gewisses Oehl fehlet, welches darunter gemischet werden muß.

Die

Die gestossene Rinde eines Baums, mit Nahmen Tonkoe, ist hier die gemeine Materie des Papiers, welches manchmahl auch von Lappen gemacht wird. Es ist nicht so glatt, weiß und starck, als das unsere. Die Siameser haben schwartz Papier, auf welches sie mit einem weissen Stifte schreiben. Sie haben ein ander Pappier, das von Blättern eines Baums, mit Nahmen Tan, gemacht wird, welcher eine Art von Palmbäumen ist. Sie schreiben mit einem Griffel darauf. Ihre Liturgie-Bücher sind von diesen Baumblättern. Ihre andern Bücher sind von gemeinen Papiere. Sie bestehen aus vielen zusammengeleimten Blättern, die nur ein eintziges Blat ausmachen, welches man nicht zusammen rollet, aber vielmahls, wie eine Spanische Wand, zusammen leget. Die Zeilen stehen nach der Länge, und nicht nach der Breite der Brüche.

Man findet auch in den Siamschen Wäldern Holtz, das sich zum Schiff- und Häuser-Bau, und zu allerhand Tischlerarbeit schicket. Es giebt so hohe und gerade Bäume, daß man aus einem eintzigen Stamme eine Balone von sechzehen bis zwantzig Klaftern in der Länge bauen kann. Derjenige, welchen die Europäer Marienholtz nennen, ist zu den Krümmungen der Schiffe besser, als alle andere. Er ist so harte, daß er sich niemahls spaltet, wenn man ihn durchbohret. Die Siameser haben ein ander Holtz, welches man, seiner Feine und Leichtigkeit

nach,

nach, für Tannenholtz halten sollte, wenn es nicht so feste wäre, daß es sich unter dem Meisel nicht spaltet.

* Der Baum, welchen man hier Faang nennet, hat ein rothes Holtz, welches man zum Färben brauchen kann, und aus welchem der Holländer vornehmste Handlung bestehet. Wenn man ihn in das Wasser legt, und ein wenig Kalck darunter mischet, so wird eine schöne violetblaue Farbe daraus. Kämpfer versichert, daß eben diese Vermischung, zu Vertreibung der rothen Flecken, welche auf der Haut hervorkommen, eine grosse Kraft habe. Das Adlerholtz wird auch in besondern Gegenden angetroffen: Es hat aber nicht die Eigenschaft des Calamba von Cochinchina. Wenn man einigen Schriftstellern glauben soll, so entstehet es nur aus gewissen verfaulten Bäumen. ** La Loubere mercket billig mit Erstaunen an, daß unter so vielen Arten von Bäumen, womit die Siamschen Wälder erfüllet sind, nicht ein eintziger ist, der unsern Europäischen gleiche.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts versuchten die Siameser Pfefferbäume zu pflantzen. Gervaise versichert, daß diese Versuche wohl von statten gingen, besonders an trockenen Orten, und daß man zu der Zeit, als er in Siam war, von diesen neuen Pflantzungen etwas gutes zu hoffen anfing. Der Tamarin, die Caßia, der

Nenu-

* Kämpfer, wie oben.

** La Loubere, eben daselbst.

Nenuphar sind in diesem Lande sehr gemeine Spezereyen. Man findet auch daselbst Zimmet, von sehr guter Eigenschaft, ob er gleich nicht so gut ist, als der von der Insel Ceylan. * Das Zuckerrohr ist so häufig, daß ein Pfund Farinzucker hier nur zwey Pfennige gilt.

§. III.

Vierfüßige Thiere.

Die Siameser halten wenig Vieh, weil ihre Religion ihnen nicht erlaubet, Fleisch zu essen. Die Ochsen und Büffel, Thiere, welche zur Arbeit bestimmt sind, sind die gemeinste Art vom Vieh. Das Land bringt so wenige Pferde hervor, daß der König zum Dienste seiner Armee, genöthiget ist, solche aus Batavia kommen zu lassen. Man sagt, die Siameser halten in Vergleichung eben so viel auf die weissen Pferde, als sie auf die Elephanten von dieser Farbe halten. Der König hat beständig einige von dieser Art, und sie werden sehr wohl gehalten. Vincent, ein Französischer Artzt, in Siam wohnhaft, wurde einstmahls in den Pallast gerufen. Er erstaunete, als er erfuhr, daß man ihn nur hatte hohlen lassen, ein krankes Pferd zu heilen. Er wollte sich wegbegeben, indem er versicherte, daß die Europäischen Aertzte sich nicht herunterliessen, Thiere in die Cur zu nehmen. Der König aber, welcher sich ebenfalls über die Weigerung des Euro-

* Gervaise, wie oben.

Europäers verwunderte, ließ ihm sagen, daß das Pferd Mayol, das ist, weiß wäre, und daß dessen Voreltern, bis in das vierte Glied, eben dieses Har gehabt hätten, ohne sich mit dem Indianischen Blute zu vermischen.

Der grosse Handel, welchen die Holländer mit Häuten von Gemsböcken und wilden Büffeln, die sie aus Siam holen, treiben, beweiset, daß hier eine ungeheuere Menge von diesen Thieren ist. Die Anzahl der Nashörner muß nicht weniger beträchtlich seyn, weil man mit ihren Häuten gleichfals einen sehr grossen Handel treibet: ich habe von diesem letztern Thiere, welches seit einigen Jahren in Europa sehr bekannt ist, nur ein Wort zu sagen. Man versichert, daß es einen natürlichen Haß wider den Elephanten habe, und daß es beständig Krieg mit ihm führe. Wenn dieses Thier ruhig ist, so hat seine Grösse nichts ausserordentliches; wenn es zornig ist, bläßt es sich ungemein auf, und alsdenn ist es ein ungeheueres Thier. Seine Zunge ist mit einer stachelichten Haut überzogen, womit es alles, was es belecket, beschindet. Es kauet gerne die stachelichten Baumblätter, und es zermalmet sie ohne Mühe, ob ihm gleich zuweilen der Mund davon blutet. Dieses Thier ist gefährlich anzugreifen, und leicht zu überfallen. Da es sich gemeiniglich an sumpfichte Orte begiebt, so stellen sich die Jäger daselbst an, und warten bis es sich niederlegt, entweder zu schlafen, oder sich in dem Wasser zu weltzen. Sie stellen sich unter den

Wind:

Wind: denn das Nashorn hat einen sehr feinen Geruch. Man schießt es zwischen die Ohren; das ist der eintzige Ort, wo man es tödlich verwunden kann, weil sonst durch seinen übrigen Leib keine Kugel gehet. Sein Horn ist, wie man saget, ein starckes Gegengift wider alle Arten von Gifte, und deswegen trincken die meisten Indianischen Könige aus Schalen, die davon gemacht sind. Man füget hinzu, daß man, wenn man es in der Mitten von einander spaltet, Figuren von Menschen, Bäumen, Thieren, und andern verschiedenen Gegenständen, wie in gewissen Egyptischen Kieselsteinen, findet. Die Siameser essen sein Fleisch, und halten es von vortreflichen Geschmacke.

* Man siehet hier zweyerley Arten von Tygern. Die eine wohnt in Wäldern, und ist so groß, als ein Esel. Es ist sehr gefährlich ihnen zu begegnen, und wenn man des Nachts reiset, muß man Feuer anzünden, um sich für ihrer Verfolgung zu schützen. Die andern halten sich in Morästen auf, und man nennet sie Wassertyger. Sie sind nicht grösser, als unsere gewöhnlichen Hunde. Sie gehen nach den Hünern, wie die Füchse, und schleichen sich oft in die Häuser. Die Tyger von beyder Art haben eine fleckichte Haut. Diese Thiere sind von einer ausserordentlichen Stärcke und Hurtigkeit, unruhig, voller Feuer, und beständig in Bewegung.

In

* Kämpfer, wie oben.

In den Siamschen Wäldern trift man keine Löwen an, und der Pater le Blanc versichert, daß man in den übrigen Theilen Indiens nirgends welche findet.

Die Affen sind hier sehr gemein. Die gantzen Ufer des Menans sind, von der Barre von Siam an bis nach Juthia, davon bedecket; und dieses ist vor diejenigen, welche den Fluß hinunter, oder hinauf fahren, ein sehr angenehmes Schauspiel. Einige haben ein braunes Fell, und von dieser Art giebt es sehr grosse; andere sind grau, und sind gemeiniglich kleiner. * Sie finden ihre Nahrung auf grossen Bäumen, Tjaak genannt, welche eine Frucht von der Grösse unserer Aepfel tragen, die aber viel härter ist, und sehr herbe schmecket. Diese Bäume sind auf den Ufern des Menans sehr gemein, und dieses ziehet eine so grosse Anzahl von Affen in diese Gegend. Was die Alten von der übermäßigen Zärtlichkeit dieser Thiere für ihre Jungen erzehlet haben, wird von vielen neuern Reisenden bekräftiget. ** Kämpfer und le Blanc versichern, daß die Mütter, wenn sie ihre Jungen an ihrer Brust tragen, dieselben niemahls loslassen, wenn sie auch von den Jägern tödlich verwundet werden.

Wir wollen von dem Elephanten reden, einem Thiere, welches Indien eigen ist, und auf alle Art mehr verdienet gekannt zu werden. Ich werde mich mit einigen wenigen Anmerckungen begnügen.

1. Keine

* Kämpfer, eben daselbst.
** Le Blanc, eben daselbst.

1. Keine Gegend in der Welt bringt schönere hervor, als die Siamschen sind. Diese Thiere haben einen zärtlichen und empfindlichen Trieb. Sie sind fromm und zahm, ihren Führern und Herren getreu, und man erzehlet bewunderns-würdige Beyspiele von ihrer Treue. * Sie sind gantz und gar nicht grimmiger Art: ** wenn sie auf dem Wege eine Heerde Schafe antreffen, so jagen sie dieselben sachte mit ihrem Rüssel weg, damit sie sie nicht zertreten. Sie fürchten das Feuer, und haben von Natur für Blut einen Abscheu. Man richtet sie dennoch zum Kriege ab, und man gewöhnet sie so gar kleine Feldstücken zu tragen, welche man auf ihrem Rücken losbrennet, ohne daß sie eine andere Lavette haben. † Jedermann weiß, daß sie vor alten Zeiten in den Schlachten höltzerne Thürme mit Schützen getragen haben. Die Römer liessen sie in dem Circus †† mit Fechtern kämpfen, und die Siameser lassen sie auf unbewafnete los: sie

L 2 thun

* Man sehe den Plinius, Buch 13. Cap. 22. Quintus Curtius, Buch 8. letztes Cap. Aelian, Buch 3. Plutarch im Pyrrhus 2c.

** Guyon, Theil 1. Cap. 6.

† Le Blanc, Buch 5.

†† Plinius versichert, daß man zu Rom einen gesehen hat, welcher die griechischen Buchstaben zusammen setzte, um daraus die Worte zu machen, welche man ihn fragte; und einen andern, welcher an den Füssen Cymbeln hatte, worauf er eine Arie spielte, da die andern unterdessen nach dem Tackte tantzten. Wenn man diese Sachen recht untersuchet, werden sie nicht unglaublich scheinen. Guyon, wie oben.

thun aber, woferne man sie nicht reitzet, ihren Feinden keinen Schaden. Dieses Thier paaret sich nur in den Wäldern, und an abgelegenen Orten.

2. Der Elephant leget sich niemahls nieder, weil ihn seine ungeheuere Grösse hindern würde wieder aufzustehen. * Gras und Getreyde ist seine gewöhnliche Nahrung: er frißt kein Fleisch, er liebt aber Zuckerwerck und starcke Geträncke. Man giebt vor, daß er zwölf Monathe im Mutterleibe ist, daß er bis in das vierzigste Jahr an Kräften zunimmt, und daß er gemeiniglich zwey Jahrhunderte lebet. Le Blanc versichert dieses, vermuthlich nach dem Zeugnisse der Indianer: wer wird aber glauben, was Philostrat von dem Elephanten des Porus erzehlet, welcher vom Apollonius von Tyane, mehr als vierhundert Jahr nach dem Tode dieses Printzen, in der Stadt Taxile gefunden wurde?

3. Einige Gelehrte von Paris trugen dem Pater Tachard auf zu untersuchen, ob die Elephanten keine Nägel hätten, wie die Naturkundigen vorgegeben haben. Er sahe in Siam keinen eintzigen, welcher nicht fünf Nägel vorne an den Füssen gehabt hätte; sie sind aber so kurtz und flach, daß sie kaum von dem Fleische unterschieden sind: daher kommt der Irrthum der Naturkundigen. Er bemerckte auch, daß diese Thiere keine so grossen Ohren haben, als man sie gemeiniglich vor-

* Guyon, eben daselbst. Le Blanc, Buch 5.

vorstellet. * Er sahe einige, davon die grossen Zähne länger, als vier Schuh, waren.

4. Die Könige von Siam, die Mandarinen, und alle Standes-Personen, reiten gemeiniglich auf Elephanten. Wenn man nur einen kurtzen Spazierritt thut, ist man allein, und sitzet auf dem Halse des Thiers, ohne einigen andern Sitz zu haben. Auf Reisen, auf der Jagd, oder im Kriege, sitzen drey Leute auf dem Thiere, einer auf dessen Creutze, der andere auf dem Halse, und der Herr in der Mitten in einem bequemen Sitze. Wenn der Mandarin aufsteigen will, giebt man ihm eine Leiter, oder man läßt den Elephanten nieder knien, welcher, indem er sich ein wenig neiget, ein Bein hervor strecket, worauf man den Fuß setzet: von da steigt man auf den Bauch, und hernach auf den Rücken: Das Thier richtet sich nicht eher wieder auf, als bis sein Herr sitzet. Der Elephante thut grössere Schritte, als ein Pferd: Er galoppiret nicht, aber sein Trab fördert, und er stolpert niemahls. Man lencket ihn mit einem eisernen oder silbernen Hacken, und dadurch verstehet er alles.

5. Der König von Siam hält zu Juthia, Louvo und andern Orten des Königreichs, eine grosse Menge solcher Thiere. Diejenigen, welche man in dem Pallaste füttert, werden vorzüglich verpfleget. Ihre Stallung ist geräumlich: sie werden von vielen Sclaven bedient: die geringsten haben deren funfzehen: andere dreyßig bis

 vierzig:

* Tachard, erste Reise, Buch 4.

vierzig: der weisse Elephante hat deren hundert: Diesen Nahmen giebt man dem vornehmsten Elephanten des Königs. Er stehet in einem Seitengebäude, dessen Täfelwerck vergoldet ist. Zwey Becken von gediegenem Golde dienen ihm zur Krippe, und viele Mandarinen sind beschäftiget ihn zu bedienen. Der Pater Tachard war so neugierig, daß er den Gegenstand einer so ausserordentlichen Verehrung sehen wollte. Er sah ein für seine Art ziemlich kleines Thier, welches gantz runtzlicht war, und sehr alt schien. Die Siameser hielten es dreyhundert Jahr alt, und es starb wenige Zeit darauf. Man erzehlete unserem Verfasser, daß dieser Elephante viele Kriege zwischen dem Staate von Siam und den benachbarten Mächten verursachet hätte. Man zeigte ihm einen andern sehr jungen Elephanten, welchen man dem weissen Elephanten zum Nachfolger bestimmete. Er war so groß, als ein Ochse; er hatte auch Mandarinen zu seiner Bedienung, und man erwieß seiner Mutter und seiner Base eben die Ehrenbezeugungen: Denn die Siameser legen diesen Thieren eben die Nahmen der Verwandschaft bey, welche unter den Menschen im Gebrauche sind. * Seine Geburth war in der Geschichte des Königreichs angemercket, und la Loubere hat den Tag angezeiget, welchen ich mit ihm hier wohl einrücken kann. Er wurde den 9. December im Jahr 1687. gebohren.

Eben

* La Loubere, Theil 3. Cap. II.

Eben dieser Autor erzehlet, nach dem Zeugnisse vieler Siameser, daß die Elephanten, welche in den Königlichen Häusern gehalten werden, gegen die Ehre, die man ihnen erzeiget, nicht unempfindlich sind; daß sie es gerne sehen, wenn eine grosse Anzahl von Bedienten um sie herum ist, und daß diese äusserliche Pracht sie wegen ihrer Sclaverey tröstet. * Er füget hinzu, daß, wenn sie einen grossen Fehler begehen, die gewöhnliche Art sie zu bestrafen ist, daß man ihre Hofstatt wegnimmt, sie ihrer Weiber und Bedienten beraubet, und aus dem Pallaste jaget, um sie in unbequemere Wohnungen einzuschliessen. Diese Strafe verursachet ihnen eine empfindliche Betrübniß, und machet sie zuweilen wüthend. Ein Elephant, der auf diese Weise seinen Abschied bekommen hatte, fand, wie man sagt, Mittel in seine alte Wohnung zu kommen, und tödete den Elephanten, welchen man an seine Stelle gesetzet hatte.

6. Die Siameser glauben, daß die Seelen der Printzen und Helden in die Leiber der Elephanten fahren. Daher entspringt die ausserordentliche Ehrfurcht, welche sie für diese Thiere haben. ** Als der König von Siam deren drey nach Franckreich schickte, begleiteten sie die Indianer mit Gepränge bis zu unserer Escader, und machten, indem sie Abschied von ihnen nahmen, einem jeden ein Compliment. Die weissen Elephanten, welche hier höher gehalten werden, als die andern, sind in gantz Indien sehr selten: und es giebt

* Eben derselbe, Theil 2. Cap. 6. ** Eben daselbst.

giebt auch keine, welche vollkommen weiß sind. Es ist vielmehr eine Mischung von weiß und roth, welche in das fleischfarbigte fällt. Die schwartzen werden nach den weissen am meisten gesucht: sie sind auch sehr selten. Man färbet einige mit dieser Farbe.

7. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, was einige Reisende vorgegeben haben, daß einen Elephanten zu fangen, es genung sey, einen Baum unten anzusägen, und daß dieses Thier, wenn es sich von ungefähr daran lehnet, ihn durch seine Last umwirft, und selber fällt, ohne daß es wieder aufstehen kann. Diese Jagd erfordert mehr Zurüstung und mehr Mühe. Man treibet sie zu Siam auf zweyerley Weise.

* Man verfertiget einen tiefen Graben mitten in einem Holtze, nahe an den Orten, wo diese Thiere zu weyden pflegen. Man setzet eine zwiefache Reihe von Stämmen hinein, welche starck genung sind, daß sie der Gewalt eines Elephanten widerstehen können, und in der gantzen Reihe so enge zusammen, daß kaum ein Mensch durchkommen kann. Der Raum zwischen beyden Reihen von Bäumen ist ziemlich breit, und formiret eine lange Allee, an deren Ende eine Thür ist, welche in einen andern Gang führet, der gleichfalls auf den Seiten mit grossen Stämmen besetzet, aber viel enger ist, als der erste Graben. Die Thür öfnet sich, wenn man daran stößt, und fällt von sich selber wieder zu. Damit man die wilden Ele-

* Eben derselbe, eben daselbst.

Elephanten in den Fang locken könne, läßt man da herum einige Elephantenweibgen, welche zu dieser Jagd abgerichtet sind, weyden, und ihre Führer bedecken sich mit Blättern, damit sich die wilden Elephanten nicht vor ihnen scheuen. Diese Weibchen locken die Männchen durch ihr Geschrey herbey, und so bald sich einer zeiget, führen sie ihn in den Graben, worein sie zuerst gehen. Man macht alsdenn die Thür zu, und Leute, welche sich hinter den Bäumen verstecket haben, reitzen den Elephanten, und bemühen sich, ihn in eine heftige Bewegung zu bringen. Das Thier suchet vergeblich diejenigen, welche es reitzen, mit seinem Rüssel zu schlagen, und zerbricht sich zuweilen die Zähne an den Stämmen, welche den Jägern zur Sicherheit dienen. Unterdessen, da es sich bey diesem vergebenen Streite erhitzet, wirft man lange Schlingen von Seilen, welche als verlohrne Schleifen gemacht sind, die man starck zuziehet, wenn das Thier die Hinterfüsse darein verwickelt hat, und welche man hernach fahren läßt, damit man nicht mit fortgerissen wird. Das Hauptwerck bestehet darinne, daß man sie aus diesem ersten Graben heraus, und in den andern, bringt, welcher, wie man gesagt hat, viel enger ist. Die Jäger machen es also. Einer von ihnen steigt auf ein Elephantenweibchen, reitet in den ersten Graben, hernach in den andern, worinnen er hin und wieder reitet, und vielmahl durch die Thür des engen Ganges gehet. Auf das Zeichen, welches das Weibchen giebt, indem es mit dem Rüssel auf die Erde schlägt,

gehen die andern Weibchen, welche den Elephanten in die erste Falle gelocket haben, mit ihm in den andern engen Gang, aus welchem man sie durch eine besondere Thüre heraus läßt. Man höret alsdenn auf den Elephanten zu reitzen, welcher, nachdem der erste Zorn vorbey ist, von einem natürlichen Triebe angefeuert, nach der Thür zu gehet, wodurch er die Weibchen hat hinaus gehen sehen. Er stößt sie mit seinem Rüssel auf, er gehet in diesen engen Graben hinein, und kaum ist er darinnen, so bindet man ihn mit den Stricken, die er an seinen Beinen nach sich schleppet, an die Bäume an. Zu gleicher Zeit giesset man ihm viele Eymer Wasser über den Leib, entweder ihn abzukühlen, oder ihn zu erschrecken. Alles dieses geschiehet mit einer besondern Geschwindigkeit und Geschicklichkeit. Man führet alsdenn ein zahmes Männchen herzu, welches man rücklings durch die letzte Thür hineingehen läßt: denn dieser Gang ist so enge, daß sich ein Elephant nicht darinnen umwenden kann. Man machet alsdenn die Seile des wilden Elephanten los, und man ziehet ihm nur einen Strick über den Kopf, den man an den Hals des andern Elephanten bindet. Man sticht diesen, welcher nach der Thüre zu gehet, wodurch er hinein gekommen ist: der andere folgt ihm traurig. Wenn er aus dem engen Gange heraus kommt, stellen sich zwey starcke Elephanten dem gefangenen zur Seiten, wie zwey Wächter, und führen ihn zu einem benachbarten Nothstalle, wo man ihn vier und zwantzig Stunden lang anbindet. Wäh-

rend

rend dieser Zeit führet man einige zahme Elephanten zu ihm, deren Gesellschaft viel beyträgt ihn zu trösten. Man endiget damit, daß man ihn in die Wohnung bringt, welche ihm bestimmet ist, und er läßt sich ohne vielen Widerstand dahin führen. La Loubere versichert, daß sich diese Thiere leicht zu der Sclaverey gewöhnen, und daß die wildesten in weniger, als acht Tagen, zahm werden.

Unsere Reisenden thun einer andern Jagd Meldung, deren Zubereitung etwas besonderes hat. Sie bestehet darinnen, daß sie in dem Holtze einen grossen Platz umgeben, welcher zuweilen mehr, als zwantzig Meilen beträgt, und welcher mit vielen tausend Leuten besetzet ist. Der Pater Tachard hatte, nebst den andern Franzosen von der ersten Gesandschaft, das Vergnügen eine von diesen Jagden, welche Chaou-Naraie in dem Holtze von Thlenpoussonne hielt, mit anzusehen, und er erzählet folgendes davon:

* Mehr, als vierzig tausend Menschen, hatten in diesem Holtze, und auf den benachbarten Bergen, einen Platz von sechs und zwantzig Meilen umgeben, welcher ein länglicht Viereck formirte, dessen beyde langen Seiten ungefähr jede zehn Meilen, und die beyden andern drey Meilen ausmachten. Dieser gantze weitläuftige Platz ward des Nachts hindurch mit zwey Reihen von Feuern umgeben, welche nahe bey einander, und auf kleinen Höhen von sieben bis acht Fuß angemacht waren.

* Tachard, erste Reise, Buch 5.

waren. Man brannte diese Feuer an, damit die Elephanten, welche in dem Platze eingeschlossen waren, des Nachts nicht davon gehen möchten; und, damit man sie vollends furchtsam machte, lößte man von Zeit zu Zeit kleine Stücken in gewisser Weite von einander. Weil man diese Vorsicht nicht gebrauchet hatte, waren einige Tage zuvor viele von diesen Thieren durchgegangen, welche über einen Berg gelaufen waren, der an der Umzäunung lag, und den man mit Feuern, Wachen und Stücken zu versehen versäumet hatte, weil man ihn für unersteiglich hielt. Viele Laternen, welche in gewisser Weite von einander stunden, unterschieden die verschiedenen Posten dieses Jägerheeres, und machten diese Illumination vollends vollkommen, welche gewiß so schön war, als man sich dieselbe vorstellen kann. Nachdem die Jäger vierzehen Elephanten eingeschlossen hatten, trieben sie dieselben bis in die Gegenden von Louvo, und schlossen sie in einen viereckigten Platz ein, welcher mit dicken Pfählen umgeben war, in welchen man aber, alle mahl in einer gewissen Weite, Oefnungen gelassen hatte, welche mit Elephanten zum Kriege, und mit wohlbewafneten Soldaten besetzet waren. Man machte um diesen Platz einen anderen Kreis, welcher von ein hundert zahmen Elephanten formiret wurde, die die wilden verhinderten durch die Pallisaden zu brechen. Man ließ in den Platz ein dutzend von diesen besondern Elephanten hinein, welche die stärckſten waren, die man hatte aussuchen können, auf einem jeden

sassen zwey Menschen, welche grosse Seile mit verlohrnen Schleifen in den Händen hatten, die mit einem Ende an die Elephanten, worauf sie sassen, angebunden waren. Sie warfen sie so geschickt, daß in weniger als einer Stunde, die vierzehen Elephanten in den Schlingen gefangen waren. Man führte sie nach Louvo, ein jeder mit zwey zahmen Elephanten begleitet, welche zu den Seiten der Gefangenen giengen, und ihnen viele Tage lang Gesellschaft leisteten, um sie zur Sclaverey zu gewöhnen.

Diese Jagd, auf welcher man nur vierzehen Elephanten fing, würde, ohne die Nachläßigkeit der Siameser, welche, wie gesagt worden, einen Theil ihrer Beute entwischen liessen, glücklicher gewesen seyn. Es ist nichts seltenes, daß man bey dieser Gelegenheit bis auf sechzig und achtzig dieser Thiere fängt.

§. IV.

Vögel, Fische, kriechende Thiere, Ungeziefer.

Unter den Vögeln, welche Siam besonders zu haben scheinet, ist der Nokto einer der ausserordentlichsten. Es ist ein Thier, grösser als ein Strauß. Die Franzosen verwundeten einen, welchen man maß, und ob er gleich nach seiner Art nur mittelmäßig groß war, so hatte er doch,

wenn

wenn er die Flügel ausbreitete, von einem Ende bis zu dem andern, sieben und einen halben Schuh, und vier Schuh, zehen Zoll, von der Spitze des Schnabels bis an das Ende der Füsse. * Sein Schnabel war in seiner größten Oefnung anderthalb Schuh weit. Seine Pfoten, welche einer Gänsepfote ziemlich gleich sahen, waren zwey Zoll breit: seine Beine waren nur vier Zoll hoch. Dieser Vogel hat an dem Halse weisse, und kurtze Federn, so weich wie Sammet, und einen schönen grauen Ringel um denselben. Seine Flügel sind auf eine angenehme Art grau und weiß schattiret. Die Federn auf dem Rücken fallen theils ins graue, theils ins rothe.

Der Siamsche Reiher ist ein anderer Vogel, der in unsern Beschreibungen sehr berühmt ist. Die Federbüsche, welche er auf dem Rücken und unter dem Bauche hat, machen seine vornehmste Schönheit aus, und geben ihm den Nahmen. Er ist einem Reiher ähnlich; er ist aber viel kleiner: seine Federn sind von einer blendenten Weise, und so weich, als die schönsten Pflaumfedern. Man machet daraus allerhand Sachen, welche man sehr hoch hält. Diese Vögel sind hier so gemein, daß die meisten Bäume damit bedecket sind. Ihre weissen Federn, und die grünen Blätter unter einander, sehen sehr schön aus: man sollte diese Reiher so gar für Blüten auf den Bäumen ansehen.

* Tachard, andere Reise, Buch 4.

* Uberhaupt haben hier alle Vögel sehr schöne Federn: gelb, roth, blau, grün, sind ihre gewöhnlichsten Schattirungen. Ihr Gesang aber hat nichts angenehmes: einige ahmen die Sprache nach: alle aber schreyen, daß einem die Ohren weh thun. Sie sind in erstaunender Menge, und sehr zahm, weil ihnen niemand zu schaden suchet, und viele, welche besonders fromm seyn wollen, ihnen zu fressen geben. So gar die Sperlinge, die Krahen, die Geyer gehen ungescheut in die Häuser, und finden daselbst gemeiniglich zu fressen. Man schmeißt denen letztern meistens die Kinder hin, welche vor dem dritten oder vierten Jahre sterben.

** Das Federvieh vermehret sich in Siam ausserordentlich, wegen der heissen Himmelsgegend, welche von Natur macht, daß alle Eyer auskriechen. Die Hüner des Landes sind von den unsern wenig unterschieden: man siehet daselbst keine Trut- oder Indianische Hüner: wir bekommen diejenigen, welche wir also nennen, aus Westindien, das ist, aus Amerika. Die Rebhüner und Tauben, und alle andere Vögel, welche sich im flachen Lande aufhalten, nisten auf die Bäume, um vor der Uberschwemmung sicher zu seyn. Die Ameisen legen aus einem natürlichen Triebe ihre Nester und Vorrathskammern ebenfalls auf denselben an. Die Berghüner, Schnepfen, Turteltauben, und andere Europäische Vögel, sind hier im Uberfluß, und ihr Fleisch ist

* La Loubere, Theil 2. Cap. 6. ** Eben daselbst.

ist von einem sehr zarten Geschmacke. Die Pappagepe schmecken auch gut, und die Indianer, welche nicht so gewissenhaft sind, essen dieselben. Die andern enthalten sich aller dieser Arten von Vögeln, indem sie fürchten, ihre Anverwandten zu essen, deren Seelen, wie sie sagen, in den Leibern dieser Thiere wohnen können.

Was die Fische anlangt, so kann man leicht urtheilen, in was für Uberflusse sie in einem Lande seyn müssen, das zwischen zwey Meerbusen liegt, und fast um und um mit dem Meere umgeben ist, welches bis mitten in das Land hinein gehet. Die merckwürdigsten Arten sind:

1. Der Meerwolf, oder Meerhund, ein Fisch, welcher in dem Indianischen Meere sehr gewöhnlich, und von allen Ungeheuern, welche es hervor bringt, der gefährlichste, ist. Er hat einen breiten und flachen Kopf, und der untere Theil des Rachens liegt sehr tief;* welches ihn, wie man sagt, nöthiget sich auf die Seite oder auf den Rücken zu legen, wenn er seinen Raub erhaschen will. Die Kinnbacken sind mit drey Reihen Zähnen besetzt, einige davon sind gerade, andere stehen krum, und einige sind dreyeckigt. Diese sind sehr dünne, und haben ausgehöhlte Spitzen, wie eine Säge. Seine Haut ist eine Art von sehr starcken Chagrim, wovon man sehr schöne Decken machet, welche jedermann unter dem Nahmen von Seehundshäuten kennet. Dieses [illegible]er treibet in dem Meere einen erschrecklichen Raub,

* [illegible]achard, eben daselbst, Buch 1.

Raub, so wohl wider die Thiere von seiner Art, als auch wider den Menschen, dessen gefährlichster Feind es ist, wie man sagt: Dieser wegen haben ihm einige Alte den Nahmen eines Menschenfressers beygeleget. * Es ist so gefräßig, daß es niemahls von der Beute, welche sich ihm zeiget, abgehet, und ob ihm gleich der Rachen blutet, so beißt es doch immer wieder an die Angel, bis es gefangen wird, oder den Köder losgerissen hat. Man findet in dem Kopfe dieser Thiere ein weiches und weisses Wesen, welches mit einem feinen Häutchen umgeben ist, und welches die Fischer für ein vortrefliches Mittel wider den Stein, und in schweren Kindesnöthen, halten.

Die Weibchen sind sehr fruchtbar. ** Kämpfer hat eins öfnen sehen, welches man auf seinem Schiffe fing, und bey welchem man sechs Junge fand. Man saget, daß diese Thiere aus dem Leibe ihrer Mutter aus- und einkriechen, so lange sie so klein sind, daß sie durchkommen können: welcher Naturkundige aber hat wohl Gelegenheit gehabt dieses zu bemercken? Folgende Beobachtung aber hat mehr Grund. Man hat gefunden, daß ein kleiner Fisch, welchen die Seeleute Sauger nennen, sich an den Seiten der Seehundin, wovon wir geredet haben, anhänget, und daß er sich so feste anhält, daß man Mühe hat, ihn loszumachen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß der

* Kämpfer, oben. ** Eben daselbst.

der Seehund gemeiniglich von diesen Saugern begleitet wird, welche deswegen so genennet werden, weil sie, wie man sagt, von seinem Leibe leben. * Man füget hinzu, daß sie ihm zum Wegweiser dienen, und die Orte anzeigen, wo sie einigen Raub entdecken, weswegen die Matrosen sie auch die Steuerleute der Seehunde nennen. Ich stehe für dieses letzte keinesweges, welches eine Einbildung der Seeleute seyn kann.

2. Der Seestern. Man nennet ihn also, weil er einiger maßen einen Stern mit neun Strahlen vorstellet. ** Sein Leib, wenn er von gemeiner Grösse ist, hat vier Zoll im Durchschnitte, und ist zwey Zoll dicke; jeder Strahl ist so dicke, als ein Finger, und mag einen Schuh lang seyn. Die Dicke des Leibes stellet einen andern Stern vor, welcher viel kleiner ist, und auch aus neun Strahlen bestehet. In der Mitten ist eine ziemlich grosse Oefnung, welche mit einer doppelten Reihe von Fasern umgeben ist. Obgleich die grossen Strahlen in der Länge ein wenig breiter werden, so sind sie doch am Ende sehr spitzig, und ringsherum mit einer Reihe von kleinen Füssen umgeben, welche nahe bey einander sind, und wunderlich aussehen, wenn sie sich ohne Ordnung unter einander bewegen. Der Leib hat eine ziemlich tiefe Höhlung, aus welcher sich die Bewegung und die Nahrung jedem Strahle durch eine grosse Menge kleiner Gänge mittheilet.

* Tachard, eben daselbst.

** Kämpfer, eben daselbst.

3. Die Seekatze. So nennen die Matrosen eine Art von Seefischen, welche neun Rüssel von ungleicher Grösse hat. Sein Bauch ist sehr hohl, und sein Rücken gespalten. Sein Fleisch ist durchsichtig ohne Knochen, und ohne Nerven: er hat aber zwey schwartze, krumme und ziemlich grosse Zähne, deren Biß sehr gefährlich ist.

4. Der Caboschh. Es ist ein sehr zärtlicher Fisch, welcher in dem Flusse Menan gefangen wird, und womit man eine ansehnliche Handlung treibet. Er ist für die Seeleute von unendlich grossen Nutzen, und die Holländer schaffen alle Jahre einen grossen Vorrath davon nach Batavia. Die benachbarten Völcker von Siam verbrauchen auch eine ungeheuere Menge desselben. Man trocknet ihn an der Sonne, ohne ihn einzusaltzen, und auf diese Art hält er sich sehr wohl. Er ist gemeiniglich achtzehen Zoll lang, und zehen oder zwölf Zoll breit. Er hat einen flachen und fast viereckigten Kopf. Es giebt zweyerley Arten desselben, eine ist grau, und die andere schwartz. Diese hat ein zärteres Fleisch.

5. Das Crocodil. Dieses Thier richtet auf den Ufern des Menans grosse Verwüstungen an, und fällt ohne Unterschied Menschen und Vieh an. Es ist in den Flüssen, was der Seewolf im Meere ist. Es verbirget sich in den Schilf; es kriechet auf dem Sande, und auf dem Schlamme, auf welchem man oft seine Spur findet. Diejenigen, welche sich nahe an dem Ufer baden, sind den Anfällen dieser wilden Thiere vornehmlich

 lich

lich ausgesetzet. Die Siameser haben ein Mittel gefunden, sich wider dasselbe in Sicherheit zu setzen, indem sie den Ort, wo sie sich baden, mit Rohre vermachen.

6. Die Wassereydexe. Es ist dieses ein anderer Thier, welches nicht weniger gefährlich ist, als das Crocodil, ob es gleich sehr viel kleiner ist, indem es nicht viel grösser und länger ist, als ein Blutigel. Seine Haut ist braun und blau fleckicht. Wenn man von ihm gebissen wird, so stirbt man nach einigen Stunden, so scharf ist sein Gift. Zum Glück ist es nur ein Fisch, welcher durchziehet, und den Fluß in Siam nur alle zehen Jahr ungefähr besuchet. Im Jahr 1690. zeigte sich ein so grosser Schwarm davon in dem Menan, und es wurden so viel Leute von denselben gestochen, daß der König bey harter Strafe verboth sich in dem Flusse zu baden: und damit dieser Befehl mehr Nachdruck hätte, wurde verordnet, daß die Erben derjenigen, welche von diesen Bissen sterben würden, eine Geldstrafe von funfzehen Taels * bezahlen sollten.

Die Hitze und Feuchtigkeit zeugen in den Wäldern und in dem Grase andere kriechende Thiere von unterschiedener Art. Man siehet hier Schlangen von einer ungeheuern Grösse, funfzehen bis zwantzig Schuh lang, und achtzehen bis neunzehen Zoll dick. Dieses sind nicht die gefährlichsten, selten fallen sie die Menschen an, und gehen blos dem Federvieh, besonders den Hünern und Enten,

* 75. französische Pfund.

Enten, nach. Uber dieses siehet man sie von weiten kommen, und man kann sich leicht für ihnen in Acht nehmen. Gervaise rechnet unter die schädlichsten Arten kleine Würme, sechs Zoll lang, und dünner, als ein Finger, welche überall, und so gar in die Betten kommen. Es giebt deren von verschiedenen Farben, graue, schwartze, grüne, gelbe und rothe; einige sind gestreifet und fleckicht. Diese letzten sind sehr giftig, wenn sie stechen. Der Siamsche Scorpion ist nicht gefährlicher. Er hat die Gestalt und Grösse eines grossen Krebses; sein Haar ist schwartzgrau. * Gervaise thut zweyer andern kriechenden Ungeziefer Meldung, das eine ist sehr schwartz, einen Schuh lang, und hat sehr viele Beine: es ist vielleicht der Tausendfuß, ein sehr gemeines Thier in Indien; das andere gleicht einer Eydexe, mit einem breiten und flachen Kopfe, und einer Haut, welche mit sehr lebhaften Farben besprenckelt ist. Man nennet es Tocquet, wegen seines Geschreys, welches den Klang dieses Worts ausdrücket. Sein Stich ist tödlich, woferne man nicht alsbald den Fleck, wo man gestochen ist, ausschneidet. Selten aber macht es sich an die Menschen: Es hält sich gemeiniglich auf den Dächern auf, wo es den Ratten und Mäusen nachstellet.

Das fliegende Ungeziefer, eine Beschwerlichkeit, welche gleichfalls von der Feuchtigkeit und übermäßigen Hitze verursachet wird, ist eben so

* Gervaise, wie oben, Cap. 9.

gemein in Siam. Die Maringouinen sind die fürchterlichsten. Man siehet des Tages wenige, des Nachts aber wird man, besonders auf den Flüssen, von ihnen gequälet, und dieses macht die Reise zu Wasser sehr beschwerlich. Sie verfahren mit den Europäern, deren Haut empfindlicher ist, ärger, als mit den Indianern. Dieses kleine Ungeziefer hat einen so starcken Rüssel, daß es durch die dickſten Kleider sticht. Der Rauch verjaget sie, und dieses ist das eintzige Mittel sich ihrer zu erwehren. * Man versichert, daß die Einwohner von Camboia die grausame Gewohnheit haben, ihre Missethäter den Stichen dieser Mücken auszusetzen. Sie halten diese grausame Qual niemahls länger, als eine Nacht, aus, und des Morgens findet man sie, daß ihnen die Haut gantz gelblicht, und der Leib erschrecklich aufgelaufen ist.

** Die gläntzenden Mücken sind eine andere Art von nächtlichen Ungezieffer, welches aber gar nicht schädlich ist, und so gar ein angenehmes Schauspiel verursachet. Wenn man den Pater Tachard höret, so sind alle Bäume, welche an dem Flusse von Siam stehen, damit bedecket, und alle diese Bäume schienen ihm so viele Cronleuchter, mit einer unendlichen Menge von Lichtern bedecket, welche der Wiederschein von dem Wasser unendlich vermehrte. Das ist übertrieben. Die rechte Wahrheit ist, daß viele Schwärme von diesen Mücken sich des

Nachts

* Eben derselbe, eben daselbst.

** Tachard, erste Reise, Buch 3. Seite 150, Theil 1.

Nachts auf einige Bäume * setzen, und darauf eine glänzende Wolcke formiren. Kämpfer füget eine besondere Merckwürdigkeit hinzu, welche Tachard nicht hätte weglassen sollen. Nehmlich, daß sie durch eine sonderbare Bewegung ihren Glantz zuweilen verbergen, und einen Augenblick darauf wieder zeigen, mit einer Ubereinstimmung und einer Regelmäßigkeit, welche etwas wunderbares hat.

§. V.

Metalle, Magnetgruben, kostbare Steine.

Die Lage des Königreichs Siam, welche Peru gegen die Füsse gerade entgegen ist, die Goldkörner, welche man auf dem Ufer der Flüsse findet, wenn die Uberschwemmung vorbey ist, die Menge Brunnen und Oefen, welche von Menschen Händen auf den Bergen gemacht sind, und welche man nicht anders hat brauchen können, als zur Arbeit in den Bergwercken, haben die Siameser überredet, daß ihr Land in dem Schosse der Erde die kostbarsten Metalle führte. Ihre Nachbaren haben eben die Gedancken davon, und es scheinet, daß dieses auch die Meinung der Alten gewesen ist, weil sie diesem Theile der Halbinsel, wo Siam und Malaca heutiges Tages lieget, den Nahmen des goldenen Chersoneses gegeben haben.

* Kämpfer, Buch 2. Seite 39. und 40. im 1. Theil.

Diese Bewegungs-Gründe haben die Könige von Siam darzu gebracht, daß sie viele Bergwercke haben anlegen lassen; und man siehet, wie ich gesagt habe, auf den Bergen, alte Merckmale von dieser Arbeit, welche man, nach der mündlichen Geschichte des Landes, während des Kriegs mit Pegu, hat liegen lassen. * Chaou-Naraie brauchte zu dieser Untersuchung einige Europäer. Ein Spanier, welcher in Mexico gewesen war, hatte anfänglich die Aufsicht darüber; dieser Mensch aber hielt den leichtgläubigen Monarchen zwantzig Jahr lang auf, ohne seine Absichten zu erfüllen. Alle seine Arbeit lief auf die Entdeckung einiger Kupfer-Bergwercke, welche mit ein wenig Gold und Silber vermischt waren, hinaus. Sie waren nicht ergiebig, und kaum gaben fünf hundert Pfund ertzhafte Erde zwey Loth Ertz. Uberdieses haben die Siameser niemahls das Metal recht zu scheiden und zu reinigen gewußt.

Die natürliche Vermischung dieses Metals brachte auf die Gedancken noch ein wenig Gold hinzu zu setzen, um es kostbarer zu machen. Dieses vermischte Metal nennen unsere Beschreibungen Tambac, dessen Werth nach der Menge des Goldes, womit es versetzet ist, steiget. Die Bergwercke von Bormo bringen von Natur solches hervor, und es hat für den Siamschen einen grossen Vorzug.

Nach dem Tode des Spaniers trug der König die Aufsicht über seine Bergwercke einem aus Pro-

* La Loubere, Theil 2. Cap. 9.

Provence, mit Nahmen Vincent, auf, welcher ein wenig die Chimie verstund, und in Siam das Handwerck eines Artztes trieb. Er entdeckte ein Bergwerck von Cristal, eins von Spießglaß, eins von Schmergel, einen weissen Marmorbruch, und ein Goldbergwerck.* La Loubere versichert, daß Vincent diesen letzten Schacht den Siamesern nicht bekannt machen wollte, und daß er nicht einmahl Zeit hatte, es auf die Probe zu bringen, weil er nach Franckreich abreisete. Er führet hierbey das Zeugniß des Vincents selber an: welches ich anmercke, um eine sichtbare Lüge des Pater Tachards zu zeigen, welcher in seinen Beschreibungen ** saget, daß zwey oder drey Jesuiten so neugierig gewesen wären, einige Gold- und Silberbergwercke zu untersuchen, von welchen sie erfahren hätten, daß der König von Siam daran arbeiten ließ; daß Vincent, der Oberaufseher über diese Wercke, sie selbst dahin geführet; daß sie einige Stücke davon mitgebracht, welche sehr schön ausgesehen; und daß er, der Pater Tachard, sechs und vierzig kleine Kästgen voll von dem, was man aus diesen Bergwercken ziehet, nach Franckreich gebracht hätte, um sie daselbst probiren zu lassen.

So lange Vincent in Siam war, kamen viele Talapoinen heimlich zu ihm, befragten sich, und

* La Loubere, eben daselbst. Theil 1. Seite 48.
** Tachard, andere Reise, Buch 5. Seite 227. und folgende.

brachten ihm einige Stücken ertzhaltige Erde, woraus er viel gediegen Silber, und andere Proben von verschiedenen Metallen zog.

Die Bley- und Zinnbergwercke, welche in dem gantzen Lande sehr ergiebig sind, verschaffen den Siamesern einen wahrhaftern Vortheil. Das Siamsche Zinn ist das zusammen gesetzte Metal von Kupfer und Bley, welches die Portugiesen Calin genennet haben, und wovon ich schon oft geredet habe. Es ist von Natur weich, und ohne Glantz. Um es weisser und fester zu machen, mischet man Gallmey darunter, welches ein anderes Metal ist, dessen man sich auch bedienet das Kupfer zu reinigen. Das also zubereitete Zinn wird hier Toutenague genennet. Die Theebüchsen, welche gerade aus Siam oder Japon kommen, sind von Siamschen, bald natürlichen, bald mit Gallmey vermischten, Zinn. Die letztern sind sehr sauber.

Die Siameser haben auch Eisenbergwercke: sie brauchen aber dieses Metal so wenig, daß sie sich nicht bemühen, sie in Gang zu bringen. Die Ancker an ihren Galeeren und an ihren Schiffen sind von Holtz: sie bedienen sich an ihren Gebäuden keines Eisenwercks: ihre Thüren haben gemeiniglich keine Schlösser, und wenn sie sich einiger Vorlegeschlösser bedienen, so bekommen sie dieselben aus Japon. Sie brauchen keine Scheeren: * sie haben weder Nadeln noch Nägel, und sie bedienen sich der Spitzen von Bambus statt der

* La Loubere, eben daselbst.

der Steckenadeln: jedoch giebt es einige Giesereyen in dem Lande. Der Pater von Fontenai, Jesuitischer Mißionarius, hat eine zu Ban-Soun, einem Dorfe, einige Tagereisen von Louvo, gesehen, um dessen Gegenden man einige Eisenbergwercke findet. Es ist eine schlechte Schmiede daselbst, in welcher jeder Einwohner verbunden ist, jährlich eine Haue, oder hundert und fünf und zwantzig Pfund Eisen für den König zu giessen. Sie bestehet aus zwey oder drey Oefen, welche man mit Kohlen anfüllt. * Man leget die Ertzhaltige Erde darauf, so daß, wenn die Kohlen verbrannt sind, das Eisen allein unten in den Ofen liegen bleibt. Die Blasebälge, deren sie sich bedienen, sind ohne Kunst gemacht. Sie bestehen aus zwey höltzernen und hohlen Cylindern, welche im Durchschnitt sieben bis acht Zoll haben mögen. Jeder Cylinder hat einen höltzernen Stempel, mit Leinwand, welche in viele Falten geleget ist, überzogen, und mit kleinen Stricken angebunden. Am Ende jedes Stempels ist ein langer Stiel, der horizontal angemacht ist. Ein Mensch, welcher auf einer kleinen Banck stehet, nimmt in jede Hand einen Stiel von den Stempeln, welche er wechselsweise nieder, und in die Höhe, drücket. Die Stempel, wenn sie aufwärts gehen, ziehen die Luft an sich, und bringen sie in den obersten Theil des Cylinders, welcher oben weiter, als unten, ist: eben diese Stempel, wenn sie nieder gedrucket werden, treiben

* Brief des Paters Fontenai an den Pater Verjus, bey dem Tachard, wie oben, angeführet.

treiben die Luft mit Gewalt in den unteren und engeren Theil des Blasebalgs.

* Ihre Canonen machen sie blos aus Eisen. Zwey Stücken, welche unter den Geschencken waren, die Charou-Naraie nach Franckreich schickte, waren von diesem Metal. Man hat La Loubere versichert, daß man zu Siam auch Canonen von geschlagenem Eisen machte. Das Pulver wird bey ihnen gemacht, und sie verkauffen so gar den Fremden viel davon. Seine Güte ist mittelmäßig, weil sie aus den Felsen ** einen schlechten Salpeter, welcher nur von dem Kothe der Fledermäuse entstehet, bekommen: Thiere, welche in Siam sehr gemein, und grösser, als in Europa, sind.

Der Stahl wird in den Gegenden von Campengpet, einer mitternächtlichen Provinz, häufig gefunden, und er ist von vortreflicher Art. Man machet daraus alle Arten von Waffen, Säbel, Pens, oder Messer des Landes, und Dolche, welche sie Crid nennen, ein Gewehr, welches in den Händen der Indianer sehr fürchterlich ist. Die von Ahein werden am höchsten geschätzet.

Man hat in den Gegenden von Louvo einen schönen Magnetbruch, nahe bey den Eisenbergwercken, wovon ich geredet habe, entdecket; er theilet sich in zwey Felsen, welche sieben oder acht Schuh von einander stehen, und wahrscheinlicher

* La Loubere, Theil 3. Cap. 8.
** Eben derselbe, Theil 1. Cap. 5.

cher Weise eine gemeinschaftliche Grundlage haben. Der größte mag von Morgen gegen Abend fünf und zwantzig, und von Mittag gegen Mitternacht vier oder fünf, Geometrische Schritte haben. Die Höhe ist ungefähr von zehn Schuhen. Der andere ist nicht so hoch; er ist schmäler, und hat nur drey Klaftern in die Länge: sein Magnet aber hat mehr Kraft. Die Jesuiten, welche dieses Bergwerck gleichfals untersuchten, merckten, daß der kleinste Fels mit einer ungemeinen Kraft die eisernen Werckzeuge, welche man zum brechen brauchte, anzog. Man bemühete sich vergebens einige Stücken davon los zu machen; die Hämmer, die von keinen guten gehärteten Eisen waren, wurden schartig, und legten sich um. Man muste sich an den andern Felsen machen, von welchen man endlich einige Stücken, die heraus stunden, und wo man mit dem Hammer besser ankommen konnte, abbrach. Sie wurden von ziemlicher Güte befunden, und die Jesuiten glaubten, daß man bessere gefunden haben würde, wenn man weiter hätte graben können. Nach den Stückgen Eisen, welche man daran strich, zu urtheilen, schien es, daß sie mit der Erde gleiche Pole haben. Man konnte den Compas, welchen man herbey brachte, hier gar nicht brauchen; denn die Magnetnadel wich ab, als man ihn nahe an die Grube brachte.

Es ist in der Insel Jonsalam, auf den Bengalischen Meerbusen, ein anderer gleicher Bruch. Der Magnet aber, welchen man daher bekommt, behält seine Kraft nur drey oder vier Monath.

Die

Die Siamschen Berge bringen auch einige feine Steine hervor. Man findet daselbst nicht nur sehr schönen Agath, sondern auch Saphiere, und weisse Diamanten. Die Mönche des Landes, welche vornehmlich sich bemühen, dieselben zu suchen, brachten dem Herrn Vincent einige Proben davon, welche sehr schön aussahen. Man erzählete dem La Loubere, * daß einige Privatpersonen einen Diamantbruch entdeckt, und den Bedienten des Königs von Siam Stücken davon gebracht hätten. Diese Entdeckung hätte die Aufmercksamkeit des Ministers so wenig auf sich gezogen, daß man ihnen nicht einmahl eine Belohnung gegeben, und die Undanckbarkeit des Hofes hätte gemacht, daß sie sich entschlossen hätten, sich nach Pegu zu begeben. In der Nachbarschaft dieses letzten Königreichs findet man den Bezoar, einen länglichten, braunen, und fleckichten Stein, welcher in dem Eingeweide, und zuweilen in dem Kopfe, gewisser Ziegen des Landes wächset. Er ist gemeiniglich so groß, als ein Ey: es giebt grosse und kleine: er ist von Gewichte sehr leicht, und die Aertzte schreiben ihm grosse Tugenden zu.

* La Loubere, Theil 1. Cap. 5.

✣)o(✣

Siebender Abschnitt.

Stände der Siameser. Ihre Regierungsart.

§. I.

Von dem Volcke.

Das Siamsche Volck kann in zwey Hauptclassen getheilet werden: in Sclaven, und in freye Leute. Man wird hier ein Sclave entweder durch die Geburth, oder durch Schulden, oder wenn man im Kriege gefangen worden, oder seines Standes entsetzet wird, weil man in die Ungnade des Printzen gefallen ist. * Man wird in der Sclaverey gebohren, wenn die Mutter eine Sclavin ist. In diesem Stande werden die Kinder auf folgende Weise getheilet: Der erste, der dritte, der fünfte, und alle andern von ungleicher Zahl, gehören dem Herrn der Mutter: Der andere, der vierte, der sechste, und die andern von gleicher Zahl, gehören dem Vater, wenn er frey ist, oder seinem Herrn, wenn er ein Sclave ist. Wenn aber diese Theilung statt finden soll, muß der Herr der Mutter darein gewilliget haben: sonst gehören ihm alle Kinder zu. Derjenige, welcher nur Schulden wegen ein Sclave ist, wird frey, wenn er bezahlet: Die Kinder aber, welche er während seiner Sclaverey gezeuget hat, gehören ihm nicht zu.

Der

* La Loubere, Theil 3. Cap. 1.

Der Herr hat über seine Sclaven alle Gewalt, das Recht über Leben und Tod ausgenommen. Er braucht sie zum Ackerbau, zum Dienst im Hause, und zu andern Arbeiten, welche er will: woferne er ihnen nicht lieber erlauben will, vermittelst eines jährlichen Tributs von vier bis acht Ticals, * für ihre eigne Rechnung zu arbeiten.

Die freyen Leute sind es, eigentlich zu reden, nur sechs Monathe im Jahre. Die andern sechs Monathe müssen sie in Person dem Staate Dienste thun, welche wenig von der Knechtschaft unterschieden sind. Die Weiber und Priester sind davon befreyet. Diejenigen, welche sie thun müssen, können in drey Classen gebracht werden. Die erste bestehet aus denjenigen, welche zum Dienste bey dem Könige gebrauchet werden. Sie machen seine Wache aus, besorgen die Gärten, und arbeiten in den Werckstäten des Pallastes. Die von der andern Ordnung werden zu öffentlichen Arbeiten, und zu der Vertheidigung des Staates, gebrauchet. Wenn sie in Krieg ziehen, müssen sie selbst für ihren Unterhalt sorgen: Der König giebet ihnen nichts, als Waffen und Pferde. Die Personen von der dritten Classe dienen den Obrigkeitlichen Personen, den Ministern, und den vornehmsten Bedienten des Königreichs. Denn, wenn iemand zu einer hohen Bedienung erhoben wird, so giebt ihm der König zu gleicher Zeit eine gewisse Anzahl von Frohnleuten,

* Der Tical gilt, nach La Loubere Meynung, 18. gl. unserer Müntze.

leuten, welche ihm alle Jahre sechs Monathe, ohne einige Bezahlung zu fordern, dienen müssen.

Von seinem sechzehenden Jahre an wird man in eine von diesen Classen eingeschrieben. Auf den ersten Befehl muß sich ein jeder an den Posten begeben, welcher ihm angewiesen ist, und, wenn man es unterläßt, wird man in Ketten gelegt, und zu Prügeln verdammet. Doch kann man sich von diesen Diensten loskaufen, wenn man jährlich der Schatzkammer funfzehn Ticals bezahlet.

Diese beschwerlichen Frohndienste matten dieses Volck, das ohnedem der Arbeit feind ist, so sehr ab, daß sich viele in die Wälder verbergen, oder aus dem Lande gehen, um sich von ihnen zu befreyen. * Die nächsten Anverwandten des Ausgetretenen aber werden ins Gefängniß geleget, und, wenn sie ihn nicht wieder schaffen, verdammet man sie zur Sclaverey. Andere entsagen viel lieber gäntzlich der Freyheit, und verkaufen sich an gütige Herren, deren Herrschaft nicht so strenge, als der Dienst des Königs und der Mandarinen, ist. Das heissen hier freye Leute.

La Loubere redet von einer andern Eintheilung, welche unter diesem Volck von Alters her im Gebrauche ist. Sie bestehet darinne, daß man alle diejenigen, welche Frohndienste thun müssen, in zwey Classen theilet, in **Leute von der rechten**

* Eben daselbst.

ten Hand, und Leute von der lincken Hand; ein natürlicher Unterschied, welcher anzeiget, auf welche Seite, besonders im Kriege, und bey grossen Jagden, sie sich stellen sollen. * Man theilet sie auch in besondere Rotten oder Zünfte ab, welche ein Oberhaupt, mit Nahmen Nai, über sich haben.

Die Kinder sind in der Zunft ihrer Eltern, woferne die Mutter nicht von einer verschiedenen Classe ist. In diesem Falle sind die Kinder ungerader Zahl von der Zunft ihrer Mutter, und die Kinder gerader Zahl von der väterlichen Zunft. Wenn man sich ohne Einwilligung des Nai verheyrathete, würden alle Kinder zu der Zunft der Mutter gehören.

Die Talapoinen, ob sie gleich von Diensten befreyet sind, werden dennoch in das Register des Volcks, nach der Ordnung ihrer Zunft, eingeschrieben. So lange sie im Kloster leben, stehen sie nicht unter dem Nai, welcher derselben vorstehet; wenn sie aber wieder weltlich werden, kommen sie wieder unter seine Gewalt, und man nöthiget sie eben so wohl, als die andern, zu Frohndiensten. Etwas merckwürdiges ist, daß die Sclaven der Privatpersonen von allen Diensten gegen den Staat befreyet sind. ** Es ist also ein wahrhafter Verlust für den König, wenn derjenige, den seine Schuldner in die Knechtschaft nehmen, seines Standes entsetzet wird, und je mehr

* La Loubere, eben daselbst, Cap. 12.
** Eben daselbst.

mehr Knechte in dem Königreiche sind, je weniger sind Leute, welche dem Könige zu dienen verbunden sind. Es ist zu bewundern, daß in einem Lande, wo sonst die Regierung sehr tyrannisch ist, die Könige in diesem Falle keine Schadloshaltung verlangen.

§. II.

Von dem Nai, und einigen andern Personen, die einen Titel haben.

Die Nai sind, wie man gesagt hat, die Häupter einer jeden Rotte. Je zahlreicher die Rotte ist, je ansehnlicher ist ihre Würde. Ihr Nahme ist bey den Siamesern ein Ehrentitel worden, welchen sie sich einander in Gesellschaft beylegen, wie die Chineser sich unter einander den Nahmen Meister und Lehrer geben.

Ein Vorrecht des Nai ist, daß er aus seiner Rotte eine gewisse Anzahl Ruderknechte, welche man an dem Gelencke mit einem heissen Eisen bezeichnet, aussuchen darf, und welche ihm wechselsweise sechs Monathe lang, ohne einiges Entgeld, dienen müssen. Wenn einer von seinen Unterthanen nicht bezahlen kann, kann der Nai dessen Gläubiger befriedigen, und ihn unter seine Sclaven nehmen.

Es ist hier weder der Adel erblich, noch sonst ein Unterscheid der Geburth unter den freyen Ge-

schlechtern. Der Adel ist bey den Siamesern nichts anders, als der würckliche Besitz der Aemter. Der König vergiebt sie, und diejenigen, welche am meisten in Gnaden stehen, werden für die edelsten gehalten. Die Geschlechter, welche sich lange in grossen Posten erhalten, werden freylich berühmter: aber dieses fortdauernde Glück ist sehr selten, und sobald jemand sein Amt verliehret, ist er von dem Pöbel nicht weiter unterschieden. Man siehet täglich Söhne, oder Enckel grosser Herren am Ruder ziehen.

Die Oya, oder Oc-ya, haben unter den Personen, die einen Titel führen, den ersten Rang. Dieser Titel ist mit den vornehmsten Aemtern bey Hofe, und mit den grossen Statthalterschaften, verknüpfet. Die Oc-pra machen die andere Classe der Edelleute aus. Aus ihnen werden die ordentlichen Abgesandten genommen. Die dritte ist die Classe der Oc-louang.* Man nimmt sie zu ausserordentlichen Abgesandten, und zuweilen giebt man ihnen kleine Statthalterschaften. Die Oc-counes, und die Oc-munes ** machen die zwey letzten Classen aus. Aus ihnen erwählet der König die Aufseher über seine Gebäude, seine Castellanen, die Amtsverweser der grossen Bedienten, die Richter in kleinen Städten und Flecken, und die andern Unterbedienten.

Die

* Gervaise, Theil 2. Cap. 9.

** La Loubere mercket an, daß in der Siamschen Sprache Oc ein Ehrenwort ist, welches man mit allen Titeln verbindet.

Die erste Gnade, welche der König denenjenigen erweiset, die er zu Ehrenstellen erheben will, ist, daß er ihren Geschlechtsnahmen ändert, und ihnen einen andern nach seinem Gefallen giebt. Diese Gewohnheit hat ihren Ursprung aus China, und hat sich bey vielen Morgenländischen Völckern ausgebreitet. So gar die Fremden, welche der König von Siam in seine Dienste nimmt, erhalten von ihm einen Gnaden- und Hochachtungsnahmen, welchen sie, so lange sie im Lande leben, behalten. So war Constantin Phaulkon in Siam nicht anders, als unter dem Nahmen Oc-ya Vichaigen, welchen Chaou-Naraie ihm gegeben hatte, bekannt. Die Könige fügen zu ihren andern Gnadenbezeugungen gemeiniglich eine Büchse mit Betel hinzu, welche, nach dem Range der Personen, kostbarer, oder nicht, ist. Die Büchse der Oc-ya und der Oc-pra ist von Gold: der Oc-louang und anderen Unterbedienten ihre ist nur von Silber. Die Chirolen der Balonen, die Gestalt der Mützen, ihre goldenen, silbernen oder kupfernen Ringe, und andere Vorzüge, welche mit den Aemtern verknüpfet sind, zeigen hier den Unterschied der Stände an. Die Weiber derjenigen Herren, welche einen Titel führen, haben an eben den Vorrechten und Ehrenbezeugungen Theil.

Unter dieser grossen Anzahl von Bedienten von allerhand Art giebt es viele, die ihr Leben bey den Printzen zubringen. Man nennet sie Cang-Nai, oder die Minister innerhalb des Pallastes.

Die andern werden zu richterlichen, Finantz- und Kriegsbedienungen gebrauchet. Man nennet sie Cang-Noc, oder Bediente ausserhalb des Pallastes. Die Cang-Nai müssen sich des Morgens um acht Uhr nach dem Pallaste begeben. Einige sind in dem Staatsrathe, welcher täglich in Gegenwart des Printzen zusammen kommt: andere halten das Gerichte, wo die bürgerlichen und peinlichen Fälle abgethan werden: einige werden in die Stadt verschicket: andere stehen auf verschiedenen Posten Wache, um für die Sicherheit des Monarchen zu sorgen. Zu Mittage begiebt sich ein jeder weg: um sieben Uhr gehet man wieder an seinen Posten, und man gehet nicht eher, als um Mitternacht, heraus. Wenn jemand spät kommt, oder seine Schuldigkeit nicht recht in Acht nimmt, bekommt er in Gegenwart des Printzen Prügel. Die Cang-noc, welche ausserhalb gebrauchet werden, führen ein freyeres Leben, und ihre Aufführung wird nicht so sehr beobachtet.

§. III.

Von den Gerichten.

Es giebt in dem Königreiche viele Gerichte, welche aber alle unter einem Oberhofgerichte, welches in der Hauptstadt angelegt ist, stehen. * La Loubere zählet siebenzig Gerichtsbarkeiten in Obersiam, und sieben und siebenzig in dem niedern

* La Loubere, Theil 3. Cap. 4.

dern Lande. Jedes Gerichte bestehet aus vielen Gerichtspersonen, welche unter einem Haupte, Pouran, das heißt, einer der befiehlet, genannt, stehen. Das ist eigentlich der eintzige Richter, weil er nur das Recht, Urtheile zu sprechen, alleine hat: er muß aber die andern Gerichtspersonen zu Rathe ziehen.

Der Pouran hat nicht nur die Aufsicht über die Justiz, sondern er ist auch, so weit seine Gerichtsbarkeit gehet, Befehlshaber über die Soldaten. Die andern Gerichtsbedienten verwalten unter ihm viele Bedienungen. Sie sind Beysitzer in Gerichten, stehen der Policey vor, commandiren die Trouppen, wenn welche im Lande sind: sie verfertigen die Rollen der Verzeichnisse, die Auflagen der Frohndienste. Einer hat die Aufsicht über die königlichen Magazine, und verkaufet dem Volcke die Waaren, womit sich der Printz zu handeln vorbehalten hat. Ein anderer hat die Aufsicht auf die Fremden, deren Streitigkeiten er abthut. Einigen ist aufgetragen für den Unterhalt der Elephanten, welche der Printz in dem Lande hält, zu sorgen: Denn, weil sie in der Hauptstadt schwerlich alle untergebracht und erhalten werden können, so kann man sie nicht alle daselbst haben.

Der König giebt allen seinen Bedienten Wohnung, Waffen, Pferde; er hält ihnen eine Balone; weiset ihnen Ländereyen an, zu deren Anbauung er ihnen Sclaven schencket, und giebet gemeiniglich den Kindern die Anwartschafft auf

eben dieselben Bedienungen, welche auf diese Art lange bey vielen Geschlechtern bleiben. Die Bedienung eines Oc-pra-jockebat ist dennoch nicht erblich. Dieser Bediente, dessen Amt La Loubere mit dem Amte unserer Königlichen Oberrichter vergleichet, ist eine Art von Fiscale, welcher in jeder Gerichtsbarkeit darzu gesetzet wird, daß er auf dasjenige, was darinnen vorgehet, Achtung geben, und es dem Hofe berichten muß.

Der Pouran, oder Präsident im Gerichte, hat über alle Bedienten, aus welchen es bestehet, eine besondere Aufsicht. Seine Gewalt ist unumschräncket; fast überall aber währet sie nur drey Jahr.

Ehemahls verwaltete man alle diese Statthalterschaften so lange man lebte. Der Ehrgeitz der Vicekönige machte sie hernach erblich, und errichtete so gar aus einigen unabhängige Fürstenthümer. Auf diese Weise ist die Provinz Johor ein besonderer Staat geworden: Der Vicekönig, welcher sie regieret, lebt als ein unumschränckter Herr, und viele von unsern Berichten geben ihm den Titel eines Königes. Patane, eine andere Provinz in Niedersiam, wird von einer Frau beherrschet, welche das Volck im Lande aus einem Geschlechte erwählet, und welcher die Fremden gleichfals den Nahmen einer Königin geben. Sie muß eine Wittwe, und bey Jahren seyn, wenn man sie erwählet, damit sie nicht Lust bekommt einen Mann zu nehmen. * Man versichert, daß sie fast gar nichts zu befehlen hat, und daß man ihr

* Gervaise, Theil 4. Cap. 9.

ihr nicht einmahl die Freyheit läßt, sich ihre Bedienten zu wählen. Übrigens hat sie ansehnliche Einkünfte, und sie kann ihren Lieblingen davon schencken, welchen sie alle Arten von Gnade, ihre Hand ausgenommen, erweisen kann. Das Volck in diesen beyden Provinzen schicket alle drey Jahr Gesandten mit einem Geschencke, welches aus einigen kleinen Bäumen mit goldenen und silbernen Blüthen bestehet, nach Siam: dieses ist das eintzige Zeichen der Unterwürfigkeit, welches sie ihren ehemahligen Oberherren zugestehen. Man giebt vor, daß Laos, Pegu, Camboya, und andere Königreiche dieser Indianischen Halbinsel sich dem Joche der Siameser auf eben diese Art entzogen haben.

Der Misbrauch dieser unrechtmäßigen Besitzungen hat endlich gemacht, daß man in den grossen Statthalterschaften das Erbschaftsrecht abgeschaffet hat. Man hat die meisten von diesen unumschränckten Beherrschern ausgerottet, und man hat an ihre Stelle Statthalter gesetzet, welche es nicht beständig sind, und welche man alle drey Jahre abwechselt. Einige mächtige Familien aber haben sich dennoch in dem Besitze vieler wichtigen Statthalterschaften erhalten. Die Herren, welche sie besitzen, heissen **Tchaou-Mevang**, welches Herren von Provinzen bedeutet, und sie eignen sich viele Rechte zu, welche den Rechten der Oberherrschaft sehr nahe kommen. * Ausser den andern Pressungen, womit sie das

* La Loubere, eben daselbst.

Volck ausziehen, theilen sie mit dem Könige die Einkünfte von den Steuern, welche auf allen Feldern liegen. Diese Abgabe bestehet in einem Viertheltical * von vierzig Quadratklaftern. Sie eignen sich über dieses einen grossen Theil von den eingezogenen Güthern, und den Geldstrafen, welche dem Fiscus zugesprochen werden, zu, und oft behalten sie dieselben gantz und gar. In den Statthalterschaften, die an der See liegen, fordern sie von den Kauffardeyschiffen einen beträchtlichen Zoll, und oft treiben sie selber, unter entlehnten Nahmen, Handlung. Die entferntesten Städte sind den Pressungen und Gewaltthätigkeiten dieser kleinen Tyrannen am meisten ausgesetzet, welche oft die Kühnheit haben, neuere Auflagen zu machen, oder die alten Anlagen zu steigern. Der König hält ihnen eine zahlreiche Wache, deren Soldaten Keulai, das ist, gemahlte Arme, heissen, weil man ihnen in die Arme verschiedene Schnitte macht, worein man Schießpulver streuet, wovon sie dunckelblau werden.

Alle Obrigkeitliche Personen, so wohl diejenigen, welche wieder abgesetzet werden können, als auch diejenigen, deren Amt Zeitlebens währet, müssen, wenn sie ihr Amt antreten, einen Eyd leisten. Man läßt jedem in Gegenwart eines Talapoinen eine gewisse Menge Wasser trincken, welcher wider denjenigen, der in sein Amt eingewiesen wird, tausend Verwünschungen ausspricht, wenn

* Ungefähr 4. gl. 9. pf.

wenn er wider die Pflichten, die er auf sich hat, handelt. Dieses Eydes ungeachtet, verkaufen die meisten Obrigkeitlichen Personen die Gerechtigkeit; und das allerverhaßte ist, daß es scheinet, daß diese Schindereyen von der Regierung gut geheissen werden. Es ist den Richtern erlaubet, Geschencke anzunehmen, und man treibet hier einen öffentlichen Handel damit. Die Statthalter verlangen welche von ihren untergebenen Bedienten, und diese sind einigermaßen genöthiget, das Volck zu drücken, damit sie den Geitz der Grossen befriedigen können.

Das heiligste von allen Gerichten ist zu Juthia. Alle andern Gerichte stehen darunter, und dieses ist das Oberhofgerichte der Nation. Alle Bedienten, woraus es bestehet, haben Ministers Rang, und verwalten, wie in andern Gerichten, verschiedene Sachen, allein mit grösserer Gewalt und Ansehen. Der Präsident in diesem Gerichte hatte vor Alters eine fast unumschränckte Gewalt in Siam. * Er war zu gleicher Zeit so wohl das Haupt der Justiz, als auch der Vicekönig von der Provinz. Man hat diese beyden Bedienungen weislich von einander getrennet. Das Amt eines Viceköniges wird von einem Mandarin, welcher den Titel Maha-O-Barat annimmt, verwaltet. Er stellet den König vor, und in seiner Abwesenheit, wenn er etwan im Kriege ist, verwaltet er alle königlichen Verrichtungen. Dieses ist die erste Würde des Staats.

Der

* La Loubere, eben daselbst.

Der Mandarin, welcher der Justiz vorstehet, heisset Rumrat. Er hat den Titel eines Oya: alle bürgerlichen und peinlichen Sachen gehören vor ihn: er entscheidet sie gäntzlich: seine Amtsgehülfen haben nur das Recht ihre Meinung zu sagen. Inzwischen kann man doch von ihm an den König appelliren.

Die andern Personen des Gerichts haben, wie ich gesagt habe, verschiedene Expeditionen: Die königlichen Einkünfte, den Krieg, die Hofstatt des Königs, die Besorgung der Balonen und Galeeren, die Aufsicht über die Gärten und Palläste, den Briefwechsel mit den Provinzen, die innere Policey der Hauptstadt, die Oberaufsicht über die Elephanten, und über die übrigen Equipagen, die Sorge für die königlichen Magazine, und die Aufsicht über die fremde Handlung.

Diese letztere Expedition ist eine der wichtigsten. Der Minister, welcher sie hat, heißt Praclam, welches die Holländer und Engelländer Berclam aussprechen, und woraus die Portugiesen und Franzosen Barcalon gemacht haben.* Dieses Wort bedeutet Herr oder Oberaufseher über die **Magazine.** In der That vertrauet ihm der Printz die Aufsicht über die Magazine, die Verkaufung der Waaren, und die Besorgung der Handlung, welche er nicht nur mit den Fremden, sondern auch mit seinen eigenen Unterthanen, treibet. Alle Europäische und Asiatische Handelsleute haben mit diesem Minister

* Kämpfer, wie oben.

ster selber zu thun, und alle verschiedene Nationen, welche sich zu Siam niedergelassen haben, leben unter seinem Schutze. Der Praclam nimmt auch das Geld von den Steuern und Auflagen ein, welche man in dem Königreiche eintreibt.

§. IV.

Beschaffenheit der Urthel. Gerichtliche Strafen.

Die Siameser haben, wie alle andern Morgenländer, eine sehr ungekünstelte Rechtsgelahrheit, deren Grundsätze in einem Gesetzbuche, welches in drey Theile eingetheilet ist, enthalten sind. Der erste handelt von den Titeln, Vorzügen und Verrichtungen jeder Bedienung: Der andere ist eine Sammlung alter Gesetze: Der dritte enthält einige neueren Anordnungen, welche um den Anfang des letzten Jahrhunderts ergangen sind.

Das Verfahren vor Gerichte geschieht schriftlich, und, ehe man klaget, muß man Bürgschaft stellen. Ist die Bürgschaft angenommen worden, so überreichet der Kläger dem Nai seiner Rotte seine Bittschrift, in welcher er sein Verlangen zu erkennen giebt. Der Nai, welcher allemahl ein Gerichtsglied zugleich ist, übergiebt diese Bittschrift dem Pouran: dieser untersuchet sie, giebt sie dem Gerichtsschreiber, nachdem er sein Siegel darunter gedrücket, und die Zeilen abgezählet

zählet hat, damit nichts daran geändert werden könne. Der Schreiber ließt sie in der ersten Rathsversammlung ab. Man fordert hernach die Partheyen vor; man ermahnet sie dreymahl zum Vergleiche, und, wenn sie nicht wollen, befiehlt der Rath dem Gerichtsschreiber, sie zu befragen, ihre Zeugen zu vernehmen, und ihre Productionen zu untersuchen. So endiget sich der erste Termin. In dem andern referiret der Gerichtsschreiber die Sache weitläuftiger, erzählet was beyde Theile für sich angeführet, und sammlet die Stimmen, welche er aufschreibt. In dem dritten ließt der Referente, nach einer kurtzen Wiederhohlung des gantzen Verfahrens, die Stimmen ab. Der Pouran, ehe er die Partheyen entscheidet, läßt das Gesetzbuch aufschlagen, ziehet denjenigen Artickel, welcher ihre Streitigkeit angehet, zu Rathe, und fällt das Endurthel.

Nach den Landesgesetzen sollten diese Termine drey Tage hinter einander seyn, und die längsten Processe würden keine Woche währen. Der Geitz der Richter aber hat Fristen ersonnen, welche die Processe verewigen, und die Partheyen zu Grunde richten. Man siehet aus einem Auszuge, welcher aus der Siamschen Sprache übersetzet worden, und welchen La Loubere * beybringt, daß die Gerichtskosten in ordentlichen Processen sich höher als sechzig Französische Pfund belaufen, welches für ein Land, wo jedermann arm ist, eine

* Theil 2. Seite 57.

eine grosse Summe ausmacht. Man muß über dieses dem Richter eine gewisse Menge Reiß, Wachslicht, Leinwand, Arek und Betel, eine Henne, zwey Töpfe mit Arak,* und andere kleine Geschencke geben, welche den Verehrungen, die man sonst bey uns den Richtern gab, gleich kommen.

Es giebt hier keine Procuratoren, Notarien, noch andere Sachwalter dieser Art. Die Verschreibungen geschehen durch einen dritten, welcher das Versprechen aufschreibt; ** und dieses ist vor Gerichte genung, weil das zwiefache Zeugniß desjenigen, der die Verschreibung geschrieben hat, und des Gläubigers, der es vorzeiget, mehr gilt, als das einseitige Vorgeben des Schuldners, welcher läugnet. Der Gebrauch der Petschafte ist bey Privatpersonen unbekannt: Die Obrigkeitlichen Personen allein haben ein Siegel, welches ihnen der König giebt, und welches zu ihrem Amte gehöret. Die Buchstaben und Figuren daran sind erhaben: man reibt es mit rother Dinte, und drückt es mit der Hand darauf. Der König hat ein besonder Siegel, welches er niemanden anvertrauet, und welches er mit eigner Hand auf die Patente, die er ausfertigen läßt, drucket. Die Privatpersonen setzen ihre Nahmen unter keine Schrift: sie machen nur ein Zeichen darunter, welches wie ein Kreutz aussiehet. Wenn sich Eheleute, oder sonst, einander schencken, so geben sie es einander, ohne daß eine Schrift

* Ein starckes Geträncke des Landes.

** La Loubere, Theil 2. Cap. 15.

Schrift darzu nöthig ist. Die Sterbenden halten es eben so, und hier macht niemand ein Testament.

Die peinlichen Processe, werden vor eben den Gerichten angestellet, wo man die bürgerlichen Processe anbringt; die ordentlichen Richter aber können kein Todesurthel aussprechen. Dieses ist ein Recht, welches allein dem Könige zukommt, und welches er zuweilen gewissen obrigkeitlichen Personen, aus besonderer Gnade, aufträgt. Auf diese Weise schicket der Hof von Siam, wie der Hof von Pekin, öfters ausserordentliche Aufseher in die Provinzen, um gewisse Vergehungen zu untersuchen, die Klagen des Volcks anzuhören, und die Drückungen der Statthalter abzustellen. Diese Commissarien haben nicht nur die Macht Privatpersonen zum Tode zu verurtheilen, sondern sie können auch obrigkeitliche Personen ihres Amts berauben, ins Gefängnis setzen, und mit einer Todesstrafe belegen.

Nun wollen wir auf die Strafgesetze kommen. Die ordentliche Strafe des Diebstahls ist der doppelte, und zuweilen dreyfache, Ersatz der gestohlnen Sache. Diese Strafe wird zwischen dem Richter und dem beleidigten Theile in gleiche Theile getheilet. Die Siameser nennen nicht nur eine würckliche Entwendung eines Dinges einen Diebstahl, sondern auch jede unrechtmäßige Besitzung, man mag sie erhalten haben, wie man will. Ein Mensch also, welcher verurtheilet wird, eine Erbschaft, der er sich angemasset hat,

wieder

wieder zu geben, muß über dieses eine diesem Guthe gleiche Schadloshaltung bezahlen. *

Wenn in wichtigen Anklagen der Beweiß fehlet, erlaubet man den Partheyen, daß sie sich verschiedener Arten von Proben bedienen können. Die Feuerprobe, welche in den barbarischen Jahrhunderten in Europa so gebräuchlich war, geschiehet in Siam auf verschiedene Art. Man stecket die Hand in siedendes Oehl, in geschmolzenes Metal, und in andere brennende Materien. Zuweilen macht man einen Graben, ungefähr fünf Klaftern lang, und vier oder fünf Schuh breit. Man zündet Kohlen darinnen an, welche bis oben an den Rand des Grabens gehen. Die Partheyen müssen nach einander auf den Kohlen hingehen, und damit sie sich der Kraft des Feuers nicht allzugeschwinde entziehen, gehen auf den Seiten zwey Menschen, welche sich auf die Schultern legen, damit sie nicht laufen können. Wer in dieser Probe überwindet, gewinnet seinen Proceß. La Loubere mercket an, daß dieses Gewicht die Kraft des Feuers mehr dämpfet, und daß ausserdem die Siameser, welche von Jugend auf ohne Schuh zu gehen gewohnt sind, eine so harte Fußsohle haben, daß sie diese Ausforderungen gemeiniglich aushalten. Ein Franzoß, welcher von einem Siameser war bestohlen worden, und den Schuldigen nicht überführen konnte, war so einfältig, daß er diese Art von Probe, welche sein Gegner

* La Loubere, Theil 3. Cap. 5.

Gegner ihm vorschlug, annahm. * Der Asiater steckte seine Hand in geschmoltzen Zinn, und verbrannte sich nicht: der Europäer verbrannte sich die Hand fast gäntzlich. Einige Monathe darauf wurde der Siameser des Diebstahls, dessen ihn der Franzose angeklaget hatte, überführet.

Die Wasserprobe, welche in Siam nicht weniger gemein ist, geschiehet also. Der Ankläger und der Angeklagte tauchen sich in dem Flusse unter, derjenige, welcher am längsten unter dem Wasser ist, wird für unschuldig gehalten. Es ist noch eine andere Art von Probe, welche darinnen bestehet, daß man gewisse Pillen, welche von den Talapoinen zubereitet werden, und ein heftiges Erbrechen verursachen, hinunter schlucket. Derjenige, welcher sie am längsten bey sich behält, hat im Streite überwunden. Dieser Auftritt gehet in Gegenwart der Priester vor, welche wider den Meineydigen tausend Verwünschungen aussprechen. Die Richter erlauben den Beweiß durch einen Zweykampf nicht: es fehlet zur Unmenschlichkeit aller dieser Gebräuche nur noch dieses letztere.

Die Todesstrafen sind hier sehr hart. Die Missethäter bey einem gelinden Feuer verbrennen, nach und nach in siedend Oehl tauchen; einen hungrigen Tyger dergestalt nahe bey ihnen anbinden, daß er sie nur nach und nach zerreissen kann; ** ihnen geschmoltzenes Metal eingiessen, oder sie mit ihrem eignen Fleische speisen, sind in Siam

* Eben daselbst. ** Marcel le Blanc, Buch 2.

Siam gewöhnliche Grausamkeiten. Chaou-Naraie bediente sich, während seiner Regierung, verschiedener von diesen Todesstrafen. * Die Strafe des Schwerds ist vor Missethäter vom Stande. Man schlägt ihnen aber in Siam nicht allein den Kopf ab, sondern man hauet sie auch mitten von einander. Es ist, wie ich schon gesagt habe, hier etwas seltenes, daß man das Blut der Fürsten vergiesset: man machet sich aber kein Gewissen daraus, daß man sie Hungers sterben lässet, mit scharlachenen Tüchern ersticket, mit Keulen von kostbaren und wohlriechenden Holtze todschläget, sie blendet, ihnen den Verstand durch Träncke schwächet, damit sie zur Regierung untüchtig werden. Diese erschreckliche Staatsklugheit brauchen die Könige von Siam wider ihre Brüder und Neffen.

Die Strafe der Stockschläge ist in Siam sehr grausam: ihre gewöhnlichen Folgen sind, daß sie eine gäntzliche Ohnmacht verursachen, und eine Schwachheit, welche einem zuweilen Zeitlebens anhängt, zurück lassen. In gewissen Fällen ist es eine Todesstrafe. Sie wird hier mit Rohre, das man **Rotin**, oder **Rotan** nennet, und eines Fingers dick ist, gegeben.

Die **Cangue** ist eine nicht so schmertzhafte Strafe. Die Siameser nennen sie **Ka**, und sie ist von der Chinesischen wenig unterschieden. ** Es ist eine Art von einer Leiter, ohngefähr einer

 Klafter

* La Loubere, wie oben, Cap. 14.

** Man sehe den ersten Theil dieser Geschichte, S. 203.

Klafter lang. Sie hat nur zwey Sprossen in der Mitten, zwischen welche man den Kopf des Missethäters stecket. Man bindet sie zuweilen mit lockern Stricken senckrecht an eine Mauer oder an Pfeiler, so daß sie der Missethäter hoch und niedrig machen kann. Zuweilen leget man sie mit der Erde gleich, und auf Pfähle, welche ein wenig höher sind, als der Hals des armen Sünders, welcher auf den Zehen stehen muß, wenn er nicht in der Luft hangen will. Der Missethäter stehet oft in einem engen Graben, und ist, ohne daß er sich umwenden kann, bis an die Schultern eingegraben, hat die Cangue am Halse, und ist den Beschimpfungen der Vorbeygehenden ausgesetzet, welche ihm Ohrfeigen geben, oder ihm mit der Hand über den Kopf wegfahren, welches in Siam ein empfindlicher Schimpf ist, besonders, wenn es eine Frau thut. Ubrigens hängt einem von dieser Strafe keine immerwährende Schande an, und, wenn sie vorbey ist, ist man nicht nur keines Vorwurfs ausgesetzet, sondern man trit auch oft die Bedienungen, welche man zuvor verwaltete, wieder an. La Loubere hat zu Siam einen Mandarin gesehen, der den Titel Oc-pra führte, und ein Glied des königlichen Raths war, welcher einige Jahre zuvor die Cangue drey Tage lang auf öffentlichen Marckte getragen hatte, und zwar mit diesem besondern Umstande, daß man ihm den Kopf eines Missethäters, welcher war abgethan worden, an den Hals gehangen hatte. Das gantze Verbrechen des Mandarins bestund darinnen,

daß

daß er auf die Aufführung dieses Missethäters, welcher in seine Expedition gehörte, zu nachläßig Achtung gegeben hatte. Dieses Beyspiel ist genung von der peinlichen Justiz, oder vielmehr von der ungerechten Grausamkeit ihres Monarchen einen erschrecklichen Begriff zu machen.

§. V.

Von der Miliz, und ihrer Art zu fechten.

Jeder Siameser ist ein Soldat, und dieses grosse Volck bestehet nur aus einer Miliz, in welcher jeder eingeschrieben ist, und jährlich sechs Monathe dienet, wenn es der Printz verlanget. Ihre Nachbaren beobachten eben den Gebrauch; und daher sind die Indianischen Armeen gemeiniglich so zahlreich. Ein Fürst, welcher nur zwey Millionen Unterthanen hat, stellet zuweilen drey oder viermahl hundert tausend Mann ins Feld. Diese Armeen versammlen sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, und kosten dem Staate fast nichts, weil ein jeder für seinen Unterhalt sorgen muß. Die Kriegsrüstung hat nichts beschwerliches. Ein Korb mit Reiß, ein hohles Bambusrohr mit Wasser, ein lederner Schild, ein Säbel und eine Flinte machen die Bagage des bestversehenen Soldaten aus.

Ausser dieser ansehnlichen national Miliz, hält der König ein Corps fremde Soldaten, welche

einen Theil seiner Leibwache ausmachen, und wovon einige zu Fusse, andere zu Pferde dienen. Diese Leibwache bestehet aus Laos und Meen, benachbarte Völcker von Siam; aus Mahometanern, aus Mogol gebürtig, Leute, die wohl aussehen, aber von einer ausnehmenden Zaghaftigkeit sind; aus Chinesischen Tartarn, welche keine andern Waffen, als den Bogen haben, und welche alle für tapfer gehalten werden; endlich aus einigen Indianischen Landstreichern, Rasbout, oder Ragibout, genannt, welche wie Mohren gekleidet sind, aber die Heydnische Religion haben. Diese letztern wollen alle aus einem hohen Hause entsprossen seyn, und, wenn sie eine starcke Dosis Opium eingenommen haben, schlagen sie sich mit einem Muthe, welcher den Indianern wenig gemein ist. Die Könige von Siam haben einige Zeit eine Japonesische Leibwache gehabt, welche aus sechs hundert Mann bestund. Diese Insulaner aber, welche die Siameser an Verstande und Tapferkeit weit übertrafen, mischten sich in alle Händel des Pallastes, verfuhren übel mit dem Volcke, und schrieben den Königen selbst Gesetze vor. Der Vater des Chaou-Naraie, welcher ihnen seine Krone schuldig war, fand Mittel sich ihrer zu entledigen.

Diese fremden Soldaten kommen niemahls in den innern Pallast. Sie stehen haussen Wache, und begleiten den König auf seinen Reisen. Ihr Sold ist nicht gleich, und es giebt so gar einige, welche

welche gar keinen Sold bekommen. Jeder Tartarischer Soldat hat ungefähr täglich etwas über einen Groschen: ihr Hauptmann hat bey nahe drey Groschen. Der Sold der Ragibouts und der Mogols ist viel stärcker: jeder Soldat hat jährlich fünf hundert und vierzig Französische Pfund. Die Laos und Meen bekommen keinen Sold, und dienen zur Fröhne.

Die Siameser sind in der Kriegskunst sehr unwissend, und haben über dieses zu diesem Handwercke keine Neigung. Sie beobachten keine Kriegszucht; sie wissen weder ordentlich anzugreiffen, noch sich zu vertheidigen. Die heftige Hitze der Himmelsgegend macht sie faul und feige: sie zittern bey Erblickung der geringsten Gefahr: * ein Europäer, mit einem Stocke oder blossen Degen bewafnet, kann zwantzig Siameser in die Flucht jagen. Die Meynung von der Seelenwanderung, welche ihnen einen natürlichen Abscheu für Blut einflösset, träget viel darzu bey, ihren Muth zu schwächen, und der Despotismus entkräftet ihn vollends. Ein Volck, das aus Sclaven bestehet, kann nicht tapfer seyn.

Uebrigens haben die Siameser mit Feinden zu thun, welche weder mehr Muth, noch mehr Geschicklichkeit besitzen, als sie. Nichts ist sonderbarer, als die Art, auf welche sich diese Asiater bekriegen. Ihre Armeen vermeiden einander: man ist von beyden Seiten nur darauf bedacht,

* Ebendaselbst, Cap. 8.

Sclaven zu machen. Wenn ein Haufen Peguaner in die Siamschen Länder einen Einfall thut, so schicken die Siameser eine andere Parthey in das Peguanische, und jeder ist zufrieden, wenn er sich mit einer ansehnlichen Beute zurück ziehet. Wenn sich die Partheyen von ungefähr begegnen, und man nicht verhüten kann, daß man an einander kommt, so fängt sich der Streit mit einigen Canonenschüssen an, welche man in die Luft thut. Beyde Armeen nehmen sich in acht, daß sie nicht gerade auf einander, sondern ein wenig höher, schiessen: Dieses ist eine Art eines Vertrags, welchen man ohne Verletzung des Völckerrechts nicht brechen kann. * Ein Franzose, welcher unter den Siamschen Trouppen als Constabler diente, bekam von seinem General Befehl, die Canonen nicht gerade auf den Feind zu richten. Dieses setzte ihn so sehr in Verwunderung, daß er nicht zweifelte, daß dieser Officier seinen Printz verriethe. Unterdessen geben die Könige selbst ihren Generalen solche Befehle: tödtet nicht, sagen sie, wenn sie dieselben wider den Feind schicken. Dieses ist nicht ein gäntzliches Verboth nicht zu tödten, sondern nur nicht gerade auf den Feind zu schiessen. Man schiesset mit Pfeilen und Flinten eben so. Ein jeder schiesset in die Luft, und bemühet sich nur seinen Schuß also zu richten, daß dieser Regen von Kugeln und Pfeilen auf den Feind herunter falle. So bald man ihn aber in einer von beyden Partheyen fühlet, nimmt man alsbald die Flucht.

* Eben daselbst.

Flucht. * Es ist sehr viel, wenn in dem hitzigsten Treffen vierzig Mann bleiben. Ihre Art zu feuern ist folgende, daß sie ein Knie auf die Erde setzen, und mit weggewandten Gesichte die Flinte auf das andere legen, so sehr fürchten sie sich für diesem Gewehre.

Sie halten es in ihren Lägern und in ihren Schlachtordnungen auf folgende Art. Der General theilet die Armee in viele Bataillons quarre, welche in drey Reihen stehen. Er hält sich in der Mitten, wo er die besten Trouppen zu seiner eignen Sicherheit zusammen ziehet. In jedem Bataillon sind sechzehn Elephantenmännchen, welche hinten stehen, und deren jedes eine besondere Standarte träget. Man nimmt einige Weibchen darzu, damit sie gehorsamer sind: denn sie sind an dem Tage einer Schlacht sehr schwer zu regieren. Sie fürchten sich von Natur für dem Feuer: das Knallen der Flinten macht sie scheu: wenn sie verwundet werden, gerathen sie in Wuth, und verursachen oft in den Gliedern grosse Unordnung. Auf einem jeden von diesen Thieren reiten drey Leute. Die Kunst einen Platz ordentlich anzugreifen, mit Circumvallationslinien einzuschliessen, vermittelst eines offenen Laufgrabens, oder Untergrabung, Approschen zu machen, ist ihnen unbekannt. Sie nehmen die Städte nur durch Hunger, und am oftesten durch Verrätherey, ein. Die Kunst sie zu befestigen war ihnen, vor der Regierung des

* La Loubere, eben daselbst. Gervaise, 2c.

Chaou-Naraie, unbekannt. * Ein Franzose, mit Nahmen Charbonneau, der als Apothecker in Diensten der Mißion, und ein Ordensbruder von Sanct Lazaro gewesen war, wurde von diesem Printzen zum Kriegsbaumeister erwählet, um auf der Grentze von Pegu eine hölzerne Festung anzulegen. Der Bruder Charbonneau, welcher keine natürliche Geschicklichkeit besaß, entschuldigte sich vergebens mit seiner Unwissenheit: er müßte gehorchen, und, zur Vergeltung seiner Dienste, wurde er zum Statthalter von Jonsalam ernennet. Er hatte in diesem Amte einen andern Franzosen, mit Nahmen Billi, und welcher bey dem Ritter von Chaumont Haushofmeister gewesen war, zum Nachfolger. Uebrigens ist das Königreich Siam durch die Gebürge, welche es umgeben, durch die jährlichen Uberschwemmungen, durch die Canäle, welche es durchschneiden, durch seine Wälder, und durch seine Moräste, worüber man nicht kommen kann, von Natur also vertheidiget, daß eine geringe Anzahl fester Plätze zureichend ist. Seit der Ankunft der Franzosen, sind die beyden Schlüssel des Königreichs, Mergui und Bankok, ziemlich befestiget worden.

* La Loubere, wie oben, Floris, Joost-Schuten, rc.

§. VI.

Von der Siamschen Seemacht.

Schiffe, Galeeren, Balonen.

Die Siamsche Seemacht ist noch mittelmäßiger, als ihre Macht zu Lande. Sie bestehet aus fünf oder sechs Schiffen, und etwan aus funfzig Galeeren. Die Schiffe sind von den Chinesischen Fahrzeugen *, wovon ich an einem andern Orte geredet habe, wenig unterschieden. Man läßt sie zuweilen auf Streifereyen auslaufen: ordentlich aber sind sie zur Handlung bestimmet. Alle Officiers und Matrosen, welche auf dieser kleinen Flotte dienen, sind fremde. Man befiehlet ihnen an, die blutigen Streite zu vermeiden, und sich mit leichten Prisen zu begnügen.

Ihre Galeeren sind leichte, sehr enge und ziemlich lange Fahrzeuge, welche nur einen eintzigen Uberlauf, und höltzerne Ancker, wie die Schiffe, haben. Sie führen gemeiniglich nur sechzig Mann an Ruderknechten so wohl, als an Soldaten, welche lauter Siameser sind, und diese Dienste zur Frohne verrichten. An jedem Ruder ist nur ein Mensch, welcher stehet. Man hält sie fast gerade, weil sie so kurtz sind, daß sie das Wasser nicht erreichen würden, wenn man sie anders führen wollte. Diese Fahrzeuge entfernen

* Man sehe die Geschichte der Chineser, Seite 149. der ersten Ausgabe, und 147. der andern Ausgabe.

fernen sich niemahls von der Küste des Siamschen Meerbusens, und kreutzen nur um dieselbe herum. Das Commando darüber hat ein Officier, Calahom genannt, und man bewahret sie zu Juthia in einem Schiffszeughause, welches dem Pallaste gerade gegen über gebauet ist. Jede Galeere ist unter einer Art von einem Schoppen, worein der Fluß tritt, und welche des Nachts zugemacht wird.

Der Calahom hat auch die Aufsicht über die königlichen Balonen. Die Siameser geben diesen Nahmen kleinen Fahrzeugen, welche nur auf Flüssen fahren, und deren Bauart etwas besonderes hat. Sie sind gemeiniglich, wo sie am weitesten sind, nur eine Klafter breit: * ihre Länge ist zuweilen hundert, auch hundert und zwantzig Schuh. Das Hauptwerck des gantzen Schiffs bestehet aus einem eintzigen Baume, welchen man mit einem Eisen aushöhlt, und mit Feuer ausbrennet: man macht aber auf jeder Seite einen Rand, nebst einem sehr hohen Hinter- und Vordertheile, daran, welche gemeiniglich einen Drachen vorstellen, oder ein anderes ungeheueres Thier, dessen Kopf und Schwantz in die Höhe gekrümmet sind.

Die Ruderknechte sitzen mit kreutzweis gelegten Beinen auf kleinen Bäncken, welche quer über die Balone geleget sind. Auf jeder Banck sitzen zwey: der eine rudert zur Rechten, und der andere zur Lincken, mit der Pagay, welches eine Art von

* La Loubere, Theil 2. Cap. 5.

von einem kurtzen Ruder, das an die Balone nicht feste gemacht ist, und das man mit beyden Händen, in der Mitte und am Ende, hält. Die Ruderer kehren das Gesichte nach dem Vordertheile, an statt daß die unsern ihm den Rücken zuwenden. Die grossen Balonen, als des Königs und der Minister ihre, führen zuweilen hundert Mann, welche nach der Ordnung, als ich gesaget habe, rudern, und welche mit ihren Rudern die Flügel oder Floßfedern der ungeheuern Thiere, welche am Vorder- und Hintertheile abgebildet sind, vorzustellen scheinen. Die Pagayer singen oder schreyen nach dem Tacte, und stossen nach demselben die Ruder mit einer kräftigen, aber behenden und ungezwungenen, Bewegung der Arme und Schultern in das Wasser. Da die Last aller dieser Ruderer den Balon ziemlich beschweret, so drücket sie ihn bis an den Rand in das Wasser, und die Hineinstossung der Ruder macht eine starcke, aber angenehme, schwanckende Bewegung, welche man an dem Vorder- und Hintertheile am meisten bemercket, weil sie am höchsten sind. Auf der ersten Banck nach dem Vordertheile zu, welches daselbst in die Höhe zu laufen anfängt, ist nur ein eintziger Pagayer, der kaum daselbst sitzen kann, so enge ist der Platz. Nach ihm richten sich alle andern. Seine Pagay ist ein wenig länger, weil er höher sitzt. Der Steuermann stehet auf dem Hintertheile gerade, an dem Orte, wo es nach und nach in die Höhe lauft. Er hat eine sehr lange Pagay in seiner Hand, welche ihm statt des Steuerruders

ders dienet, und welche er an dem Rande des Balons, bald auf der rechten, bald auf der lincken Hand, gerade in das Wasser hält, ohne eine andere Bewegung zu machen.

Die gemeinen Balonen haben ein höltzern Häusgen in der Mitten, an welches man zuweilen ein Vordach machet. Es hat eine gantze Familie darinnen Raum, und viele Siameser haben keine andere Wohnung, als diese schwimmenden Häuser. Die Balonen vornehmer Personen, besonders des Königs seine, welche man Staatsbalonen nennet, haben nur einen Sitz, der bey nahe die gantze Breite einnimmt, und auf welchem nur eine Person sitzen kann. Dieser Sitz ist höher oder niedriger, nach der Würde der Personen. Wenn es ein Mandarin von der ersten Classe ist, sitzet er höher, und sein Sitz ist mit einem Himmel bedecket, welchen die Siameser Coup nennen, und welchem die Europäer den Nahmen Chirole gegeben haben. Es ist eine Art einer Hütte von Rohr, auf den Seiten offen, und mit einem rothen oder schwartzen Fürniß überzogen. Der rothe Fürniß gehöret für die Nai, oder Rottmeister von der rechten Hand, und der schwartze für die von der lincken Hand. Die Mandarinen von geringerm Range haben keine Chirole an ihrem Balon, und bedienen sich nur eines Sonnenschirms, um sich für der Luft zu beschützen.

Die Staatsbalonen haben vergoldete Chirolen, welche auf Säulen stehen, und oben viele

Zierrathen haben, die gemeiniglich, als ein rundes Dach, oder als eine Pyramide, auslaufen. Da diese Fahrzeuge, welche viel länger, als breit, sind, leicht durch das Wasser schneiden, und über dieses starck besetzet sind, so kann man leicht begreifen, wie schnell sie fortschiessen. An gewissen Ceremonientagen ist der Menan mit diesen reichen Balonen bedecket, und alle Reisende gestehen, daß dieses einer der schönsten Anblicke ist, welche man sehen kann. Wenn der königliche Balon auf dem Flusse fähret, so halten alle andern Fahrzeuge an: die vornehmsten Personen steigen von ihrem erhabenen Sitze herunter, und das gantze Schiffsvolck fällt mit ihnen zur Erde.

§. VII.

Von Geldeinkünften, von der Handlung, und von Müntzen.

Der Bediente, welchen die Siameser Pra-Clang nennen, und den die Portugiesen Barcalon genennet haben, ist hier der Oberschatzmeister. Er hat die Oberaufsicht über die Magazine, worein die Waaren geleget werden, welche der König seinen Unterthanen und den Fremden verkaufet: er nimmt die Einkünfte des Printzen ein, und er bestreitet davon die nöthigen Ausgaben des Staats. Diese Einkünfte bestehen hauptsächlich aus drey Stücken: aus den Abgaben, aus Vortheilen, welche dem Könige

von

von ungefähr zufallen, und aus dem, was die Handlung einbringet.

Die Abgaben sind nach folgender Anlage eingerichtet:

1. Von vierzig Klaftern ins gevierte Ackerfeld jährlich einen **Mayon**, oder den vierten Theil eines Ticals: Doch an den Orten, wo Tchaou-**Mevangs**, oder erbliche Vicekönige, sind, theilen diese Statthalter die Einkünfte mit dem Könige, und oft behalten sie dieselben so gar gantz.

2. Von den Balonen für jede Klafter in die Länge einen Tical, oder ungefähr funfzehn Groschen. Das ist eine Art von Zoll, welcher an gewissen Orten des Flusses von allen Fahrzeugen erhoben wird. Alles, was zur See aus- und eingehet, bezahlet eine andere Abgabe. Das Schiff muß, nach Beschaffenheit seiner Grösse, auch etwas für sich geben.

3. Einen Tical von jeden Ofen zum Arrak, oder Reißbrandweinbrennen. Diejenigen, welche dieses Geträncke ausschencken, bezahlen jährlich gleichfals einen Tical.

4. Man erhebet andere besondere Abgaben von gewissen Bäumen: zwey **Mayons** für jeden Baum, der die Frucht **Durion** trägt, welche eine Frucht des Landes ist; einen Tical für jede Betelstaude; von jedem Arekabaume sechs Nüsse in natura; einen halben Tical von jedem Cocosbaum, und einen Tical für jeden Pommeranzen- Mangol- Mangustan- und Pimentbaum.

Auf

Auf die Pfefferbäume hat man keine Abgaben geleget, weil man nicht lange angefangen hat, sie zu pflantzen, und weil man ihre Fortpflantzung möglichst zu befördern suchet. Man versichert, daß alle Einkünfte der Könige von Siam sich ehemahls nicht höher, als dreymahl hundert tausend Thaler am Gelde, beliefen, und daß sie, seit der Regierung des Chaou-Naraie, fast noch einmahl so hoch gestiegen sind.

Die ausserordentlichen Einkünfte bestehen in den eingezogenen Güthern und Geldstrafen; in Geschencken, die der Printz von seinen Unterthanen und von den Fremden bekommt; in Schenckungen, welche ihm seine Bediente bey ihrem Tode machen, oder in dem, was er von ihrer Erbschaft zurück behält; in den ausserordentlichen Anlagen, die er bey gewissen Gelegenheiten aufleget, als bey Ankunft eines fremden Gesandten, zu Erbauung einer Festung, zum Kriege und zu andern unvermutheten Ausgaben. Man kann hierunter gleichfals dasjenige zählen, was der Printz für die Befreyung von Frohndiensten erhält. Jeder freyer Unterthan muß sechs Monath lang Dienste thun, und das eintzige Mittel sich dem allgemeinen Gesetze zu entziehen ist, daß man der Schatzkammer zwölf oder funfzehn Ticals bezahlet. In einigen Cantons verwandelt man diese Dienste in Lieferungen von Eßwaaren, oder von Waaren des Landes: als Reiß und andere Körner, Sapan- und Aloeholtz, Thierhäute, Elfenbein und andere Sachen von dieser

Art. Die Handlung ist die dritte Quelle der Reichthümer dieses Monarchen. Diese nützliche Profeßion, welche bey uns für niedrig gehalten, und Leuten von geringen Stande überlassen wird, wird zu Siam von den Printzen und Königen getrieben: sie ist ihnen so angenehm, daß sie hier fast keine Privatperson mehr treiben darf. Der König hat nicht nur Niederlagen, wo er seine Waaren im ganzen verkaufen läßt, sondern auch besondere Buden, worinne sie auf den Märckten einzeln verkaufet werden. Die Königin und die andern Prinzeßinnen haben auch Factoreyen; und la Loubere erzählet, daß zu der Zeit, als er in Siam war, ein kleiner Streit bey Hofe war, weil der König, des alten Herkommens ungeachtet, seiner Tochter verbiethen wollte, Handlung zur See zu treiben.

Die Könige von Siam haben die ganze auswärtige Handlung an sich gezogen, und theilen mit ihren Unterthanen den Handel, der innerhalb des Königreichs getrieben wird, doch so, daß sie sich den Vertrieb derjenigen Waaren, welche den meisten Vortheil bringen, allein vorbehalten haben. Die vornehmste Handlung wird mit baumwollenen Zeugen getrieben, und die Königlichen Packhäuser sind beständig überflüßig damit versehen. Man versahe sie ehemahls nur alle zehn Jahr, und wenn nichts mehr darinnen war, so hatten alle Privatpersonen Freyheit ihre Zeuge zu verkaufen. Heut zu Tage hat der König in seinen Packhäusern allemahl mehr davon, als er ver-

verkaufen kann, und es geschieht so gar, daß, um ihren Abgang grösser zu machen, er seine Unterthanen zwingt, die Kinder vor dem gewöhnlichen Alter zu kleiden.

Der Hof von Siam lieferte vor Alters allein allen Cattun den Königreichen Laos und andern benachbarten Staaten; seit dem aber die Holländer in diese Länder gekommen sind, haben sich die Sachen geändert. Die Fremden können den Calin, das Elfenbein, das Bley, den Salpeter, das Sapanholz, und den Areka nirgends anders, als in den Königlichen Packhäusern, kaufen. Der Handel mit Thierhäuten gehöret auch dem Könige, welcher sich durch einen Tractat verpflichtet hat, sie an niemand, als an die Holländer, zu verkaufen; die Siameser aber schlagen viele unter, welche sie heimlich und wohlfeiler verkaufen. Der Schwefel, das Schießpulver und Gewehr sind gleichfals privilegirte Waaren, deren Verkaufung allein dem Prinzen gehöret, auch so gar in dem innersten Königreiche.

Diejenigen Waaren, womit man freye Handlung treiben darf, sind Reiß, Fische, Saltz, Zucker, Ambra, Eisen, Kupfer, Wachs, Fürniß, Perlmutter, Gummigutti, Weyhrauch, Oehl, Cocosnüsse, Zimmet, Seeblumen, Caßien, Tamarinden, und andere inländische und ausländische Waaren. Jedermann kann auch jagen und fischen, und dieses ist die vornehmste Zuflucht dieses Volkes, welches nicht arbeitsam genung ist, sich auf mechanische Künste zu legen, und zu arm Handlung zu treiben.

Man hält hier nur des Abends, von fünf bis neun Uhr, Markt. * Dieses Volk ist so ehrlich, daß der Käufer nicht einmahl die Waare, welche man ihm liefert, noch der Verkäufer das Geld, welches er dafür bekommt, zählet. Die Siameser verwunderten sich, als sie sahen, daß die Franzosen die geringsten Sachen mit einer ausserordentlichen Vorsicht kauften. Dieses Mistrauen schien ihnen beleidigend.

Die Zeuge werden hier nach den Armen gemessen, und nicht mit der Elle, welche in Siam ein unbekanntes Werkzeug ist. Der Cocosnüsse bedienen sie sich, die Körner und flüßigen Sachen zu messen. Weil sie an Grösse einander nicht gleich sind, so hat ein jeder sein eigenes, in welches er weiß, wie viel hinein gehet, und darnach richtet man sich im Einkaufe. Inzwischen ist für die Körner ein anderes Maaß, Sat genannt, welches wie ein Scheffel gemacht ist, und zu den flüßigen Sachen eine Art einer Kanne, Canan genannt. Da aber kein Gesetz ist, welches die Grösse dieser Maasse bestimmet, so bedienen sich die Käufer lieber ihrer Cocosnüsse. Vierzig Sat machen einen Seste, und vierzig Seste einen Cohi. Der Seste Reiß wieget, nach Gervaise Vorgeben, hundert Catis, oder zwey hundert fünf und zwanzig unserer Pfund. Da aber alle diese Maasse an sich selber nicht gleich sind, so ist es nicht möglich, sie in einer genauen Richtigkeit mit den unsern zu vergleichen.

Ihre

* La Loubere, Theil 2, Cap. 15.

Ihre Wagen sind nicht richtiger. Man brauchet gemeiniglich kein ander Gewichte, als Stücken Geld, welche oft falsch, oder verringert sind.

Die meisten Siamschen Münzen sind von Silber, von einerley Gestalt, und haben einerley Gepräge, aber dem Gewichte nach sind sie unterschieden. Aus Gold und Kupfer schlägt man hier kein Geld: das Gold ist eine Waare, und ist zwölf mahl so viel, als Silber, werth. Sie gleichen an Gestalt einer kleinen Walze, welche auf der einen Seite rund ist, und auf der andern sich in zwey Kugeln theilet, die durch einen Spalt von einander unterschieden sind. * Sie haben in der Mitte über dem Spalte ein doppeltes Gepräge. Das eine stellet ein Herz vor, und das andere einen Ring. Man unterscheidet vier Arten von Geldstücken, den Tical, welcher, nach Gervaise Meynung, ungefähr zwölf Groschen, neun Pfennige, und, nach La Loubere Rechnung, funfzehn Groschen, beträgt: Den **Mayon** oder Selunge, welcher einen Viertheltical gilt, den Fouang, der ein halber Mayon am Werthe ist, und die Sompaie, welche einen halben Fouang ausmachet.

In einigen entfernten Provinzen bedienet man sich einer zinnernen Münze, welche rund und flach ist, und vier Zoll im Durchschnitte hat. Ihr Gepräge stellet Vögel, Drachen, und andere

 Sachen,

* La Loubere, eben daselbst. Gervaise, Theil 2. Cap. 14.

Sachen, vor. La Loubere wollte die Erklärung dieser Figuren wissen, er konnte aber von allen Personen des Landes, welche er darum fragte, nichts erfahren.

Es giebt eine andere Scheidemünze, die im Handel sehr gangbar ist, und die aus kleinen Muscheln, welche die Europäer Coris, und die Siameser Bia, nennen, bestehet. Man bekommt sie von den Maldivischen und Philippinischen Inseln. Der Gebrauch dieser Münze erstrecket sich durch ganz Indien, und bis auf die mittäglichen Küsten von Africa. Ihr Werth ist so geringe, daß acht hundert Coris nur einen Fouang, das ist, etwan zwey Groschen, nach unserer Münze, ausmachen.

§. VIII.

Von dem Könige, seinen Weibern, und dem Befehlshaber des innern Pallasts.

Der König von Siam ist unter den Prinzen, welche in der Halbinsel Indiens regieren, der mächtigste. Seine Unterthanen haben für seine Person eine unendlich grosse Verehrung, und erweisen ihm Ehrenbezeigungen, welche der Anbethung gleich kommen. Sein Pallast wird für einen geheiligten Ort gehalten. Niemand gehet hinein, ohne sich auf die Erde niederzuwer-

fen.

sen. Wenn ein Fahrzeug vor dem Prassat * vorbey fähret, müssen die Pagayer so sachte rudern, daß man sie nicht höret. ** Als der Pater Tachard eines Tags in dem Balon eines Mandarins war, kamen die Ruderer, welche dem Strohme nachfuhren, dem Pallaste ein wenig zu nahe: den Augenblick wurden sie von einem Hagel von Erbsen, welche die Wache aus ihren Blaseröhren auf sie schossen, bedecket, welches sie nöthigte, sich zu entfernen. Der Bediente, welcher an dem Thore stehet, machet niemahls auf, ohne daß er es dem Mandarin, welcher in dem ersten Hofe befiehlet, zuvor meldet. Diejenigen, welche hinein gehen wollen, werden entwafnet, und durchsuchet: man untersuchet so gar ihren Athem, und wenn sie Arrak getrunken haben, schicket man sie wieder fort, aus Furcht, ihre Gegenwart möchte diesen geheiligten Ort entweyhen.

*** Ein tiefes Stillschweigen herrschet in dem innern des Pallasts, und an allen Orten, welche ihn umgeben. Ob er gleich mit vielen Soldaten besetzet ist, und eine grosse Menge Mandarinen und Ministers daselbst zusammen kommen, höret man doch nicht das geringste Geräusch, und man sollte diesen Ort für eine abgelegene Einödde halten. Die Befehle werden so gar nicht mündlich ausgegeben. Ein Mandarin,

* Dieses Wort bedeutet, nach Uliets Vorgeben, einen Thron.

** Tachard, andere Reise.

*** La Loubere, Theil 3. Cap. 12.

welcher die Augen beständig auf den König gerichtet hat, erkennet seinen Willen an gewissen festgesetzten Zeichen, und giebt sie den Bedienten, die draussen sind, durch andere Zeichen zu erkennen. Sein Amt ist eins der ansehnlichsten im Königreiche, und er ist, wie man sagt, der einzige Mandarin, welcher das Recht hat, vor dem Könige zu erscheinen, ohne niederzufallen. Die Hofleute, welche am meisten in Gnaden stehen, kommen dem Prinzen niemahls sehr nahe: es ist viel, wenn er sie würdiget, sich ihnen an einem Fenster des Pallastes zu zeigen. Er empfängt die Abgesandten nicht anders. Er redet sehr kurz mit ihnen von einem erhabnen Orte, und allezeit mit einerley Worten. Man wiederholte von Wort zu Wort dem La Loubere und dem Ceberet, was dem Ritter von Chaumont, und einige Zeit darauf, dem Bischoff von Heliopolis, war gesaget worden.

Alles, was in dem Prassat vorgehet, ist ein tiefes Geheimniß. Es ist ein Verbrechen, wenn man von dem Könige redet, und so gar, wenn man nur seinen Nahmen ausspricht. Ein Mißionarius,* welcher von diesem Gebrauche nicht unterrichtet war, erkundigte sich eines Tags nach der Gesundheit des Königes. Ein jeder schien über die Frage erstaunet, und niemand antwortete ihm. Der Mißionarius, welcher glaubte, daß er sich nicht recht ausgedrucket hätte, erklärte seine Meynung Portugisisch durch einen Dollmetscher:

* Der Pater Tachard, andere Reise, Buch 4.

metscher: er konnte aber von den Siamesern, welche sich einander ansahen, und ein ausserordentliches Erstaunen bezeigten, keine Antwort bekommen. Einige Tage darauf wurde ihm dieses Räthsel erkläret. Der Herr Phaulkon sagte ihm, daß man sich über seine Fragen geärgert hätte, weil sie der Gewohnheit des Landes zuwider wären, wo es ein Verbrechen der beleidigten Majestät ist, wenn man von dem Könige redet. Er fügte hinzu, daß wenig Leute den Nahmen des regierenden Prinzen wissen, und daß diejenigen, welche ihn wissen, ihn nicht aussprechen dürfen; daß übrigens dieser Zwang nur so lange, als der Prinz lebet, statt hat, und daß man sich nach seinem Tode kein Gewissen daraus machet, von ihm zu reden, und seinen Nahmen jedermann zu sagen.

Man kann von der traurigen Lebensart eines solchen Hofs urtheilen. Die Gegenwart des Prinzen, an statt daß sie diesen Aufenthalt freudig machen sollte, breitet daselbst nur Zwang und Schrecken aus. Die Hofleute erscheinen niemahls vor ihm, als in einer kriechenden Stellung; die Wache ist beständig aufmerksam, und bey dem geringsten Zeichen siehet man Millionen Leute niederfallen, wenn auch gleich der Prinz nicht zu sehen ist: Es ist genung, wenn er hinter einem Gitter verborgen, einen Blick auf die Höfe und auf die Gärten wirft. Die Frauenzimmer kommen nicht in den Prassat, ausgenommen diejenigen, deren trauriges Schicksal sie bestimmet,

met, zu dem Vergnügen des Monarchen zu dienen, und in einem Serail eingeschlossen zu seyn, woraus sie niemahls kommen.

Diese Prinzen leben in einer beständigen Unruhe, und sind beständig wider ihre Unterthanen auf der Huth. Ihr Pallast zu Juthia ist mit einer dreyfachen Mauer umgeben; und der zu Louvo ist mit Fußangeln, welche eine zwiefache Reihe von Spitzen haben, vertheidiget. * Das Handwerk eines Angebers wird nicht nur von der Regierung gebilliget, sondern es ist auch bey Lebensstrafe einem jeden anbefohlen. Also wird jede besondere Handlung, die den Prinz angehen kann, ganz gewiß demselben hinterbracht, wenn sie zwey Zeugen gesehen haben, und ein jeder eilet den Urheber anzugeben, aus Furcht, man möchte ihm zuvor kommen. Wenn die Anklage nicht recht bewiesen wird, wirft man, in Gegenwart des Prinzen, welcher in der Ungewißheit lieber den unschuldigen mit dem schuldigen verderben, als ein Verbrechen ungestraft lassen will, den Ankläger und den Angeklagten den Tygern vor.

Die Könige von Siam zeigen sich selten öffentlich, und wenn sie sich zeigen, so geschiehet es allemahl mit einer Grösse, welche Furcht einjaget. Ihre ordentliche Leibwache, welche sehr zahlreich ist, begleitet sie überall, und man verstärket sie zuweilen, indem man die Sclaven des Pallasts, und die Bedienten der vornehmsten Officiers, be-

* La Loubere, Theil 3. Cap. 14.

bewafnet. Ein jeder Soldat von dieser Begleitung hat eine Flinte, einen Bogen, eine Lanze, und eine hölzerne Sturmhaube. Verschiedene haben eine Trompete und eine kleine Trommel in den Händen, welche sie weder blasen noch rühren. Ihre Kleidung bestehet aus einem Hemde von Musselin, welches roth gefärbet ist. Ein Theil davon gehet zu Fusse vorne an, mit Stöcken oder Blaseröhren, welche sie mit Erbsen anfüllen, um das Volk abzuhalten. Wenn der Prinz erscheinet, fällt ein jeder nieder, ohne daß er sich unterstehet, ihm in das Gesicht zu sehen. Die Europäer verbergen sich, und man giebt ihnen Nachricht, daß sie seine Begegnung vermeiden können.

Der Grundsatz dieser tyrannischen Regierungsart ist, jedermann durch diesen stolzen Aufzug zu verblenden, und dem gemeinen Volke zu überreden, daß die Könige über die Menschlichkeit erhaben sind. Die Unterthanen werden als verächtliche Sclaven gehalten, und kennen in der That keine andere Empfindung, als die Furcht. Sie nehmen an der Erhaltung ihres Oberherrn nicht nur wenig Theil, sondern sie sehen auch die Veränderungen, welche in dem Staate vorgehen, mit Vergnügen. Weil sie unter der Unterdrückung seufzen, so glauben sie unter einer neuen Regierung einige Linderung ihres Elendes zu finden. Dieses Land ist ein Schauplatz von beständigen Veränderungen.

La Loubere hat die Schwäche einer solchen Regierungsart sehr wohl eingesehen: Der Despo-

spotismus, worauf sie sich gründet, ist die Ursache seines Umsturzes. Die Gewalt ist bey einem einzigen Menschen auf eine solche Art beysammen, daß derjenige, welcher nach der Königlichen Würde strebet, nur einen Schritt zu thun hat, um zu derselben zu gelangen. In wohl eingerichteten Königreichen, wo der Prinz vielen Ministern einen Theil seiner Gewalt überlässet, und besonders einer immerwährenden Gesellschaft von Obrigkeitlichen Personen *, ist es das Gegentheil. Diejenigen, welchen er dieselbe anvertrauet, finden ihren Vortheil dabey, sie zu erhalten; das Joch scheinet dem Volke leichter, und die Gewalt des Prinzen ruhet auf einem festen Grunde. Der Despotismus aber, welcher in Siam, und an den meisten andern Asiatischen Höfen, eingeführet ist, machet das Schicksal des Prinzen und der Unterthanen gleich ungewiß; benimmt dem Monarchen seine natürliche Vertheidigung, indem er seinen Nutzen von dem Nutzen seines Volks trennet, und erniedriget die königliche Würde, unter dem Vorwand ihre Gerechtsame zu vermehren. Diese vortreflichen Anmerkungen hat La Loubere gemacht.

Der Dienst in dem innern Pallast wird von Edelknaben, Mahatlek genannt, von verschnittenen und jungen Mädchen, verrichtet. Der Mahatlek sind vier und vierzig an der Zahl, und halten sich in einem Saale auf, welcher an das Zimmer

* La Loubere, eben daselbst.

Zimmer des Königs stößt. Man theilet sie in vier gleiche Rotten, zwey von der rechten Hand, und zwey von der linken Hand; das heißt, daß einige in dem Saale auf der rechten Seite des Königs nieder fallen, und die andern auf der linken. Der König giebt ihnen, wenn er sie in seine Dienste nimmt, einen Nahmen, welches mit den meisten Bedienten des Pallasts, und so gar mit den Pferden und Elephanten der königlichen Ställe, welche man deswegen **Elephanten und Pferde von Nahmen** nennet *, geschiehet. Die Mahatlek empfangen die Befehle unmittelbar von dem Könige, und überbringen sie den äussern Edelknaben, welche in dem Vorgebäude oder in den Höfen stehen. Diese werden Caloang genennet: ihre Anzahl ist ansehnlich; sie bekommen aber ihre Nahmen nicht von dem König. Die inneren Edelknaben haben andere ordentliche Verrichtungen. Einige besorgen die Waffen und Bücher des Monarchen; andere reichen ihm den Betel; einige verwalten das Amt eines Lesers. Man versichert, daß Chaou-Naraie an den Europäischen Büchern einen sonderbaren Geschmack hatte, und daß er das Leben Alexanders des grossen, und andere Geschichte, in die Siamsche Sprache habe übersetzen lassen.

Die Anzahl der Verschnittenen ist geringe. Sie stehen unter dem Befehl der Königin, welche die Macht hat, sie bestrafen zu lassen. Sie hat eben

* Eben derselbe, eben daselbst, Cap. 12.

eben die Gewalt über die königlichen Kebsweiber, und über die Bedienten weiblichen Geschlechts.

Diese letzteren verrichten in dem Pallaste die vornehmsten Dienste. Sie allein haben das Recht, frey in das Zimmer des Königs hinein zu gehen: so gar die Verschnittenen können ohne Befehl sich demselben nicht nähern. Sie machen das Bette des Königs, sie kleiden ihn an, sie bereiten ihn das Mittagsessen, sie bedienen ihn bey Tische. La Loubere merket an, daß die Mädchen, welche ihn ankleiden, niemals seinen Kopf berühren, und daß diejenigen, welche kochen, das Salz und Gewürze, das sie brauchen, abwiegen, aus Furcht, sich in dem Maasse zu betriegen. Diese Mädchen, welche zur Bedienung gebraucht werden, nimmt man aus der Bürgerschaft. Man nimmt die artigsten weg, und ihre Anverwandten haben keine Hofnung, sie wieder zu sehen. Einige, um dieser Gewaltthätigkeit zu entgehen, vertragen sich mit dem Oya Meen, welcher die Sorge auf sich hat, den Pallast und das Serail mit Sclavinnen zu versehen. Dieser Bediente misbrauchet die Gewalt, welche ihm sein Amt giebt, um die reichen Leute um das Geld zu bringen, und meistentheils nehmen sie die Mädchen nur in der Absicht hinweg, damit sie wieder ausgelöset werden sollen.

Der König hat eilf Weiber, deren vornehmste den Titel der Königin hat. Die Anzahl seiner Kebsweiber ist nicht bestimmet. Diese Asiater verbinden mit der Menge der Sultaninnen einen

Ge-

Gedanken von Pracht und Grösse. Die Siamesen schienen erstaunet, daß ein so grosser Prinz, als der König von Frankreich, nur eine Frau, und keine Elephanten, hätte. Die Königin hat ihre Hofbediente, ihre Mädchen, welche sie bedienen, ihre Verschnittenen, ihre Balonen, und ihre Elephanten. Wenn sie in ihrer Balone spatzieren fährt, oder auf einem Elephanten sitzt, ist sie in einem Sitze, welcher mit Gittern, oder mit Vorhängen von dünnen Zeuge, vermachet ist, wodurch sie sehen kann, ohne daß sie gesehen wird.

Die Gesetze des Königreichs bestimmen die männlichen Kinder von der ersten Gemahlin des Monarchen zur Thronfolge, nach der Ordnung ihrer Geburth, woferne sie in dem Alter sind, zu regieren. Wenn sie zu jung sind, gehöret dem ältesten von ihren Brüdern der Thron. Die Töchter sollen niemahls den Thron besteigen. Diese Gesetze aber werden so oft gebrochen, daß man sagen kann, daß die Siameser hierinnen kein gewisses Gesetze haben. Das Volk ziehet fast gemeiniglich den ältesten unter den Prinzen vor, ohne zu untersuchen, von welcher Mutter er gebohren ist, und die Könige selbst bringen täglich ihre rechtmäßigen Kinder um die Crone, indem sie den Sohn eines geliebten Kebsweibes auf den Thron setzen.

Achter

Achter Abschnitt.

Von der Gelehrsamkeit, den Künsten und Wissenschaften der Siameser.

§. 1.

Von der Siamschen Sprache.

* Die Siamsche Sprache hat wegen ihrer verschiedenen Flexionen, und der vielen einsylbigten Wörter, woraus sie bestehet, mit der Chinesischen einige Gleichheit. Ihr Alphabet bestehet aus sieben und dreysig Consonanten, und aus einer noch grösserern Anzahl Vocalen und Diphtongen. Viele von diesen Buchstaben sind nur, dem Accente, und den fast unvermerklichen Veränderungen der Stimme nach, unterschieden. Zum Exempel, die fünf ersten Siamschen Buchstaben, *Ko, Kho, Khó, Khò, Khoo*, drucken nur ein stärkeres oder gelinderes *K* aus. Man kann von den Buchstaben *Cho, Chó, Chò, Choo;* von diesen, *To Thó Thò, Thoo*, und von diesen andern, *So, Só, Sò*, eben dieses sagen: Diese eilf Consonantes könnten auf dreye herunter gesetzet werden.

Gewisse Vocale werden vor, andere nach, einige über, andere unter die Consonante gesetzet. Sie mögen aber stehen, wie sie wollen, so spricht man

* La Loubere, Theil 2. Seite 92. und folgende.

man sie allezeit nach dem Consonante aus. La Loubere muthmaßet sehr vernünftig, daß die Siameser anfänglich, wie die Hebräer, ohne Vocale geschrieben haben, und daß sie dieselben, nachdem sie sie angenommen, mit fremden Zügen angedeutet, welche gemeiniglich ausser der Ordnung der Consonante, wie die Hebräischen Punkte, gesetzet werden.

Die Europäer haben viel Mühe, die Buchstaben der Siameser in ihrer Sprache auszudrücken; und von zehn Worten, die mit unsern Buchstaben geschrieben, und von einem Franzosen ausgesprochen werden, findet sich kaum eins darunter, welches die Leute des Landes erkennen, man mag sich auch noch so viele Mühe geben, unsere Rechtschreibung nach ihrer Aussprache einzurichten. Doch haben die Siameser unser R, welches die Chineser nicht haben, unser W, unser H, unser lautes E, welches niemahls verschlungen wird, und das A, welches sie, wie wir, in den Endsylben, und in der Mitte eines Worts, wie ein stummes E, aussprechen. Sie haben unser ů nicht, welches bey den Chinesern im Gebrauch ist.

Ihre Aussprache ist gelinde, und hat so gar etwas weichliches. Sie fahren geschwinde über die Consonante hinweg, besonders über diejenigen, welche sich am Ende der Wörter befinden; sie sprechen sie niemahls ganz aus. Die Aussprache eines B ist so gelinde, daß man es kaum merket.

Die Nomina und Pronomina werden nicht decliniret, und haben keinen Artickel, den Unterscheid des Genius und der Casus anzudeuten. Wenn zwey Substantiva auf einander folgen, so ist das andere im Genitivo. Das Nomen wird allezeit vor das Verbum gesetzet, das Verbum vor die Wörter, welche es regieret, und das Substantivum vor das Adjectivum. In dieser Sprache ist keine Versetzung der Wörter: sie hat weder Genera noch Numeros: Die Verba haben nur einen Modum, welcher mit unserm Infinitivo übereinkommt, und nicht conjugiret wird. Die Numeros und die Tempora zu unterscheiden, brauchet man gewisse Partickeln, welche man bald vor, bald nach die Verba setzet. Es ist nicht leicht eine ärmere, und an Redensarten weniger reiche Sprache. Es fehlet den Siamesern an einzeln Worten, um eine Menge Sachen auszudrücken, und sie müssen ihre Zuflucht zu Umschreibungen nehmen. Sie nennen die Lippen **Licht des Mundes**, die Blumen **Ehre des Holzes**, die Flüsse **Mütter der Wasser**: sie sagen **ein Kopf von einem Diamant**, an statt ein Diamant, **eine Person von einem Menschen** für ein Mensch, **ein Leib von einem Ochsen** für ein Ochs.

Die gelehrten und vornehmen Leute haben eine besondere Sprache, **Bali** genannt. Man bedienet sich besonders derselben in den Büchern, welche von der Religion und der Rechtsgelahrheit handeln. Diese Sprache hat drey und dreyßig

Con-

Consonante, und eine grosse Menge Vocale. Man giebt vor, daß sie mit einer Sprache, die man auf der Küste von Coromandel redet, einige Gleichheit habe. Das Balische hat seine Declinationen, seine Conjugationen und seine abstammenden Wörter, welches der gemeinen Siamschen Sprache fehlet. Beyde Sprachen werden von der Linken zur Rechten geschrieben, wie die Europäischen, worinnen sie von den meisten Asiatischen Mundarten unterschieden sind, welche von der Rechten zur Linken geschrieben werden.

§. II.

Erziehung der Kinder. Wissenschaften der Siameser.

Die meisten Siamschen Kinder werden in den Klöstern der Talapoinen erzogen. Man thut sie im siebenden oder achten Jahre hinein, und sie tragen das Ordenskleid, aber ohne einiges Gelübde zu thun. Sie werden nicht von den Mönchen, sondern von ihren Anverwandten ernehret. Diese kleinen Mönche werden Nen genennet. Nach dem Lesen und Schreiben, ist die Rechenkunst das erste, was man sie lehret. Die Grundregeln dieser Wissenschaft sind bey den Siamesern beynahe eben diejenigen, als bey uns, und* man behauptet, daß ihre Zahlen denjenigen, welche

* La Loubere, Theil 2. Seite 110.

che man auf einigen alten Arabischen Schaumünzen findet, gleichen. Sie haben zehn Zeichen oder Grundzahlen, welche sie, wie wir, von der Rechten zur Linken setzen: ihre Null ist wie die unsere gestaltet, und gilt eben dasselbe, nimmt auch eben die Stelle ein.

Wenn die Kinder in diesen ersten Dingen unterrichtet sind, lehret man ihnen die Regeln der Balischen Sprache, damit sie die Bücher von der Weltweißheit und Religion verstehen lernen. Ihre Weltweißheit bestehet aus der Sittenlehre, deren Grundsätze, welche zur wechselsweisen Erhaltung der Gesellschaften nöthig sind, beynahe bey jedem Volke einerley sind. *

Ihre Begriffe von dem Weltgebäude werden unsern Weltweisen sehr abgeschmackt scheinen. Sie glauben, daß die Erde viereckigt ist, und daß das Firmament gerade über derselben, wie eine gläserne Glocke über einem Mistbeete, ist. Sie theilen sie in vier bewohnbare Gegenden ein, die aber durch weite Meere, welche vier verschiedene Welten daraus machen, von einander getrennet sind. Sie geben vor, daß in der Mitte von diesen vier Gegenden ein grosser Berg ist, welcher die Gestalt einer gleichseitigen Pyramide hat. Von der Erde bis an den Gipfel dieses Bergs rechnen sie vier und achtzig tausend Jods, acht tausend Klaftern jeder Jod, und geben ihm in die Tiefe eben diese Grösse. Sie zählen von jeder Seite der Pyramide bis zu einer jeden von den

* Eben derselbe, Theil I. Cap. II. und folgende.

den vier Welten, wovon sie der Mittelpunkt ist, eben so viel Jods. Sie setzen die unsere gegen Mittag des Berges, um welchen, wie sie sagen, die Sonne, der Mond und die andern Gestirne herumlaufen. Sie setzen einen ersten Himmel, mit Nahmen Intratiracha, darüber, und über diesen noch einen andern, welcher die Wohnung der Seeligen ist.

Der Lauf des Mondes bestimmet das Siamsche Jahr, welches gemeiniglich mit dem Neumond des Christmonaths, und zuweilen mit dem Neumond des Novembers, angehet. In den Schaltjahren, welche alle fünf Jahr einfallen, schieben sie einen Monath ein, welches geschiehet, indem sie den achten Mond zweymahl zählen. * Ihre gemeinen Jahre haben zwölf Monathe, welche in Wochen eingetheilet sind, deren Tage den Nahmen der sieben Planeten, nach eben der Ordnung, welche wir beobachten, haben. Tag und Nacht ist hier, fast das ganze Jahr hindurch, einander gleich. Ihre Monathe haben keine besonderen Nahmen, und werden nur der Zahl nach unterschieden. Der natürliche Tag wird in sechs gleiche Theile eingetheilet, welche man Jam nennet, und jeder Jam wird wieder in vier andere Theile, Toum genannt, eingetheilet. Es wird in Siam sechs Stunden eher Tag, als in Paris.

Vor der Regierung des Chaou-Naraie, hatten die Siameser eine Art von Zeitlauf, der zwölf

* Gervaise, Theil 2, Cap. 14.

Jahr in sich begriff, wovon sie einem jeden einen besondern Nahmen gaben, welche eben die Nahmen der Zeichen des Thierkreisses waren. Diese Nahmen waren, die Ratte, die Kuh, der Tyger, der Topf, die Schlange, der Scorpion, das Pferd, die Gemse, der Affe, der Hahn, der Hund, und das Schwein. Wenn diese zwölf Jahre verlaufen waren, fingen sie einen andern Zeitlauf an. Als der Herr Phaulkon wahrnahm, daß diese Art zu rechnen in den öffentlichen Denkschriften Verwirrung verursachte, brachte er es bey dem Prinzen dahin, daß er sie abschaffte.

Den Siamesern ist der Gebrauch der Uhren mit Rädern unbekannt. La Loubere thut nur einer Wasseruhr, deren man sich in dem Pallaste bedienet, Meldung. Sie bestehet aus einem kleinen Gefäß von sehr dünnen Kupfer, auf dessen Boden ein fast unvermerkliches Loch ist. Man tauchet es ins Wasser, und wenn es zu Grunde fällt, ist eine von ihren Stunden vorbey. Die Stunden des Nachts werden eben also abgemessen, und bey jedem Anfange einer Stunde schlägt die Wache an kupferne Becken.

Der König hat einige Mahometanische Sternmesser in seinen Diensten. Sie können die Finsternissen vorher sagen; es fehlet ihren Rechnungen aber allemahl an einer gewissen genauen Richtigkeit. Die Siameser haben in Ansehung dieser Himmelszeichen eben die Vorurtheile, welche ihre Nachbarn haben. Sie glauben, daß

die

die Finsternissen durch die Bosheit eines Drachen entstehen, welcher die Sonne und den Mond verschlinget, und sie hernach wieder auswirft, wodurch sie wieder hervor kommen. Wenn man ihnen einwirft, daß die Mathematiker so gar den Augenblick, die Grösse und die Währung der Finsterniß vorher sagen, so antworten sie ruhig,* daß der Drache abgemessene Schritte habe, und daß diejenigen, welche seinen Gang ausgeforschet haben, die Stunde und das Maaß seiner Begierde kennen.

Ihre Arzneykunst ist sehr unvollkommen, und bestehet aus einer kleinen Anzahl sehr einfältigen Mittel, welche sie von ihren Vorfahren gelernet haben, und welche sie, auf Gerathewohl, bey gewissen Krankheiten gebrauchen, ohne auf die besondern Zufälle dabey Achtung zu geben.

Einer von den Gebräuchen der Siamschen Aerzte ist, daß sie auf dem Leibe des Kranken mit Füssen herum treten, um die Theile gelinde und schlaff zu machen.** Man versichert, daß die Weiber, so gar in ihrer Schwangerschaft, eben diese Operation an sich vornehmen lassen, um sich eine leichtere Niederkunft zu verschaffen. Ihre Arzneyen bereiten sie aus Mineralien und Kräutern: sie brauchen einige von unsern Abführungsmitteln, und den Gebrauch der Quinquina haben sie von den Europäern gelernet. Der Gebrauch des Schröpfens und der Blutegel ist

 ihnen

* Tachard, erste Reise, Buch 5.

** La Loubere, wie oben, Cap. 10.

ihnen bekannt: sie bedienen sich des Aderlassens, des Trepanierens, und anderer chirurgischen Operationen; sie sind aber genöthiget, bey diesen Gelegenheiten die Hülfe der Europäer zu gebrauchen. Uberhaupt sind alle ihre Arzneymittel sehr hitzig, und es scheinet, daß diejenigen, welche die natürliche Wärme zusammen halten, oder vermehren, ihrer Leibesbeschaffenheit am zuträglichsten sind. Sie baden sich inzwischen bey dem Fieber, und bey allen andern Krankheiten. Ihre Kranken geniessen sonst nichts, als sehr dünne Reißsuppe; man verbiethet ihnen die Fleischbrühe, welche überhaupt in Siam sehr ungesund ist, weil sie den Magen allzu schlaff machet. Wenn man gesund ist, erlauben die Aerzte Schweinefleisch zu essen, welches hier sehr leicht zu verdauen ist.

Der Abscheu, welchen sie für todte Cörper haben, und die Gewohnheit, welche man hat, sie zu verbrennen, erlaubet ihnen nicht, einige anatomische Untersuchung anzustellen. Sie sind also, in Ansehung dieses, von einer sehr grossen Unwissenheit. Die Geheimnisse der Chimie sind ihnen eben so unbekannt, ob sie gleich diese Wissenschaft heftig lieben, und eine grosse Menge fremder Marktschreyer zu Siam haben, welche die Leichtgläubigkeit dieses Volks täglich misbrauchen. Der Vater des Chaou-Naraie verwendete, wie man sagt, vergeblich zwey Millionen auf das Goldmachen.

Obgleich die Siameser weit mäßiger leben, als wir, so leben sie doch nicht länger, und sind

des-

deswegen einer grossen Menge von Krankheiten nicht weniger unterworfen. Die gemeinsten sind die Rotheruhr, die hitzigen Fieber, die Brustflüsse und der Schnupfen, die Geschwüre von allen Arten, und die Rose. Diese letzte Krankheit ist hier eine ansteckende Seuche, wovon fast niemand befreyet ist: das Zipperlein aber, der Schlag, die hinfallende Sucht, die Kolick, und die Wassersucht sind hier sehr seltene Krankheiten. Den Scharbock kennet man kaum, und überhaupt ist man von kalten Krankheiten befreyet. Die abwechselnden, oder alltäglichen Fieber sind nicht gemein, und selten sind sie tödlich. Die Pocken aber wüthen hier eben so, wie in China. Die Venerischen Krankheiten sind in dem Lande sehr gemein, welches sie dem Umgange mit den Europäischen Nationen zu danken haben.

Diese Asiater, deren Einbildungskraft von Natur lebhaft ist, haben, wie man sagt, eine grosse Gabe zur Dichtkunst. Ihre Verse sind gereimt, und von eben dem Sylbenmaasse, als die unseren: ihre Dichter aber haben so ausserordentliche Gedanken, daß in einer grossen Anzahl von Oden und Siamschen Gesängen, welche sich la Loubere übersetzen ließ, er nicht eine einzige fand, deren Verstand mit unsern Begriffen überein gekommen wäre. Sie haben Tischgesänge, verliebte, historische und moralische Gedichte. Einer von den Brüdern des Chaou-Naraie, ohne Zweifel derjenige, welcher wegen seiner Liebeshändel mit einer von den Sultaninnen, Stockschläge bekam,

machte sehr schöne Verse, welche er so gar componirte.

Ihre Werke in ungebundener Rede sind in einer ungekünstelten, kurzen und nachdrücklichen Schreibart abgefasset. Die Beredsamkeit und die Redekunst sind aus ihren Gerichten verbannet, wo alle Processe schriftlich geführet werden.

Die Siameser kennen die Tohnkunst nur aus der Uebung, und haben von der Composition keine Regeln. Sie machen Arien, sie wissen sie aber nicht in Noten zu setzen. Ihre Gesänge sind ohne Cadenzen und Triller. * Die Französischen Arien gefielen an dem Siamschen Hofe nicht: sie schienen dem Könige nicht ernsthaft genung. Inzwischen haben die Siameser in ihren eigenen Arien nichts ernsthaftes, und in dem Marsche des Königs selbst gehet die Symphonie der Instrumente sehr geschwinde. Sie verstehen die Kunst zu accompagnieren nicht, und ihre Concerte haben nur eine Stimme, so wohl für die Instrumente, als für die Sänger.

Sie haben eine ziemlich grosse Menge verschiedener Instrumente: Geigen mit drey Seiten, welche sie Tro nennen: sehr schreyende Hoboen, die sie Pi heissen: Trommeln von vielerley Arten: Küpferne Becken, die mit einem Stricke an einer Stange hangen, welche quer über zwey Gabeln geleget ist; man schlägt mit einem kurzen Stäbchen darauf: den Crab, welcher aus zwey kleinen

* Eben derselbe, eben daselbst, Cap. 12.

kleinen Stöcken bestehet, die man an einander schlägt, und die der Stimme statt des Accompagnement dienen: den Tong, eine Art von einer irdenen Flasche, welche statt des Bodens mit einem Felle überzogen ist, das man mit Schnüren an ihrem Halse anbindet; man schlägt mit der Faust darauf, und das ist in Siam ein sehr gemeines Instrument: den Pat-cong, welcher aus vielen Schellen bestehet, die man nach der Reihe an Stöcke hänget, welche, wie die Felgen eines kleinen Rades, an einem hölzernen halben Reifen angemacht sind. Dieses Instrument bestehet aus einer doppelten Quinte; es hat aber keine halben Töhne, und nichts dämpfet den Klang der vorigen Schelle, wenn man eine andere berühret. Dieses sind die vornehmsten Instrumente, woraus die Siamsche Music bestehet. Ihr Klang, ob er gleich lermend und verwirrt ist, ist nicht ohne Annehmlichkeit, besonders wenn man sie auf dem Wasser höret.

§. III.

Mechanische Künste.

Die Trägheit, der Mangel der Aufmunterung, die Gefahr, welche dabey seyn würde, wenn man sich in einem Lande, wo das Glück einer Privatperson in den Händen des Königs stehet, hervor thun wollte, sind so viele Ursachen, welche hier die Aufnahme der Künste verhindern. Man füge hinzu, daß dieses Volk gerade zu, ohne Ehrgeitz,

geitz, sparsam, mäßig, und so sehr mit seinen Bedürfnissen beschäftiget ist, daß es seine Gedanken nicht auf überflüßige Dinge richten kann. * Die Armuth ist in allen Ständen ungemein groß, und verbannet die Pracht, das Kind des Wohlstandes, und die Mutter der Künste.

Der Gebrauch der Frohndienste, deren Gegenstand willkührlich ist, macht, daß sich die Siameser bey Zeiten in allen Arten von Handwerken üben, und keins vollkommen lernen. Ihre meisten Mechanischen Künste suchen nur das nothdürftige zu verschaffen, und selten haben sie die Bequemlichkeit zum Gegenstande. Jedoch sind einige, worauf diese Indianer sich mit vielen Fleisse legen: folgende treibt man am meisten.

Die Tischlerarbeit gehet ihnen nicht schlim von statten, und sie verniethen sie mit grossem Fleisse. Die Bildhauerkunst ist ihnen bekannt; ihre Figuren aber haben weder Verhältniß noch Schönheit. Sie brennen den Thon sehr gut, und es giebt keine bessern Ziegelsteine, als die, welche man in Siam machet. Ihre Kitte sind auch besser, als die unsern; ich habe an einem andern Orte davon geredet: ihre Gebäude aber sind nicht dauerhaft, weil sie ohne Grund bauen: so gar ihre Festungen sind von der Erde gerade in die Höhe, ohne Grund, aufgeführet.

** Sie verstehen nicht das Eisen zu schmieden, und sie brauchen es unzugerichtet, so wie es aus dem

* Eben daselbst, Cap. 14. ** La Loubere, wie oben.

dem ersten Schmelzofen kommt. Die Kunst zu gerben, und das Leder zuzubereiten, ist ihnen unbekannt. Man macht in dem Lande weder Cristal noch gemeines Glas: man verfertiget darinnen keine seidenen Zeuge: die baumwollenen werden nur in Juthia gemacht: sie sind grob, und ihre Farbe ist ohne Glanz. Sie machen keine Tapeten; aber sie sticken sehr gut, und nach artigen Mustern.

Ihre Goldschmiede sind ziemlich arbeitsam, und machen sehr schöne Drath- und damascirte Arbeit: sie können aber die feinen Steine weder poliren, noch zurichten. Die Kunst die Metalle zu schmelzen, und sie in Formen zu giessen, um daraus verschiedene Sachen zu machen, ist ihnen bekannt. Sie vergolden schön, und die Art, wie sie es machen, hat etwas merkwürdiges. Ehe sie das Gold auftragen, machen sie von Gummi einen dreyfachen Grund, wovon sie die beyden letzten nur halb trocknen lassen, damit das Goldblätchen besser daran hält. Sie poliren jeden aufgetragenen Grund mit dem Pinsel. An kostbareren Sachen tragen sie noch einen andern doppelten Grund von Gummi auf, legen auf jeden ein Goldblätchen, und poliren es jedesmahl mit dem Pinsel. Diese letztere Vergoldung hat einen vortreflichen Glanz, und behält seine Schönheit viele Jahre hindurch. Der Gummi, welchen sie brauchen, heißt Cheran. Man findet ihn in den benachbarten Wäldern von Camboia: er ist dunkelgrau: nimmt aber alle Farben, die

man

man will, die weisse ausgenommen, an: er riecht, wie Caßia. Man muß ihn, ehe man ihn brauchet, an der Sonne durchsieben. Um seine Güte zu erfahren, ist es genung, daß man einen Tropfen davon in ein Gefäß mit Wasser gießt: wenn er gerade zu Grunde fällt, ohne sich aufzulösen, ist es ein Kennzeichen, daß er von guter Eigenschaft, und nicht vermischet ist; wenn er auf dem Wasser schwimmet, oder wenn seine Theile sich auflösen, ist es ein Zeichen, daß man ihn verfälschet hat, und daß er von mittelmäßiger Güte ist.

Die Siameser schlagen das Gold mit eben dem Fleisse, und machen sehr dünne Blätchen daraus. Wenn ihr Monarch an einen andern König schreibet, nimmt er allemahl ein Blätchen von diesem Metal. Man schreibet mit einer stumpfen Stichel darauf, welche der unsern gleichet, die wir brauchen, wenn wir auf unsere Schreibtafel schreiben. Die Kunst, wie sie die Goldbleche auf die ausgehauenen Bilder auftragen, ist eine Kunst, welche diesen Indianern eigen ist. Viele Götzen, welche nichts, als von Mauerwerk oder Ziegelsteinen aufgeführte ungeheuere Klumpen sind, sind mit dieser Materie überzogen, und dieses hat einige Reisende betrogen, welche diese Vergoldung für gediegen Gold gehalten haben. Man überziehet mit eben dieser Materie gewisses kostbares Hausgeräthe, das Gefäß an den Degen und Dolchen.

Die Wissenschaft mit Oehlfarbe zu mahlen ist ihnen unbekannt; sie zeichnen schlecht; sie geben

allen

allen ihren Figuren gezwungene Stellungen; sie haben ein Vergnügen an Vorstellung wunderlicher Gegenstände; und alles, was eine getreue Nachahmung der Natur ist, scheinet ihnen abgeschmackt. La Loubere hat in ihren Tempeln einige Gemählde al fresco gesehen, deren Farbe ihm so schön schien, daß er sich nicht überreden konnte, daß es ein Werk von einer Siamschen Hand wäre.

Neunter Abschnitt.

Von der Religion der Siameser.

§. 1.

Theologische Lehrsätze dieser Indianer.

Die Religion der Siameser ist ein Gewebe von lächerlichen und abgeschmackten Mährchen, welche die Unwissenheit und die Vorurtheile geheiliget haben. * Diese Völker haben keinen vernünftigen Begriff von der Gottheit, und ** La Loubere giebt ihnen bey nahe eben so wohl, als den Chinesern, die Atheisterey schuld. Sie sind weder von der Ewigkeit, noch von der Weißheit, noch von der Allmacht des höchsten Wesens unterrichtet: alle Götter, welche sie anbethen, sind Menschen gewesen, deren Ursprung bekannt ist, und

* Le Blanc, Buch 5. ** La Loubere, Theil 2, Cap. 9.

und welche, nach dem Geständniß dieser Indianer selbst, in dem Lande gelebet, und erst, nachdem sie vielmahls in Thiere verwandelt worden sind, die Gottheit erlanget haben.

Diese Götzendiener glauben viele Paradiese, und verschiedene Grade der Seeligkeit in diesen verschiedenen Wohnungen. In den drey ersten verheyrathen sich die Heiligen, und diese Ehen sind fruchtbar. Es giebt daselbst Könige, Obrigkeiten, Unterthanen: man führet Krieg, man liefert Schlachten, und man lebet daselbst bey nahe, wie auf der Erde. * In der vierten und den folgenden ist kein fleischlicher Umgang mehr: die Seelen werden gereiniget, und ihre Heiligkeit vermehret sich stufenweis bis in das achte Paradies, wo sie in einer vollkommenen Unschuld, und in der höchsten Glückseligkeit leben.

Dieses Paradies liegt in dem höchsten Himmel, und heißt Nirupan, oder Ort der Ruhe. ** Die Seligkeit, welche man darinnen geniesset, ist so ruhig, daß sie einer Art von Vernichtung gleich ist. Diese glückseligen Unsterblichen, in sich selbst vertieft und ganz verlohren, vergessen alles übrige, und nehmen an der Regierung der Welt keinen Theil.

Der Nirupan, ob er wohl allen denjenigen, die sich dessen würdig machen, offen stehet, wird nur von einer geringen Anzahl Auserwählter be-

* Tachard, erste Reise, Buch 5.
** Gervaise, Theil 3. Cap. 1.

bewohnet. Ehe man in denselben kommt, muß man unterschiedene Wanderungen vornehmen, und in jedem Stande eine Menge guter Werke verrichten. Sommonacodom, der größte unter ihren Göttern, mußte fünf hundert und funfzig mahl unter verschiedenen Gestalten gebohren werden: er war bey jeder Geburth das vollkommenste Geschöpfe seiner Art. Vor ihm sind drey andere Personen, Conconssonne, Conadon, und Cadson, darzu gelanget. Man hat sie, einen nach dem andern, auf der Erde verehret, und ihre Anbethung hat bey der Ankunft des Sommonacodom, welchen die Siameser ietzo anbethen, aufgehöret. Sie erwarten eine fünfte Person, welche in einigen Jahrhunderten kommen, und das Gesetz in seine erste Reinigkeit wieder herstellen wird. Wenn dieser Gott in dem Nirupan seinen Einzug gehalten hat, wird man ihn gleichfalls anbethen, und alsdenn wird Sommonacodom vergessen werden.

* Sie glauben auch eine Hölle, welche sie in den Mittelpunkt der Erde setzen, und, wie das Paradies, in acht Wohnungen eintheilen. Sie sagen, daß in diesem abscheulichen Aufenthalte Richter sind, welche alle Sünden der Menschen in ein grosses Buch aufschreiben; daß ihr Oberhaupt beständig mit Durchlesung dieses Buches beschäftiget ist, und daß die Personen, deren Abschnitt er lieset, allemahl in eben dem Augenblicke niessen.

* Tachard, eben daselbst.

niessen. Daher, sagt man, ist die Gewohnheit gekommen, allen denjenigen, welche niessen, ein langes Leben zu wünschen.

Sie haben von dem Ursprunge des Guten und Bösen ein ziemlich besonderes Lehrgebäude, welches, ohne daß es sehr scharfsinnig ist, ihnen dennoch zur Erklärung eines Geheimnisses, das unsern berühmtesten Weltweisen viel Mühe macht, dienet. Sie glauben nicht, wie die Manichäer, zwey Ursprünge der Dinge, wovon das eine gut, das andere böse sey: noch weniger nehmen sie die Lehre von der Erbsünde an, und halten alles, was man ihnen von dem Ungehorsam des ersten Menschen, und von der Erbstrafe seiner Sünde, saget, für Träumereyen. Sie behaupten, daß alles, was uns gutes und böses begegnet, die Folgen der guten und bösen Handlungen sind, welche man in diesem, oder in einem vorhergehenden Leben, nach der Ordnung der Veränderungen, die man durchgegangen ist, begangen hat. Also sind der Reichthum, die Würden, der Verstand, die Schönheit, und andere natürliche Vortheile, Vergeltungen der Tugenden, die man in einem andern Stande ausgeübet hat: hingegen sind Armuth, Schande, Häßlichkeit, und andere Unglücksfälle, Strafen der Laster, die man begangen hat. Dieses ist, wie sie sagen, die Quelle dieser erstaunlichen Ungleichheit, welche in den menschlichen Ständen herrschet.

Damit sie diese Lehre besser erklären, geben sie vor, daß die Seelen, welche die menschlichen Leiber

ber zu bewohnen kommen, aus drey verschiedenen Wohnungen, nach dem Schicksal, das sie vorher verdienet haben, gehen: aus dem Himmel, aus den Leibern der Thiere, aus der Hölle. Diejenigen, deren Seelen aus dem Himmel kommen, spielen auf dem Schauplatz der Welt die vornehmsten Rollen: Die Könige und Prinzen haben keinen andern Ursprung; und daher entstehet die unendliche Ehrfurcht dieser Völker gegen ihre Monarchen, welche sie als Menschen von einem besondern Stande, und einer fürtreflicheren Natur, ansehen. Dieser Grundsatz führet sie aber zuweilen auf Irrwege: denn wenn ein Mensch von dem niedrigsten Pöbel sich etwa des Throns bemächtiget, so vergessen sie bald den unglücklichen Monarchen, und ihre Ehrfurchtsbezeugungen wenden sich ohne Mühe nach dem unrechtmäßigen Besitzer, dessen Seele sie von einem noch edlern Stande halten.

Diejenigen, deren Seelen aus den Leibern der Thiere kommen, sind nicht von einer so fürtreflichen Gattung, und werden zur Armuth, zur Knechtschaft, und zu andern Elende, gebohren. Was diejenigen anlangt, deren strafbare Seelen aus der Hölle kommen, so sind sie der Ball der schändlichsten und traurigsten Leidenschaften, und ihr ganzes Leben ist nichts, als ein Gewebe von Lastern und Unglücksfällen.

Diese Vorurtheile sind in den Gemüthern der Siameser so eingewurzelt, daß sie, wenn man ihnen von verfolgten Gerechten, und glücklichen

Bösewichtern redet, dieses für ein Hirngespinnste ansehen. Deswegen haben unsere Mißionarii so viel Mühe, ihnen das Geheimniß eines leidenden und gekreutzigten Gottes begreiflich zu machen. Wenn der Christen Gott, sagen sie, gerecht gewesen wäre, so würden ihn seine Tugenden von der Strafe befreyet, und seine Unschuld würde über die Wuth seiner Feinde triumphiret haben. Man füge hinzu, daß einer von ihren Glaubensartickeln ist, daß Tevatat, der Bruder des Sommonacodom, seiner Verbrechen wegen gekreutziget wurde; und die Gleichheit seiner Todesstrafe mit des Gottes seiner, welchen wir anbethen, empöret sie vollends wider die Wahrheiten des Christlichen Glaubens.

Nach den Grundsätzen ihrer Gottesgelahrheit, muß jede schwere Sünde durch Leiden gebüsset werden, und niemand kann sich von diesem Gesetze ausschliessen. Die Strafe hat mit dem Verbrechen eine genaue Verhältniß: wenn man einen Menschen getödtet hat, wird man von einem Menschen getödtet werden, in diesem Leben, oder in einem andern. Wenn man eine Schlange tod gemacht hat, wird man von einer Schlange ums Leben gebracht werden. Dieses Gesetz ist so unveränderlich, daß der grosse Sommonacodom selbst sich nicht davon hat befreyen können. Er wurde, weil er ein ungeheueres Thier getödtet hatte, hernach ebenfalls von einem solchen Ungeheuer umgebracht. Die Hölle ist die Strafe der Verbrechen von der ersten Gattung: ihre Qual

ist nicht ewig, sie währet aber zuweilen sehr lange, und selbst die Götter können sie nicht verkürzen. Sommonacodom hat niemahls Gnade für seinen Bruder Tevatat erhalten können, welcher seit mehr, als zwey tausend Jahren, erschreckliche Martern ausstehet.

Die Engel haben Cörper, sind von unterschiedenen Geschlechtern, und zur Zeugung tüchtig. Sie sorgen für die Regierung der Welt: die Götter bekümmern sich nicht darum; diese geringe Besorgung würde wider ihre Grösse seyn. Jedes Reich, jede Stadt, hat ihren Schutzgeist: es giebt einige, welche den Bergen und Wäldern vorstehen, andere, welche dem Meere, und wieder andere, welche den Winden und dem Regen gebiethen: Jeder Planete wird von einem verständigen Wesen regieret. Da diese Engel für die Austheiler des Guten und Bösen dieses Lebens gehalten werden, so verehret man sie, und rufet sie vorzüglich an. Inzwischen sind sie weit geringer, als die Götter: sie sind aus dem Nyrupan ausgeschlossen, und bewohnen einen besondern Himmel.

La Loubere glaubt, daß diese Schutzgeister, nach der Meinung der Siameser, nichts anders sind, als menschliche Seelen, welche in die verschiedenen Cörper der Welt vertheilet sind. Diese Indianer glauben, daß alles in der Natur lebendig ist, die Pflanzen, der Himmel, die Erde, die Flüsse, die Berge, die Städte, so gar die Häuser. * Sie glauben, daß die Seele in dem

* La Loubere, Theil 3. Cap. 19.

Leibe wohnet; und daß sie ihn regieret; sie glauben aber nicht, daß sie mit ihm auf eine physicalische Weise vereiniget sey, noch daß sie mit ihm ein Ganzes ausmache. An statt die Seelen in dieser Wohnung für glückselig zu halten, betrachten sie dieselbe vielmehr als einen Ort der Verbannung und der Knechtschaft, und sie halten dafür, daß die Glückseligkeit in der Befreyung von derselben bestehe. Man versichert, daß es hier verwegene Betrüger giebt, welche sich mit dem Pythagoras rühmen, sich ihrer vergangenen Wanderung der Seele zu erinnern. * Diese Zeugnisse, welche von Zeit zu Zeit von den Priestern wieder erneuert werden, erhalten den Glauben von der Seelenwanderung, und verhindern die Verjährung eines Lehrsatzes, welcher der Religion und ihren Dienern nützlich ist.

§. II.

Gebothe des Gesetzes. Heilige Feste.

Die Siameser unterscheiden zweyerley Gesetze: das natürliche, und das geschriebene Gesetz. Sie nennen das erste Acsorachai, das ist, Gesetz des Herzens, weil sie sagen, daß es die Natur in das Herz eines jeden Menschen gepräget hat. Es bestehet darinne, daß man alles thut, wovon man glaubet, daß es gut ist, und daß man alles fliehet,

** Eben daselbst.

fliehet, was man für böse hält. Aus diesem reichen Grundsatze fliessen zehn Gebothe: * 1. nicht lügen; 2. nicht stehlen; 3. nicht betrügen; 4. nicht falsch Zeugniß reden; 5. nicht mit eines andern Frau verbothnen Umgang pflegen; 6. nicht einmahl derselben begehren; 7. die Menschen nicht tödten; 8. die Thiere nicht tödten; 9. sich nicht erzürnen; 10. sich der Getränke enthalten, welche betrunken machen.

Das geschriebene Gesetz ist dasjenige, welches Sommonacodom die Menschen gelehret hat. Es enthält eine unendliche Menge Ausübungen, welche alles dasjenige in sich begreifen, was in den strengsten Religionen am härtesten ist: die Vergebung der Beleidigungen; die Verläugnung sein selbst; nichts für den andern Tag aufzubehalten; alle Tage zu fasten; nur ein Kleid zu haben; und andere Entbehrungen von dieser Art. Es sind so gar einige Gebothe darinne, welche auf abergläubische Kleinigkeiten auslaufen: ich will in dem Abschnitte von den Talapoinen davon reden, für welche diese strengen Gesetze fürnehmlich gemacht sind.

Die Frommen würden sich ein Gewissen daraus machen, das geringste Ungeziefer zu tödten. Wenn sie einer Ameise, einem Wurm, oder einem andern kriechenden Thiere begegnen, so gehen sie auf der Seite weg, oder springen darüber, damit sie es nicht ertreten. Sie füttern die Vögel, welche fortziehen, die Hunde und andere

* Gervaise, Theil 3. Cap. 3.

Thiere, von welchen sie keinen Nutzen haben. Sie halten es für ein verdienstliches Werk, einen Bauer zu öfnen, und einen gefangenen Vogel zu befreyen. Viele enthalten sich das Feld zu pflügen, Gräben zu machen, Ziegel zu brennen, Feuer anzuzünden, es auszulöschen, oder es zu bedecken, aus Ehrfurcht für diese Elemente. Andere würden glauben ein Verbrechen zu begehen, wenn sie in einen Baum Schnitte machten, oder nur die überflüßigen Aeste daran abschnitten. Sie unterstehen sich nicht, die abgestorbensten Bäume zu fällen. Ein Barcalon war so heilig, daß er Leute in die Wälder schickte, mit dem Befehle, alle diejenigen, welche umfallen wollten, zu stützen, und die Wurzeln, welche an der Luft lägen, mit Erde zu bedecken. Die Siameser wurden durch die ruchlose Grausamkeit eines Franzosen, welcher in seinem Garten einen Baum, der ihm die Aussicht benahm, umschlagen ließ, ausserordentlich geärgert.

* Wenn man dem Pater le Blanc glaubet, so leben die Siameser und andere abgöttische Völker Indiens in einer tiefen Unwissenheit von den Göttern, und erweisen ihnen fast gar keinen Dienst. Dieser Jesuite versichert, daß, so lange er in Siam gewesen, er nicht ein einziges mahl gesehen habe, daß sich das Volk in den Tempeln versammlet hätte, ausser an dem Tage, da Pitracha sich mit den Kennzeichen der königlichen Würde in die grosse Pagode begab. Das

Volk

* Le Blanc, Buch 5.

Volk folgte ihm haufenweis dahin, nicht so wohl aus Andacht, als aus Neugier. Le Blanc füget hinzu, daß die Priester für die Layen bethen und opfern, und daß der Layen ihre Religion nur darinnen zu bestehen scheinet, daß sie den Priestern Almosen geben.

* Gervaise giebt uns von der Gottesfurcht dieses Volks einen vortheilhaftern Begriff. Er versichert, daß die Siameser täglich eine halbe Stunde mit bethen und mit nachdencken über ein Stück aus der Sittenlehre, oder des Lebens des Sommonacodom, zubringen, daß sie den ersten und funfzehnden Tag jedes Mondes sehr andächtig feyern; daß sie zu Anfange jedes Jahres ein ander Fest haben, welches vierzehn Tage währet, und so sorgfältig begangen wird, daß die Richterstuben und Marktplätze drey Tage lang geschlossen sind, und daß man so gar nicht einmahl die Heerden auf die Weyde treibet; daß das ganze Fest hindurch die Talapoinen, vom Anfange des Tages, bis mit Untergang der Sonne, predigen, indem sie sich einander ablösen, und daß alsdenn in den Tempeln ein ungemeiner Zulauf des Volks ist. Die Pagoden werden mit dem allerkostbarsten, was in dem Pallaste ist, ausgeschmücket: man brennet vor den Götzenbildern eine Menge Wachslichter und Räucherkerzen: die Altäre sind mit Blumen ausgezieret, und man stellt in der Stadt viele Proceßionen an, in welchen man mit grosser Pracht

* Gervaise, wie oben, Cap. 2.

die Bildnisse des Sommonacodom und der andern Götter des Landes herum trägt.

La Loubere thut eines andern Festes Meldung, welches man feyert, wenn die Wasser des Menans wieder verlaufen sind. * Es währet einen ganzen Monath, und diesen ganzen Mond hindurch brennen die Talapoinen des Nachts vor den Thüren der Tempel Leuchten an. Die Privatpersonen machen vor ihren Häusern ebenfalls solche Feuer. Der Fluß ist mit schwimmenden Laternen bedecket, welche, weil sie verschieden gemahlt sind, und auf dem Wasser schwimmen, das von ihren Lichtern einen Wiederschein giebt, die schönste Illumination, welche man sich vorstellen kann, zuwege bringen. Dieses sind Erzählungen, welche mit der Laulichkeit, die der Pater le Blanc den Siamesern vorwirft, sehr schwer zusammen zu reimen sind.

Es giebt hier Deisten, (wo hat sich diese gefährliche Sekte nicht eingeschlichen?) welche, indem sie sich den Vorurtheilen der Erziehung entzogen, die lächerlichen Gottheiten, die das Volk anbethet, nicht verehren. Sie sehen den Sommonacodom, als einen geschickten Betrüger an, welcher in Siam einen Gottesdienst von seiner Erfindung eingeführet, der aber sonst eine gute Sittenlehre geprediget, und fürtrefliche Gesetze hinterlassen hat. Sie glauben ein erstes Wesen, einig in seiner Art, welches Himmel und Erde

* La Loubere, Theil 2. Cap. 6.

Erde geschaffen hat; sie geben aber vor, daß es die Welt nur zu seinem Vergnügen erschaffen habe, und noch erhält; * daß es sich um die Beschaffenheit der Ehrenbezeugungen, die man ihm erweißt, wenig bekümmert, und daß in seinen Augen alle Religionen gleich gut sind, weil sie alle einerley Absicht haben, welche darinnen bestehet, das höchste Wesen zu verehren, so wie verschiedene Wege zu einer grossen Stadt führen. Das sind die Worte, deren sich Gervaise bedienet.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Chaou-Naraie die Sekte, von welcher wir geredet haben, angenommen hat. Die Antwort, welche er eines Tags gab, ist der gottlosen Meynung dieser Deisten vollkommen gleich. Die Jesuiten hörten nicht auf, ihm anzuliegen, daß er den Christlichen Glauben annehmen sollte, und in der ersten Audienz schlug ihm der Ritter von Chaumont, im Nahmen seines Herrn, vor, die Religion zu verändern. Der Prinz, welcher über dieses Anhalten, worein man beständig den Nahmen Ludewigs des vierzehnden mischte, sehr erstaunte, sagte zu seinem Minister: Ich weiß nicht, was den König von Frankreich beweget, daß er so besondern Antheil an meiner Bekehrung nimmt. Diese Sache gehet nur Gott an, und es scheinet, daß dieses höchste Wesen sich wenig darum bekümmere. In der That, warum hat es die Errichtung der unterschiedenen Verehrung, welche man in der Welt

* Gervaise, wie oben, Cap. I.

Welt sieht, zugelassen? Konnte es nicht, als Schöpfer und unumschränkter Herr aller Geschöpfe, als Urheber aller Gedanken und aller Bewegungen, welche in unsern Seelen vorgehen, den Menschen übereinstimmende Gedanken von der Religion einflössen, und alle Völker unter einerley Gesetze gebohren werden lassen? Weil es dieses nicht gethan hat, ist es nicht natürlich zu gedenken, daß es alle Verehrungen, ohne Unterschied, erlaubet, und daß es so gar an den verschiedenen Ehrfurchtsbezeugungen der Menschen, welche ihn, ein jeder nach seiner Art, loben, einen Gefallen trägt.

§. III.

Von den Talapoinen.

Die Talapoinen sind die Priester und Mönche des Landes. Das Volk glaubt, daß ihre Einsetzung vom Himmel kommt, und daß sie durch einen Engel dem Sommonacodom, der zugleich von ihm zum ersten Talapoin gemacht ward, überbracht wurde. Einige leben in den Wäldern, und haben keinen Umgang mit den Menschen: diese werden am höchsten geachtet: ihre Anzahl war ehemahls ansehnlich; sie hat aber in den letzten Zeiten sehr abgenommen. Andere wohnen in Städten und Dörfern. Das Land ist damit bedecket, und der Pater Tachard versichert, daß man ihr nicht weniger, als funfzig tausend, zählet. Sie sind in vier Classen eingetheilet,

theilet, welche hier eine Art einer Hierarchie formiren, die Gervaise * mit unserer geistlichen Regierung vergleichet. Der geringste von diesen Orden ist der Orden der Nen oder Oc-Nen, angehende Mönche, wovon ich oben geredet habe, und deren Stand mit dem Stande unserer blossen geistlichen Personen überein kommt. Die Talapoinen des folgenden Ordens heissen Picou: die Badlouang machen eine dritte Classe aus: beyde können mit unsern Diaconis und Priestern verglichen werden. Der ansehnlichste ist der Orden der Sancrat, welche gleichsam die Bischöffe des Landes sind.

Die Nen haben keine andere Verrichtung, als die Ordenspersonen zu bedienen, deren ein jeder zwey oder drey von diesen kleinen Mönchen in seiner Zelle hat.

Obgleich ihr Stand nicht für ganz geistlich gehalten wird, tragen sie doch das Ordenskleid, und scheeren sich den Kopf und die Augenbraunen ab, wie die andern Mönche. Man nimmt sie im fünften oder sechsten Jahre auf: viele werden in diesem Stande alt. Die Regel befiehlet ihnen im ehelosen Stande zu leben.

Ein jeder Badlouang kann die Nen aufnehmen: und die Sancrat allein haben das Recht die Badlouang und die Picou einzuweyhen. Man muß zum wenigsten zwanzig Jahr alt seyn, wenn man den letzten Orden empfangen will, und ein

* Gervaise, Theil 3. Cap. 5.

ein und zwanzig, wenn man zum ersten zugelassen wird. Bey Einweyhung eines Picou sagt der Sancrat einige Gebethe über ihn: er ermahnet ihn hernach, die strengen Gebothe des geschriebenen Gesetzes zu beobachten; auf die Tempel und Götzenbilder Achtung zu haben; die heiligen Orte in einer grossen Reinlichkeit zu halten; für die Erhaltung der alten Gebräuche Sorge zu tragen, und im Gottesdienste nicht die geringste Neuerung zu dulten.

Die Aufnahme eines Badlouang geschiehet mit vielen Umständen. Derjenige, welcher den Orden verlangt, gehet zu dem Sancrat, fällt ihm zu Füssen, bezeiget eine grosse Begierde aufgenommen zu werden, und verspricht ihm Geld. Man setzet einen Tag zur Ceremonie an: der Bischoff spricht über den Postulanten die gewöhnlichen Gebethe, und giebt ihm ein grosses Verzeichniß, in welchem alle Gebothe des Gesetzes aufgeschrieben sind. Derjenige, welcher es empfängt, wird im Triumph auf den Schultern vieler Leute getragen; das Volk begleitet ihn mit musicalischen Instrumenten, und wünscht ihm tausend Segen. Wenn man das Fest prächtiger machen will, so wird der Postulant in einen vergoldeten Balon gesetzt, welcher von einer grossen Menge Ruderer geführet, und von einer langen Reihe sehr kostbarer Balonen begleitet wird. Der Badlouang, um diese Kosten zu bestreiten, hat die Gewohnheit, einige Tage vor seiner Einweyhung, in der Stadt und auf dem Lande herum betteln zu gehen. Seine Anver-

wand-

wandten betteln auch für ihn, und ein jeder giebt ihm gerne.

Gervaise versichert, daß der König allein die Sancrat ernennet. Es sind ihrer wenig, und man strebet sehr nach dieser Würde. Sie ist mit der Aufsicht über gewisse Klöster, welche ihres Reichthums und ihrer weitläuftigen Gerichtsbarkeit wegen berühmt sind, verbunden. Die Würde eines Abts in dem Kloster des Pallasts ist sehr wichtig. Derjenige, welcher sie besitzet, ist das Haupt aller Talapoinen des Königreichs, und gleichsam der hohe Priester der Völkerschaft.* Die gemeinen Aebte der Klöster heissen Tchaou-Vat, das ist, Herren des Klosters.

Der Schriftsteller, welchen ich angeführet habe, leget dem grossen Sancrat des Pallastes eine Art von einer obersten Gewalt über die andern Sancrat bey; und diesen eine völlige Gerichtsbarkeit über die Badlouang. La Loubere aber versichert, daß jeder Oberste eines Klosters, jeder Sancrat in seinem Bezirke unumschränket ist, und daß man sie hier lieber in dieser Unabhängigkeit schützet, als daß man zugeben sollte, daß eine so gefährliche Gesellschaft nur ein einziges Haupt habe.

** Die Talapoinen, sie mögen seyn von welcher Classe sie wollen, sind durch kein Gelübde gebunden, und können, wenn sie das Mönchsjoch überdrüßig sind, wieder weltlich werden. So lange

* Eben daselbst. ** La Loubere, Theil 3. Cap. 17.

lange sie im Kloster leben, sind sie von Frohndiensten und Abgaben frey. Diese Befreyung verursachet hier eine solche Menge Klosterleute, daß der Staat damit überladen ist. Als Chaou-Naraie ihre Anzahl herunter setzen wollte, mußten sie sich einer strengen Prüfung in der Balischen Sprache, in den Theologischen Lehrsätzen, und in andern Wissenschaften, die zu ihrem Stande gehörten, unterziehen. Diejenigen, welche von ihrer Fähigkeit nicht zureichende Proben gaben, wurden wieder in den weltlichen Stand versetzet, und auf diese Art schaffte man viele tausend Mönche ab. * Dieses Verfahren würde in vielen Ländern einen guten Fortgang haben.

Die Talapoinen eignen sich, unter dem Vorwande, die Ehre ihres Amts zu erhalten, eine grosse Menge Vorrechte zu. Sie grüssen niemand, und verlangen, daß sie jedermann, mit Niederfallung zur Erde, grüssen soll. ** Man giebt vor, daß sie sich vor Alters weigerten, den König zu grüssen, und daß Chaou-Naraie, um diesen Schimpf zu vermeiden, gezwungen war, ihnen zu verbiethen, daß sie ihm niemahls begegnen sollten. Man nahm von diesem Gesetze niemanden, als den grossen Sancrat, aus, welcher, wie man sagt, die Erlaubniß hat, sich in Gegenwart des Prinzen nieder zu setzen, und welcher bey diesen Gelegenheiten nur verbunden ist, ein wenig den Kopf zu neigen: ein Vorrecht, welches um desto grösser ist, weil die vornehmsten

Per-

* Eben daselbst. ** Gervaise, eben daselbst, Cap. 6.

Personen des Königreichs, auch nicht einmahl den vermuthlichen Reichserben davon ausgenommen, verbunden sind, nieder zu fallen, wenn sie mit dem Könige reden. Von was für einem Stande eine weltliche Person auch seyn mag, geben ihm doch die Priester niemahls den Nahmen Chaou, welcher Herr bedeutet. Auf der Strasse geben sie niemanden den Rang, und in den Häusern nehmen sie allemahl die oberste Stelle ein. Ihre Klöster sind unverbrüchliche Freystädte, wider welche die Könige nicht einmahl Gewalt brauchen dürfen. Die Talapoinen beschimpfen, sie schlagen, in ihren Zellen, oder Pagoden, den geringsten Diebstahl begehen, sind Verbrechen, welche man mit dem Feuer bestrafet.

Sie gehen mit blossen Kopfe und Füssen, wie das gemeine Volk. Ihre Kleidung bestehet aus drey Stücken. In das eine wickeln sie den linken Arm, und es bedecket ihnen den halben Leib, bis an den Gürtel, den rechten Armen ausgenommen, welcher nackend ist. Das andere geht von Gürtel, bis an die Wade. Das dritte bestehet aus einen ziemlich breiten Streife Cattun, welches sie, wie einen Gürtel, vielmahls um die Lenden herum wickeln. Um sich für die Sonne zu schützen, haben sie eine Art vom Schirm, Talapat genannt, woher einige den Nahmen Talapoin ableiten, in der Hand.

Ich habe an einem andern Orte von den abergläubischen Kleinigkeiten ihrer Ordensregel

geredet, und versprochen, einige Beyspiele davon zu geben. Ich werde hierinnen dem La Loubere folgen.

Ein Talapoin, welcher in die Erde gräbt, sündiget, und wenn er den Graben, den er gemacht hat, nicht wieder voll füllet, begehet er eine neue Sünde. Schlage kein Thier tod, und tödte keinen Baum.

Ein Talapoin, welcher zu Stuhle geht, und nicht zuvor Wasser zum Waschen geschöpfet hat, sündiget.

Wackele nicht mit den Armen, wenn du gehest, und blinze nicht mit den Augen, wenn du redest; wenn du issest, mache mit den Kinnbacken kein unangenehmes Geräusche, wie die Hunde.

* Ein Talapoin, welcher in das Feuer, auf die Erde, oder in das Wasser pisset, sündiget.

Ein Talapoin, welcher den Schweif seines Rocks in die Höhe hebt, sündiget, woferne er es nicht thut, um zu arbeiten.

Sich über den Tod seiner Anverwandten betrüben, ist eine Sünde.

Ein Talapoin, welcher mit seinen Füssen ein Geräusch macht, und schwer auftritt, sündiget.

Ein Mönch, welcher einen Kochtopf angreift, sündiget.

Hier folgen einige ernsthaftere Stücke, welche von dem Ansehen dieser Einsiedler einen hohen Begriff geben können.

Meyde

* La Loubere, Theil 2. Seite 36. und folgende.

Meyde das Singen, das Tanzen, die Schauspiele, und die frölichen Gesellschaften.

Trage weder Gold noch Silber bey dir.

Rede nur von Sachen, welche die Religion betreffen, und arbeite nur für dieselbe.

Ein Mönch, welcher wohlriechende Sachen bey sich trägt; der einer Frau davon anbiethet; der weltliche Gesänge singt; der auf den Instrumenten spielet; der die Weiber mit neugierigen Augen ansiehet; der mit ihnen an einem geheimen Orte redet; der sich mit ihnen auf eine Matte niedersetzet; der sie auf die Backen küsset; welcher träumet, daß er eine Frau siehet; und welcher in der Bewegung seines Traums aufwachet, machet sich einer Sünde strafbar.

Schlafe wenig. Ein Talapoin, welcher nicht gleich aufstehet, und sich zuvor von einer Seite zur andern wendet, sündiget.

Iß nach Mittage nichts nahrhaftes, und des Morgens iß mäßig.

Richte nicht deinen Nächsten; sage nicht: Der und der ist gut, der und der ist böse.

Arbeite nicht für Geld.

Ein Talapoin sündiget, wenn er nicht, indem er auf der Strasse gehet, alle seine Sinnen zusammen nimmt, und wenn er nicht, den ganzen Weg hindurch, darauf bedacht ist, die Gebothe des Gesetzes zu halten.

Du sollst nur ein Kleid haben.

Menge dich nicht in die Händel der Welt, noch in die Sachen des Staats.

Ein Priester, welcher Blumen an seinen Kopf stecket, welcher Schuhe trägt; welcher aus Gold oder Silber isset, welcher nach Tische schläfet, an statt den täglichen Gesang zu singen; der schöne Pagnen trägt; der auf reichen Teppichen sitzet; der die weltlichen Gesellschaften besuchet; der sich die Zähne vor den Leuten reiniget; der, wenn er einen Haufen Mägdchens sitzen siehet, hustet, oder ein Geräusch macht, damit sie sich umsehen sollen, sündiget gröblich.

Siehe niemanden mit Verachtung an; scherze niemahls. Stelle deine Betrachtungen nicht an, damit du gesehen werdest: rühme dich niemahls und sage, daß du zur Heiligkeit gelanget bist.

Ein Talapoin, welcher, sich in Furcht zu setzen, Privatpersonen mit Gefangenschaft, mit der Cangue, oder einer andern Strafe, drohet; oder im Zorne zu ihnen saget: ich werde mit dem Könige, mit den Ministern, reden, ein solcher Talapoin sündiget.

Ein Talapoin, welcher, in der Absicht zu gefallen, im Predigen etwas an dem Texte Bali ändert, sündiget.

Ein Talapoin, welcher mit seinen Schülern in einem Bette schläft, sündiget.

Ein Priester sündiget, welcher, wenn er sein Amt bey einem Toden verrichten soll, nicht über die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, und über die Nothwendigkeit zu sterben, nachdencket.

Die

Die Ordensregel des Sommonacodom, und so gar die Gesetze des Staats, verbinden den Talapoin, dem Umgange mit Weibern zu entsagen. Diejenigen, welche dieses Geboth übertreten, werden zum Feuer verdammet. * Gervaise hat zwey solche unglückselige, welche der Hurerey überwiesen waren, verbrennen sehen.

Diese Mönche halten sich alle Jahre drey Wochen lang inne, und alsdenn verdoppeln sie ihr strenges Leben. Sie begeben sich in kleine Hütten im Walde, welche sie bauen, um ihre Gedanken besser zu sammlen. Zu den gewöhnlichen Zeiten ist ihr Leben sehr ordentlich. Sie stehen vor der Sonnenaufgang auf, so bald es helle genung ist, daß man die Adern auf den Händen erkennen kann; es ist ihnen verbothen, eher aufzustehen, weil sie im Dunkeln ein Ungeziefer tod machen möchten, welches unter ihre Füsse kommen könnte. Sie begeben sich in den Tempel: ** sie verrichten daselbst zwey Stunden lang das Amt, indem sie mit kreutzweis gelegten Füssen, auf Matten sitzend, in einem angenehmen Tone, welcher dem Psalliren des Römischen Gesangs ähnlich ist, in zwey Chören singen. Dasjenige, was sie singen, ist ein Auszug aus dem Leben ihres Gesetzgebers, und mit Handlungen der Anbethung untermenget. Wenn sie fertig sind, beschäftigen sie sich mit Auskehrung des Tempels, mit Auszierung des Altars, und

* Gervaise, wie oben.

** Eben derselbe, Cap. 8. La Loubere, Tachard, rc.

mit andern Verrichtungen von dieser Art. Hernach gehet ein jeder wieder in seine Zelle. Diejenigen, welche von ihrer Familie keinen besondern Zuschuß haben, gehen in der Nachbarschaft des Tempels betteln. Sie zeigen sich vor allen Thüren, ohne ein Wort zu sagen, empfangen mit Danke, was man ihnen giebet, und begeben sich sittsam hinweg, wenn man sie abweiset, welches selten geschiehet. Sie gehen niemahls, ohne Erlaubniß des Abtes, auch nicht einmahl Almosen zu suchen, aus dem Kloster. Sie bitten kniend um dieselbe, mit gegen die Erde geneigten Gesichte, indem sie mit beyden Händen einen Fuß des Abtes nehmen, und ihn auf ihren Kopf setzen. In dieser Stellung empfangen sie seinen Segen, welchen er giebt, indem er die rechte Hand über sie aufhebet. Zu Mittage essen sie ein wenig Reiß, und des übrigen Tages leben sie nur von Früchten. Gegen Abend kehren sie in den Tempel zurück, wo sie eben das Amt verrichten, wie des Morgens. Der Tag vergehet in der Einsamkeit, im Nachdenken, in Lesung der heiligen Bücher, in Ausübung vieler strengen Dinge, in einer aufrichtigen Reue über ihre Fehler, welche ein jeder seinem Abte beichtet.

Die Talapoinen legen sich vornehmlich auf das Predigen: es ist dieses hier ein so einträgliches, als angesehenes Handwerk. Ein Prediger gehet nicht von der Canzel, ohne daß er von seinen meisten Zuhörern ein Geschenke bekommt, und wenn sie recht zufrieden mit ihm sind, rufen

sie am Ende der Predigt aus: Recht wohl, Meister, recht wohl. Der Redner sitzt mit kreuzweis gelegten Füssen auf einer Erhöhung von fünf oder sechs Schuh. Man siehet ihn nur durch ein Gitter. Das Volk sitzt ihm gegen über auf den Fersen mit gefalteten Händen. Ihre Predigten sind viel länger, als die unserern. Sie nehmen aus ihren heiligen Büchern einen Balischen Spruch zum Texte, welchen sie in der gemeinen Sprache erklären, ohne Bewegungen, und ohne einige Action.

§. IV.

Von den Talapuinen.

Die Talapuinen sind Weibspersonen, welche mit den Talapoinen in Gemeinschaft, aber in besondern Zellen, leben. * Sie erwählen diese Lebensart erst im funfzigsten Jahre. Sie scheeren sich den Kopf und die Augenbraunen ab, wie die Talapoinen, und sie beobachten beynahe eben dieselbe Ordensregel. Sie sind weiß gekleidet. Ihr vornehmstes Amt bestehet darinnen, daß sie des Morgens und Abends den Gottesdienst mit abwarten, den Mönchen die Mahlzeit bereiten, die Armen und Kranken besuchen: sie sollen keusch leben; allein man verbrennet sie nicht, wenn sie darwider handeln. Man begnüget sich damit, daß man sie ihren Anverwand-

* Eben daselbst.

wandten zurücke schickt, welche ihnen Prügel geben. La Loubere merket an, daß die Klosteräbte ihre Untergebenen mit keiner cörperlichen Strafe belegen, weil ihnen ihre Regel verbiethet, jemanden zu schlagen.

Zehnder Abschnitt.

Merkwürdige Gebräuche und Gewohnheiten von Siam.

§. I.

Von den Heyrathen.

Die Siameser werden zeitig zum Ehestande tüchtig, und deswegen verheyrathet man sie auch im eilften oder zwölften Jahre. Wenn ein junger Mensch um ein Mädchen anhält, lassen seine Eltern durch betagte und wohl berüchtigte Weiber die Anwerbung thun. Wenn der Vorschlag angenommen wird, so lassen sich die Eltern des Mädchens die Geburthsstunde des Junggesellen geben, und schicken ihm des Mädchens ihre. Man ziehet von beyden Seiten die Wahrsager zu Rathe, um zu erfahren, ob die Heyrath glücklich seyn wird. Wenn die Heyrath richtig ist, stattet der junge Mensch seiner Braut drey Besuche ab, und giebt ihr Betel, Früchte und andere kleine Geschenke. Die Eltern beyder Familien befinden sich bey dem dritten Besuche: Man rechnet in ihrer Gegenwart die

Mit-

Mitgabe der Braut, und das Vermögen des Bräutigams, damit bey einer Ehescheidung ein jedes wieder nehmen könne, was es in die Gesellschaft eingebracht hat. Alles mit einander wird dem Manne, in Gegenwart vieler Zeugen, aber ohne einen schriftlichen Aufsatz deswegen zu machen, übergeben. * Gervaise versichert, daß, vor Vollziehung der Heyrath, die Anverwandten des Mägdchens den Bräutigam zu sich nehmen, und ihm eine sechs monathliche Probe ausstehen lassen: La Loubere aber widerspricht diesem Umstande.

Die Hochzeit wird bey den Eltern des Mägdchens gefeyert, mit Ergötzlichkeiten, welche überall diese Ceremonie begleiten. Man bauet einen besondern Saal darzu, worinne man ein grosses Gastmahl ausrichtet. Die Gäste begeben sich mit ihren Sclaven, und sehr kostbar gekleidet, dahin. Wenn es eine wichtige Hochzeit ist, läßt man Tänzer und andere Gauckler kommen: es ist aber nicht gebräuchlich, daß die Braut, der Bräutigam, noch sonst jemand von Ansehen, tanzet. Wenn man vom Tische aufgestanden ist, führet man die Verheyratheten in Balonen, oder Tragsesseln, welche von den Junggesellen, die bey der Hochzeit sind, getragen werden, spazieren. Wenn man von der Spazierfahrt zurücke kommt, versammlet man sich wieder in eben dem Saale: man hält eine Abendmahlzeit, man er-

* Gervaise, Theil 2. Cap. 4. La Loubere, Theil 2. Cap. 7.

ergötzet sich mit vielen Zeitvertreiben, und diese Lustbarkeiten dauern bis um Mitternacht. Man führet alsdenn Braut und Bräutigam in einen andern Saal, und läßt sie alleine. Die Heyrath wird ohne die geringste heilige Ceremonie vollbracht; den andern Morgen aber besuchen die Talapoinen, mit anbrechenden Tage, die Verheyratheten, und sprechen über sie, nachdem sie ihnen den Leib mit geweyheten Wasser besprenget haben, einige Gebethe.

* Die größte Mitgabe zu Siam ist hundert Catis, das ist ungefähr funfzehn tausend Pfund, Französischen Geldes: das Vermögen des Mannes ist gemeiniglich mit der Frau ihrem gleich. Also beläuft sich ihr gemeinschaftliches Vermögen höchstens auf zehn tausend Thaler, welches beweißt, wie geringe in Siam der Reichthum der Einwohner ist.

Die Siameser können viele Weiber haben. Sie haben aber nicht alle einerley Rang. Es ist nur eine, welche eigentlich die rechte Frau ist; man nennet sie die **grosse Frau**: die andern sind nur Kebsweiber, welche man kauft, und welche, weil sie keine Mitgabe haben, als Sclavinnen gehalten werden. Man heyrathet sie ohne Ceremonie; und ihre Kinder, an statt an der väterlichen Erbschaft Antheil zu haben, können von den Erben verkaufet werden. Diese Kebsweiber, welche **kleine Frauen** genennet werden, werden nach dem Tode ihres Mannes gleich-

* La Loubere, eben daselbst.

gleichfalls verkaufet. Die Kinder der grossen Frau haben an der Erbschaft ihrer Eltern allein Antheil, welche sie in gleiche Theile unter sich, aber erst nach beyder Eltern Tode, theilen, weil der überlebende Ehegatte den Genuß des ganzen Vermögens behält. Diese Erbschaften bestehen vornehmlich aus beweglichen Güthern, welche hier für den besten Reichthum gehalten werden, weil es leicht ist, zu verhüthen, daß der Prinz nichts davon erfährt, welcher auf jedes Vermögen ein Recht zu haben glaubet. * Deswegen haben die Siameser keine, oder wenig, liegende Gründe, weil sie fürchten, man möchte sie ihnen nehmen. Die meisten verwenden ihr Vermögen auf Diamanten, weil man sie am leichtesten verbergen kann. Viele Väter vermachen dem Könige einen Theil ihres Vermögens, damit sie ihren Kindern den Genuß des übrigen sicher stellen: eine traurige Ehrerbietung, welche man aus Furcht ablegt, und welche beweiset, wie ungewiß der Despotismus hier den Besitz des Vermögens macht.

Die Weiber nehmen den Nahmen der Männer nicht an: sie behalten ihren Familiennahmen. Ueberhaupt herrschet der Friede, die Einigkeit, und die Treue in den Ehen. Die Ehescheidungen sind selten, besonders unter Leuten vom Stande. Der Strenge nach, kommt es bey Ehescheidungen auf den Mann an: er pflegt aber seine Einwilligung darzu zu geben, wenn sie die

* Eben daselbst.

die Frau verlangt. Er giebt ihr ihr Eingebrachtes wieder, und theilet sich mit ihr in die Kinder, indem er die von gleicher Zahl behält, und ihr die von ungleicher Zahl überläßt. Wenn nur ein Kind da ist, muß die Mutter es auferziehen: wenn die Zahl der Kinder ungleich ist, hat sie eins mehr. Die Siameserinnen sind sehr fruchtbar, und es ist nichts seltenes, daß sie mit zwey Kindern zugleich nieder kommen; da sie aber eher mannbar werden, als unsere Europäerinnen, so hören sie auch eher auf, Kinder zu gebähren.

Die Väter haben über ihre Kinder, sie mögen seyn von welcher Frau sie wollen, eine unumschränkte Gewalt. Sie können sie verkaufen, enterben, zu Sclaven machen, aber nicht tödten. Sie haben eben die Gewalt über die Weiber von der andern Classe, das Recht über Leben und Tod gleichfalls ausgenommen. Die Mütter erben die Gewalt ihrer Männer, jedoch mit dieser Einschränkung, daß sie die Kinder in gerader Zahl nicht verkaufen können, wenn sich die väterlichen Anverwandten darwider setzen. Liebeshändel unter zwey ledigen Personen sind hier dem Frauenzimmer nicht nachtheilig. Jedoch ist es selten, daß sich die Siameserinnen einem andern, als einem Manne überlassen, und noch seltener, daß sie, zum Nachtheil der väterlichen Gewalt, ihre Hand versagen. Sie sind gegen die Liebe der Europäer nicht ganz unempfindlich; sie überlassen sich aber nicht so leichte, als die andern Indianerinnen. Die Peguanerinnen, die sich

ſich in Siam niedergelaſſen haben, ſind verbuhlter: ſie lieben die Fremden ungemein, und der erſte, welcher ihnen vorkommt, wird als Mann angeſehen. Es iſt unter ihnen eine Ehre, mit einer weiſſen Mannsperſon etwas zu thun gehabt zu haben, und wenn ſie ſchwanger werden, wächſet ihr Anſehen. *

Die Heyrathen ſind im erſten Grade der Verwandſchaft verbothen: Geſchwiſterkinder aber können einander heyrathen. Man kann auch zwey Schweſtern, aber nicht zu gleicher Zeit, nehmen.

Die Könige, welche hier das Unglück haben, keinem Geſetze unterworfen zu ſeyn, überſchreiten zuweilen dieſe Gebräuche. Chaou-Naraie hatte ſeine Schweſter geheyrathet, und aus dieſer Ehe wurde eine einzige Tochter gebohren, welche er mit einem von ſeinen natürlichen Söhnen zu verheyrathen vorhatte, und die er hernach, wie man ſagt, ſelber in geheim heyrathete. Die Europäer, welche von dieſem ärgerlichen Umgange unterrichtet, und Zeugen von der auſſerordentlichen Hochachtung, die man dieſer Prinzeßin erwieß, waren, nennten ſie nicht anders, als die Prinzeßin-Königin.

* Eben daſelbſt.

§. II.

Von den Leichenbegängnissen.

Die Leichenbegängnisse geschehen in Siam, wie in ganz Indien, mit Ceremonien, welche nichts trauriges haben, und welche anzuzeigen scheinen, daß diese Asiater den Tod nicht so sehr scheuen, als alle andere Völker. So verfähret man bey den Leichenbegängnissen der Grossen.

So bald ein Mensch die Augen zugeschlossen hat, kündigen die Talapoinen mit einer grossen Glocke von Erz, welche zu diesem Gebrauche bestimmet ist, seinen Tod an. Man wäscht den Cörper des Verstorbenen; man umwickelt ihn mit Bändern; man giesset ihm, durch die Augen und durch den Mund, Salzwasser, Quecksilber, und andere verzehrende Spezereyen, ein, um alle Feuchtigkeiten auszutrocknen. Man leget ihm auf den Mund, auf die Augen, und auf die Ohren, ein Goldstücke, woraus man hernach viele Ringe macht, welche die Familie zum Andenken des Verstorbenen heilig aufhebt.

Man wachet drey Tage lang bey dem Leibe; man stellet ihn auf eine Erhöhung; man zündet um ihn herum Wachslichter und Räucherkerzen an, und die Talapoinen kommen alle Nachte, und sagen in dem Zimmer, worinnen er stehet, Gebethe her. Die erste Nacht singen sie nur mit leiser Stimme; die andere Nacht erheben sie die

Stim-

Stimme ein wenig, und die dritte Nacht singen sie mit voller Stimme. Ihre Gesänge enthalten moralische Betrachtungen über den Tod, und eine Art eines Wegweisers für die Seele des Verstorbenen, welcher sie den Weg nach dem Himmel anzeigen wollen. Man legt alsdenn den Leib in einen vergoldeten hölzernen Sarg, ohne Leichentuch, allein mit seinen Kleidern und einer Matte unten. Des vierten Tages träget man ihn im Gepränge nach dem Orte, wo er soll verbrannt werden.

Gemeiniglich geschiehet die Leichenbegleitung auf dem Flusse, welcher bey dieser Gelegenheit mit einer grossen Menge Balonen bedecket ist. Klageweiber, Tänzer, Musicanten und andere gedungene Gauckler, eröfnen den Zug. Die Talapoinen folgen in vergoldeten Gondeln, und fahren vor dem Cörper her, welcher in einer besondern Balone, die in dem Zuge die prächtigste ist, geführet wird. Die Kinder, die Weiber und Kebsweiber des Verstorbenen beschliessen den Zug. Alle sind weiß gekleidet, welches hier die Trauerfarbe ist, und die Weiber haben sich den Kopf abgeschoren.

Man kommt in dieser Ordnung zu der Pagode, in deren Nähe man den Leib verbrennen soll. Man leget ihn auf einen Scheiterhaufen, welcher mit Feuerwerken versehen ist, und deren Auszierung, wie die bey unsern Freudenfeuern, aussiehet. So lange er brennet, und das Feuerwerk währet, tanzen die verkleideten Gauckler auf ver-

schie-

schiedene Art, nach einer unendlichen Menge von Instrumenten, und die Luft erschallt von den Gesängen der Talapoinen. Man sammlet die Asche des Toden in einen metallenen Todentopf, welchen man unter einer von den Pyramiden der Pagode einscharret. Seine Gebeine, welche das Feuer fast allezeit verschonet, werden an eben dem Orte begraben. Die Könige, ihre Weiber und Kinder, werden in einem von den Höfen des Pallastes verbrannt. Die Leichenbegängnisse der Prinzen vom Geblüte werden ausser dem Prassat, in einem von den Tempeln der Hauptstadt, gehalten. Alle andere Toden, von welchem Stande sie sind, werden aus den Städten getragen, eine Policey, welche fast im ganzen Oriente beobachtet wird. Piato sahe, während seines Aufenthalts zu Siam, folgende Ceremonien bey dem Leichenbegängnisse eines Königes beobachten. Der goldene Todentopf, in welchen man die Asche des Monarchen that, wurde in eine Balone von der ersten Grösse gesetzet, und in einer Pagode ausserhalb der Stadt begraben. Der Balon, welcher sie dahin brachte, ward von einer Menge anderer, kostbar ausgezierter, Fahrzeuge begleitet. In verschiedenen von denselben waren verschiedene Dinge, Löwen, Tyger, Schlangen und andere Thiere, vorgestellet. Ein Kind, in reichen Zeug gekleidet, und mit Edelsteinen besetzet, zeigte sich auf einer vergoldeten Erhöhung. Es hatte einen Säbel in der Hand, und stellete den Schutzengel des Prinzen vor. Als der Todentopf war in den Tempel getragen

worden,

worden, wurden die Vorstellungen verbrannt; welches bey dem Geräusch des Geschützes, der Trommeln, der Becken, und tausend verwirrter Instrumente, geschahe. Das Volk hielt sich zehn Tage lang in der größten Einsamkeit: alle Häuser waren verschlossen: niemand durfte sich auf den Gassen und öffentlichen Plätzen sehen lassen: eine tiefe Stille herrschte überall. Als diese Zeit vorbey war, eröfnete man die Tempel; man zierete sie mit den reichsten Zeugen aus; man hing viele Fahnen darinnen auf, und man machte auf den öffentlichen Plätzen Altäre, auf welchen man Weyhrauch brannte. Reuter, in weiß gekleidet, begaben sich in die verschiedenen Viertheile der Stadt, liessen die Thore, bey dem Klange der Instrumente, öfnen, und berichteten dem Volke, daß es einen König habe. Alsdenn lief jedermann in die Tempel, und that Wünsche für die Glückseligkeit des neuen Monarchen.

Diese Leichenbegängnisse, wovon ich geredet habe, werden in Ansehung der Kinder, deren Leiber insgemein ohne Begräbniß bleiben, nicht angestellt. Diejenigen, welche an einer ansteckenden Krankheit sterben, werden in ein Grab verscharret, und der Ehre des Scheiterhaufens beraubet. Man verfähret mit den Missethätern, mit den Ersäuften, mit Leuten, welche der Donner erschlagen hat, mit Weibern, die in Kindesnöthen sterben, und mit allen denjenigen, welche eines gewaltsamen Todes sterben, eben also. Ihre Leiber werden auf dem Felde eingescharret,

und die Gräber, welche man ihnen macht, sind so wenig tief, daß sie öfters ein Raub der wilden Thiere werden.

§. III.

Schauspiele und andere Ergötzlichkeiten.

Der Siamsche Schauplatz stellet dreyerley Schauspiele dar; den Cone, den Lacone, und den Rabam.

Der Cone ist ein Pantomimischer Tanz mit Gesängen untermischt. Er wird von Mannspersonen aufgeführet, welche, nach den Instrumenten, verschiedene Ballets tanzen, die alle eine kriegerische Handlung vorstellen. * Sie sind verlarvet und gewafnet. Ihre Masken sind häßlich, und ihre Verdrehungen haben etwas erschreckliches.

Der Lacone ist eine Vorstellung, die etwas episches und dramatisches hat. Sie währet ungefähr sechs und dreyßig Stunden, und man endiget sie in drey Tagen. Die Materie derselben ist eine ernsthafte Geschichte, wovon ein Theil vorgestellet und ein Theil erzählet wird. Einer von den Commödianten spielet die Rolle des Geschichtsschreibers: die andern stellen die verschiedenen Personen vor, von welchen die Vorstellung han-

* La Loubere, Theil 2. Cap. 6.

handelt. Sie sagen ihre Rolle nach der Reihe her; diejenigen aber, welche nicht reden, bleiben dem ohngeachtet auf der Schaubühne. Das Stück ist in Versen, welche abgesungen werden; die Commödianten haben keine Masken.

Das Schauspiel, Rabam genannt, wird von Männern und Weibern aufgeführet, welche zugleich singen und tanzen, und welche es, ohne sich zu ermüden, thun können, weil ihr Tanz nur ein langsamer Gang, mit einigen Verdrehungen des Leibes und der Arme begleitet, ist. Die Hauptvorstellung wird durch zwey Narren unterbrochen, welche auf die Scene treten, und das Volk mit groben Scherz belustigen. Der Tanz und der Gesang des Rabam haben nur eine verliebte Materie zum Grunde. Die Acteurs und Actricen haben sehr lange Nägel von gelben Kupfer, hohe und spitzige Mützen, mit falschen Steinen besetzet, und Ohrengehänke von vergoldeten Holze. In diesen Mützen, und in den häßlichen Larven, wovon man weiter oben geredet hat, bestehet zu Siam die ganze Verkleidung der Commödianten.

Der Cone und Rabam werden bey Leichenbegängnissen aufgeführet, und niemahls wird ein Tempel, ohne einen Lacone vorzustellen, eingeweyhet. Diese verschiedenen Schauspiele können also unter die heiligen Gebräuche dieses Volks gerechnet werden, und die Einbildung heiliget hier Sachen, welche anderwärts mit einer übermäßigen Strenge verdammet werden.

Es sind in dem Königreiche Chinesische Commödianten, deren Schauspiele sehr ordentlich sind; Laos, welche Puppen tanzen lassen; Seiltänzer und andere Marktschreyer. La Loubere und Tachard machen von den Siamschen Seiltänzern, welche unsere Europäische Luftspringer zu übertreffen scheinen, viel Aufhebens. Der fliegende Drache ist, den Winter hindurch, einer von den Zeitvertreiben des Siamschen Hofes, und aller Beherrscher Indiens, den Mogol ausgenommen. Die Siameser binden ein Licht, und zuweilen ein Goldstücke, daran, welches demjenigen gehöret, der den fliegenden Drachen findet, wenn der Strick abreisset. Des Königs seiner ist alle Nächte, die zwey Wintermonathe hindurch, in der Luft, und es sind Mandarinen bestellt, welche die Schnur halten müssen.

Man findet hier ein schwaches Bild von den alten Wettstreiten der Griechen und Römer. Es giebt Ringer hier, welche einzeln gegen einander mit den Ellbogen und Fäusten streiten. In diesem lezten Streite umwickeln sie die Hand mit einem Seile, an statt der eisernen Handschuh, welche die Römer darzu brauchten, und der kupfernen Ringe, deren sich noch heut zu Tage die Laos in eben dem Streite bedienen.

Das Balonenrennen auf dem Flusse ist eine andere Art vom Wettstreite, worinnen die geschicktesten Ruderer den Preiß davon tragen. Es ist ein Vergnügen zu sehen, mit welcher Schnelle diese leichten Fahrzeuge, welche sehr geschickt sind,

durch

durch das Wasser zu schneiden, um die Wette fahren, ohne daß ein einziger Ruderer, oft in einer Weite von zwey oder drey Meilen, einen Augenblick ausruhet. *

Man siehet hier kein Wettrennen mit Pferden; aber die Ochsenrennen sind sehr gewöhnlich, und haben etwas besonders. Man suchet einen Platz aus, ungefähr 500. Klaftern lang, und zwey Klaftern breit, und pflanzet in jede Ecke einen Stamm. Diese Stämme bedeuten die Schranken, und das Rennen geschiehet um sie herum. Zuweilen laufen zwey Ochsen mit einander; jeder Ochse aber wird von einem Kerl geführet, welcher voran läuft, und ihn an einer Schnure führet, die durch des Thieres Nasenlöcher gezogen ist. ** Von einer gewissen Weite zur andern stehen Leute in Bereitschaft, welche diese Läufer ablösen. Oefters laufen ein paar Ochsen, welche an einem Pflug angespannt sind, mit einem andern paar Ochsen, welche gleichfalls angespannt sind. Diese Ochsen werden von Läufern geführet, und über dieses ist hinter jedem Pfluge ein Kerl, welcher ihn in der Schwebe halten und verhindern muß, daß er nicht die Erde berühret, welches das Rennen aufhalten würde. Die Richter sitzen mitten in dem Platze auf einem erhabenen Gerüste, und sprechen dem Uberwinder den Preiß zu. Die Ochsen- und Balonenrennen geben zu ansehnlichen Wetten Anlaß. Die grossen Herren lassen zu

* Tachard, erste Reise, Buch 4.

** La Loubere, eben daselbst.

zu dieser ersten Ubung junge wohlgestaltete Ochsen abrichten. Man brauchet auch Büffel darzu. Ich habe in der Chinesischen Geschichte von der ausserordentlichen Geschwindigkeit der Ochsen von der Insel Formosa geredet, welche eben so schnell laufen, als die Pferde. Es scheinet, daß die Siamschen eben so geschwind sind; man reitet sie aber nicht, wie die Ochsen von der Insel Formosa.

Den Elephantenstreit könnte man, wenn man diese Thiere ihrer Tapferkeit überließ, unter die seltensten Schauspiele des Landes rechnen. Diejenigen aber, welche zu einem Wettstreite gebrauchet werden, haben an den Füssen viele Seile, welche von Leuten gehalten werden, und die man so gar zuweilen an Winden feste macht. La Loubere hat zwey mit einander streiten sehen, auf welchen ihre Führer sassen. Sie kamen nicht näher zusammen, als so weit, daß sie sich mit den Rüsseln erreichen, und sie bey dem Angriffe kaum kreutzweis über einander legen konnten. Nach fünf oder sechs Anfällen, machte man dem Streite ein Ende, und Elephantenweibchens, welche sich naheten, beruhigten die Feinde vollends gänzlich. Diese Streite sind in Mogol ernsthafter: Die Elephanten geben einander harte Schläge; sie greifen so gar den Führer ihres Feindes an; und wenn sie ihn mit ihrem Rüssel herunter werfen können, zertreten sie ihn mit den Füssen. In Siam schonet man das Leben des Menschen mehr, und man ist so gar mit dem Blute der Thiere sparsamer.

Der Streit der Elephanten mit den Tygern ist nicht blutiger. Der Elephant hat eine Art von Küraß, als eine Larve gestaltet, welcher ihm den Kopf bedecket. Der Tyger ist ohne Vertheidigung, und man bindet ihn so gar an einen Pfahl, damit er nicht auf seinen Feind losschiessen kann. * Wenn er zwey oder drey Schläge mit dem Rüssel bekommen hat, welche ihn in etwas entkräften, läßt man ihn los, und er fällt alsdenn seinen Feind an. Wenn er aber Vortheil über ihn hat, treibt man andere Elephanten auf ihn los, und der Tyger wird in diesem ungleichen Streite allemahl überwunden, ob es gleich selten geschiehet, daß er getödtet wird. Diese Schauspiele gehen ausserhalb der Stadt vor, auf einem Platze, der mit hohen Pfählen umgeben ist, auf welche man Gänge bauet. Es giebt hier keine andern Klopfechter, als die Ringer, von welchen ich geredet habe; sie streiten niemahls mit den Thieren: man wirft aber einige Missethäter den Elephanten und den Tygern unbewafnet vor.

Die Siameser lieben den Hahnenkampf sehr. Die größten sind nicht allezeit die stärksten und tapfersten. Wenn einer von den beyden Kämpfern zur Erde fällt, giebt man ihm zu saufen, und alsdenn fängt er den Streit mit neuer Hitze wieder an. Es kostet gemeiniglich einem von den streitenden Theilen das Leben, und deswegen eifern die Talapoinen wider diese Schauspiele.**

* Tachard, eben daselbst, Buch 5.

** La Loubere, wie oben.

Sie sagen, daß diejenigen, welche in diesem Leben Hähne mit einander kämpfen lassen, sich in dem andern Leben mit eisernen Stangen schlagen werden. Sie erhielten, unter der Regierung des Chaou=Naraie, einen Befehl, welcher diesen Kampf verboth. Man weiß, daß einer von unsern Königen * in seiner Jugend an diesem grausamen Schauspiel ein Vergnügen fand, und daß die Hofleute eine üble Vorbedeutung daraus zogen, welche zum Unglück eingetroffen ist.

Der gemeinste Zeitvertreib dieser Indianer ist das Spiel, welches sie unmäßig lieben, so gar daß sie ihr Vermögen, ihre Freyheit und ihrer Kinder ihre daran setzen. Sie ziehen allen andern Spielen das Trictrac vor, welches sie Saca heissen, und, wie wir, spielen. La Loubere vermuthet, daß sie es von den Portugiesen erlernet haben. Sie haben zwey Arten vom Schachspiele, wovon die eine mit der Europäischen vollkommen gleich ist, und die andere dem Chinesischen gleichet, welches etwas verschieden gezogen wird. Sie haben viele Glücksspiele; das Kartenspiel aber ist ihnen gänzlich unbekannt.

Der Rauchtabac hat für die Siameser grosse Reitzungen. Das Frauenzimmer hat sich so wohl daran gewöhnet, als die Mannspersonen, und so wohl Hohe als Niedrige sind hierinnen von einerley Geschmack. Schnupftabac brauchen sie wenig. Mit diesem verschiedenen Zeitvertreibe bringen die Siameser ihr Leben zu.

* Carl der eilfte.

Sie überlassen ihren Weibern die beschwerliche Arbeit, die Anbauung des Feldes, den Einkauf ins Hauß, und die andern Wirthschaftssorgen. Sie aber, wenn sie die Frohndienste, welche der Prinz sechs Monath lang von ihnen fordert, verrichtet haben, überlassen sich gänzlich dem Müßiggange. Sie gehen nicht spazieren; sie jagen niemahls; sie essen des Morgens eine Mahlzeit Reiß und Fische, und schlafen darauf ein. Sie essen zu Mittage, und schlafen wieder einige Stunden. Sie halten, wenn sich der Tag neiget, Abendmahlzeit. Die übrige Zeit wird mit spielen, reden, und rauchen zugebracht.

§. IV.

Gebräuche bey Mahlzeiten, bey Besuchen, Höflichkeit dieses Volkes.

Die Religion verbiethet den Siamesern die meiste Art vom Fleische, und schränket ihre Nahrung auf Reiß, Gemüse, Früchte, und gedörrten Fisch, ein. Unsere Einsiedler führen kein mäßigerers Leben. Diese Mäßigkeit ist um desto lobenswürdiger, weil das Land am Wildpret, an Federvieh, und an Speisen von allerhand Art, welche sehr wohlfeil sind *, einen Ueberfluß hat.

* Zu der Zeit, als La Loubere in Siam war, konnte man ein Dutzend Hühner für zwanzig Kreutzer, ein Schwein für sieben Kreutzer, und eine Kuh für zehn Kreutzer, haben. Ein Mensch kann hier des Tags mit einem Pfennig leben.

Das Fleisch aber ist hier nicht saftig und so unverdaulich, daß die Europäer selbst mit der Zeit es überdrüßig werden. Die Siameser ziehen die Gedärme, das Eingeweide, und was uns an den Thieren am eckelhaftesten scheinet, vor. Sie essen mit Vergnügen verfaulte Fische, stinkende Eyer, Ratten, Eydexen, Heuschrecken, und anderes Geschmeisse. Sie haben kleine Austern, die sehr gut sind, Schildkröten von mittelmäßiger Grösse, Krebse von verschiedenen Arten, sehr grosse Aale, und andere wohlschmeckende Fische: sie essen aber lieber eingesalzenen Fisch, und, der am meisten stinket, hat allemahl den Vorzug.

Sie vermischen ihre meisten Speisen mit einem gewissen Teig, Capi genannt, welcher entsetzlich stinket. Sie thun eine Menge Gewürze und starke Kräuter daran. Die Butter ist in dem Lande ziemlich selten, weil die Siameser ihre Kühe nicht melken. Die Mogols verkaufen dieselbe. Das Cocosoehl ist gebräuchlicher: wenn es jung ist, ist es sehr süsse, und unser Provenceroehl ist nicht so gut; es verdirbt aber in wenig Tagen.

Bey ihren kostbarsten Mahlzeiten ist weder Kunst noch Zierlichkeit: man setzet alles unter einander, ohne Ordnung, auf. Die Gäste sitzen auf Matten, oder Teppichen, in gewisser Weite von einander, und man legt jeden besonders vor. So wird es gleichfalls bey den gewöhnlichen Mahlzeiten gehalten: Der Mann isset an einem Tische, die Frau an einem andern, und jedem

Kinde

Kinde wird besonders aufgetragen, wenn ihrer gleich zwölfe oder fünfzehn in einem Hause sind. Die Essensstunde ist des Morgens, so bald man aus dem Bette aufstehet: Des Mittags halten sie eine kleine Mahlzeit, und des Abends speisen sie, wenn die Sonne untergegangen ist.

Wasser ist ihr gewöhnlicher Trank: sie haben die Gewohnheit es wohlriechend zu machen. Sie trinken auch, wie die Chineser, bey ihren Mahlzeiten Thee: dieser Trank aber ist anders nirgends, als in der Hauptstadt, sehr gebräuchlich. Man findet hier keinen andern Wein, als denjenigen, welcher aus Persien, oder aus Europa, kommt: die Spanischen Weine sind am gemeinsten. Sie haben verschiedene Arten von starken Getränken. Der **Tari** und der **Neri** sind ein natürlicher Saft von zwey Arten von Palmiten, wovon der eine der Arekabaum, und der andere eine Art von wilden Baumwollenbaum, ist. Man sammlet ihn, indem man einen Schnitt in die Bäume zu oberst des Stammes macht, und einen Recipienten, den man sorgfältig verstopfet, damit die Luft nicht hinein kann, an denselben setzet. Dieser Saft wird nur des Nachts herausgezogen: er würde sauer werden, wenn man ihn am Tage sammlete. * Sie bedienen sich eines andern Tranks, den sie **Laou** heissen, und welchen die Europäer Rack, oder Arak, genennet haben. Es ist ein abgezogenes Wasser, das man

* La Loubere, Theil 1. Cap. 9. Gervaise, eben daselbst.

man aus Reißkörnern, welche in Kalke gegohren haben, verfertiget. Die Indianer trinken es unvermischt, und geben für, daß es ihre Kräfte, welche durch die beständige Ausdünstung erschöpfet werden, wieder herstellet. Die Europäer mischen Zucker und Zimmet darunter, und setzen es eine Zeitlang an die Sonne, welches ihm einen gewissen bittern Geschmack, den es von Natur hat, benimmt. Von diesem Brandewein machen die Engländer ihren Punch, indem sie zu einem Maaß Rack ein halb Maaß Citronensaft, Muscade und gerösteten und gestossenen Schiffszwieback nehmen.

Die Mohren, welche in Siam wohnhaft sind, gebrauchen den Caffe sehr, welchen sie aus Arabien bekommen.

Die Siameser sind von Natur höflich und fürsichtig. Man gewöhnet sie von Kindheit auf zu einer grossen Höflichkeit gegen ihres gleichen, und zu einem unendlichen Gehorsam gegen ihre Eltern und Vorgesetzten. Die Alten sind hier in grossen Ansehen. Die Einigkeit in den Familien ist vortreflich: der Vortheil entzweyet sie nicht: ein Mensch, welcher sich unterstünde, seinen Vater zu verklagen, würde für ein Ungeheuer gehalten werden.

Diese Höflichkeit und diese gelassene Gemüthsart merket man an vielen Dingen. Ihre Sprache ist voll von ehrfürchtigen und schmeichelhaften Worten, welche sie gegen einander gebrauchen, und mit welchen ein jeder, mit einer gewis-

senhaften Sorgfalt, Personen von einem höhern Stande dasjenige erweißt, was er ihnen schuldig ist. Die Mannspersonen haben für das Frauenzimmer eine unendliche Ehrfurcht: man giebt ihnen nur hier die Nahmen der kostbarsten Dinge, welche am meisten geschätzet werden, als die Nahmen eines jungen Diamants, des jungen Goldes, des jungen Cristals, der jungen Blume, des jungen Himmels. Das Wort Nang, welches in der Balischen Sprache jung bedeutet, wird meistens den Damen gegeben, weil man hier so wohl, als anderwärts, glaubet, daß dieses die schmeichelhafteste Lobeserhebung ist, welche man ihnen machen kann.

Die Worte, deren sie sich zum Grusse bedienen, sind diese: Ca vai Tchaou, ich grüsse meinen Herrn. Bey Besuchen, wenn sie ein Niedrigerer abstattet, beugt er sich, wenn er in das Zimmer tritt, nachdem er beyde Hände, bis an die Stirne, aufgehoben hat. Hernach fällt er nieder, und wartet auf den Knien, indem er aber zugleich auf den Fersen sitzet, bis der Herr des Hauses mit ihm redet. Wenn der Besuch bey seines gleichen abgestattet wird, neiget sich nur derjenige, welcher besuchet, schlecht weg, und derjenige, welcher den Besuch erhält, vergilt es mit einer gleichen Höflichkeit, indem er sagt: **Maleou Chaou Maleou**, er ist gekommen, der Herr ist gekommen. Die ersten Fragen, welche man an einander thut, sind diese: Befinden sie sich wohl? Essen sie wohl? Schlafen sie

wohl?

wohl: Der Haußherr läßt alsdenn Arek, Betel, Thee, eingemachte Sachen, Früchte, Reiß, Fisch, kommen, und reichet selbst dem Fremden alle diese Sachen dar. Es ist eingeführet, daß dieser alles annehmen muß, und es würde eine Grobheit seyn, wenn man sagte, ich habe zur Gnüge. Man gehet mit eben den Umständen wieder von einander: derjenige aber, welcher den Besuch abgestattet hat, stehet von seinem Platze nicht eher auf, bis er um Erlaubniß gebethen hat, sich wegzubegeben.

Ihre Art zu sitzen ist, wie im ganzen Oriente, daß sie die Beine kreutzweis über einander legen. Sie sind zu dieser Art zu sitzen so sehr gewöhnet, daß, wenn man ihnen auch einen Stuhl giebt, sie sich nicht anders darauf setzen. Wenn sich viele Personen mit einander unterhalten, so stehen sie niemahls: sondern ein jeder setzt sich auf die Fersen, oder legt sich nieder auf die Ellbogen, aus Ehrfurcht für einander. Die Sclaven setzen sich in Gegenwart ihrer Herren in die erste Stellung, neigen den Kopf ein wenig, und heben die Hände zusammen gefaltet, bis an die Stirn, auf. Wenn man einer Person von höhern Stande begegnet, leget man auf eben die Weise die Hände kreutzweis über einander, und neiget sich aus Ehrfurcht.

Der erhabenste Ort wird hier für den vornehmsten Platz gehalten, und wenn der Boden gleich ist, ist zur Rechten die Oberstelle. Keine Privatperson läßt seines gleichen auf der rechten Hand gehen, oder über sich sitzen. Wenn sie

auf

auf der Strasse gehen, gehet einer hinter den andern, und niemahls neben einander. Es ist wider die Hochachtung gegen Personen, welche in einem Balon sitzen, wenn man zu eben der Zeit, da sie unter einer Brücke durchfahren, über dieselbe gehet. Die Siameser sind hierinnen so eigensinnig, daß sie lieber den Balon anhalten lassen, als sich dem Schimpfe aussetzen wollen, unter eines andern Füssen wegzufahren. Wenn die Gesandten von Frankreich in dem untern Saale ihrer Wohnung waren, unterstunden sich die Siameser, welche man ihnen zur Bedienung gegeben hatte, nicht, in das erste Stockwerk, auch nicht einmahl, wenn es nöthig war, zu steigen. Als die Mandarinen, welche nach Frankreich geschicket wurden, in einem Pallaste von Vincennes in besondere Zimmer angewiesen wurden, so daß der vornehmste der Gesandschaft, welcher den Brief seines Herrn hatte, in dem ersten Stockwerke, und die andern im zweyten, sich befanden, lief einer von den Gesandten, als er gewahr wurde, daß er über dem Briefe seines Königes war, über Halß und Kopf von seinem Zimmer herunter, und wollte sich nicht wieder dahin begeben. Aus einer Folge von diesem Vorurtheile verwundern sich die Siameser, daß man in Europa den Bedienten den höchsten Ort des Hauses eingiebt. Wenn der König in einem Balon spazieren fährt, sitzt er auf einer sehr hohen Erhöhung, und alle Privatpersonen erhalten Befehl aus ihren Häusern zu gehen, und auf dem Ufer niederzufallen,

damit

damit niemand an einem höhern Orte sey, als der Sitz des Königs ist.

In diesen Umständen bestehet hier eine Schuldigkeit, welcher man sich nicht entziehen kann, und die Siameser sind hierinne fast eben so abergläubisch, als die Chineser. Wenn die Privatpersonen wider das Ceremoniel handeln, welches sie gegen ihre Vorgesetzten zu beobachten schuldig sind, sind sie berechtiget sie prügeln zu lassen: hingegen verzeyhen sich die Siameser viele Sachen, welche bey uns die Gesetze des Wohlstandes beleidigen. Es ist bey ihnen keine Grobheit, in Gesellschaft zu rülpsen, sich mit dem Daumen den Schweiß von der Stirne abzuwischen, und sich in die Finger zu schneutzen. Wenn sie einen Besuch abstatten, tragen sie einen Spucknapf bey sich, damit sie die Matten und Teppiche, worauf man sie nieder setzen läßt, nicht verderben.

Einen ins Gesichte fühlen, an die Haare greifen, oder ihm mit der Hand über den Kopf fahren, ist eine empfindliche Beschimpfung. Es ist gleichfalls eine Unhöflichkeit, wenn man einem, bey seinem Empfang, nur eine Hand reichet: es ist Gebrauch, daß man seine beyden Hände unter des anderen seine leget. Alles, was man darbiethet, und empfängt, muß mit beyden Händen gehalten werden. Sie fangen ihre Briefe auf Art der Römer an: **Der und der an den und den**; und drücken ihr Petschaft, ohne einige Unterschrift, darunter. Der Brief wird in einen hohlen Stock gethan, und seine Oefnung mit eben dem Petschaft besiegelt.

§. V.

§. V.

Kleidung, Hausrath, Fuhrwerke.

Die meisten Siameser haben zur Kleidung nichts, als ein Stück gemahlte Leinwand, welches sie um die Lenden und Dickbeine herumwickeln, und welches ihnen nur bis an die Knie herunter gehet. Die Portugiesen haben ihm den Nahmen Pagne gegeben. Im Winter nimmt man zu dieser Kleidung zuweilen noch ein ander Stück Zeug, womit man sich die Schultern bedeckt, und welches als eine Scherpe getragen wird. *

Die Pagne der Mandarinen ist grösser, als der Privatpersonen ihre, und von reichern Zeuge. Gemeiniglich ist es ein seidener Zeug mit Gold oder Silber durchwirket, oder von der feinen Leinwand, welche die Kaufleute Chitte von Monsulipatan nennen. Die Standespersonen tragen über dieses ein Hemde von Musselin, ohne Halskragen, und vorne so offen, daß ihnen die ganze Brust blos bleibet. Man ziehet es über das Kleid an, ein Gebrauch, welcher den Europäern sehr besonders vorkommt. Die Ermel sind sehr weit: sie gehen aber nur bis mitten auf den Arm. Der Leib daran ist so enge, daß, weil er nicht über die Pagne gehet, sie sich in viele

* La Loubere, Theil 2. Cap. 1. Gervaise, eben daselbst.

viele Falten legen. Es ist hier gebräuchlich, daß man, wenn man einem Mandarin begegnet, der vornehmer ist, dieses Hemde ausziehet, welches man geschwinde um den Leib wickelt, um diesem Herrn seine Ehrfurcht und Unterthänigkeit zu bezeugen.

Der König trägt unter seinem Hemde eine Art einer Weste von goldenen Brocat, deren enge Ermel bis an die Handbiege herunter gehen. Sie wird vorne zugeknöpfet, und gehet bis auf die Knie herunter. Kein Siameser darf eine solche Weste tragen, wo er sie nicht von den Händen des Königes empfängt, welcher nur den hohen Bedienten der Crone diese Gnade erzeiget.

Das Volk trägt keine Schuh, und bedecket sich den Kopf nicht. Die grossen Herren haben spitzige Schuh, ohne Quartiere und Laschen. Den Kopf bedecken sie mit einer sehr hohen Mütze, welche die Gestalt eines Zuckerhuts hat, und, nach dem Stande des Mandarins, mit goldenen oder silbernen Reifen gezieret ist. Man befestiget sie unter dem Kien mit Bändern.

Die Kleidung des Frauenzimmers ist von der Kleidung der Mannspersonen wenig unterschieden. Sie tragen eben ein solches Hemde; sie machen aber ein Stück Musselin daran, welches ihnen den Busen bedecket. Ihre Pagne ist ein wenig länger, als der Mannspersonen ihre: sie ist gemeiniglich schwarz, und der Zeug ist, nach dem Stande der Personen, mehr, oder weniger, reich.

reich. Ausser den Gehänken, womit sie ihre Ohren beschweren, und der grossen Menge Ringe, die sie an ihren Fingern tragen, stecken sie durch ihre Nasenlöcher viele Ringe, eine Zierath, welche die Indianischen Weiber sehr lieben. Sie gehen mit blossen Kopfe, und haben weder Strümpfe noch Schuhe an den Füssen. Sie tragen die Haare sehr kurz, und bestreichen sie mit einem wohlriechenden Oehle, welches sie glänzend macht. Die Mannspersonen bestreichen ihre Haare auch damit, und ein Mann gehet nicht zu seiner Frau, oder eine Frau zu ihrem Manne, noch die Kinder zu ihren Eltern, ohne sich auf diese Weise wohlriechend gemacht zu haben.

Nichts ist ungekünstelter, als der Hausrath in diesem Lande. Er bestehet gemeiniglich aus einigen Matten von Weiden oder Reißstroh, welche ihnen zu Stühlen, zu Lehnsesseln, und Betten dienen. Man siehet bey einigen Mandarinen Chinesische und Japonesische Cabinete, Porcellain, welches ohne grosse Ordnung gesetzet ist, Persianische Teppiche, welche auf dem Fußboden aufgebreitet sind, und in der Ecke des Zimmers, einige Kopfküssen: hieraus bestehet der Hausrath der schönsten Palläste. Die Siameser schlafen auf Matten, ohne andere Decke, als ihre Pagne, welche sie über sich breiten, oder anbehalten. Einige haben an ihren Betten Vorhänge von Musselin, um sich für die Mücken zu schützen: andere schlafen auf einer baumwollenen Matraze; aber diese Zärtlichkeit ist nur bey reichen Leuten im Gebrauche.

Was die Siamschen Fuhrwerke und Equipagen betrift, so ist dieses das merkwürdigste, was ich gefunden habe. Die Mandarinen reiten gemeiniglich auf Elephanten: die Privatpersonen auf Ochsen und Büffels. Man brauchet hier fast gar keine Pferde, welche in dem Lande selten, und über dieses von schlechter Art sind, welches La Loubere dem groben Futter zuschreibet.* Diejenigen, die der König zum Kriege hält, werden gemeiniglich aus Batavia gebracht. Er reitet sie selten: er hält den Elephanten für edler, und zum Kriege besser zu reiten. Die Siameser sagen, daß dieses Thier seinen Herrn zu vertheidigen weiß, daß es ihn mit seinem Rüssel wieder aufhebet, wenn er herunter fällt, und daß es seinen Feind wüthend anfällt. Man merket, als ein besonderes Beyspiel, an, daß ein König von Siam **, als er vom Throne gestossen wurde, und sich von dem unrechtmäßigen Besitzer verfolget sahe, lieber auf einem Elephanten, als auf einem Pferde, fliehen wollte, ob ihm gleich bey dieser Gelegenheit ein Pferd bessere Dienste gethan haben würde. Es ist allemahl in dem Pallaste ein angeschirrter, und zum Gehen fertiger, Elephant: man nennet ihn den **Elephanten von der Wache**. Er stehet in einem Stalle, welcher an das Zimmer des Monarchen stößt, und worinne man ein klein Gerüste gemacht hat, von welchem sich der König sehr leicht auf den Rücken des Thiers setzen kann. Wenn er sich

* La Loubere, wie oben, Cap. 5.

** Der Vorfahre des Chaou-Naraie.

sich in einem andern Fuhrwerke fahren läßt, steiget er ebenfalls von einem Fenster, oder von einer Erhöhung des Pallastes, hinein. Es ist an diesem Hofe das Ceremoniel, daß sich ein Monarche dem Volke nur von einem erhabenen Orte zeigen darf.

Die Siameser haben zweyerley Sänften, welche mit den unsern keine Gleichheit haben. Einige bestehen aus einer Art von Tragbahre, worauf ein mehr, oder weniger, hoher Sitz ist. Vier oder acht Leute tragen sie auf ihren Schultern. Diese Sitze haben zuweilen Arme und eine Lehne, wie unsere Lehnstühle: andere sind mit einem Geländer umgeben, welches die Seiten und den Rücken des Sitzes einschließt, und sie vorne frey und offen läßt, damit man hinein und heraus gehen kann. Es giebt einige, welche mit einem Himmel bedecket sind. Diese Erhöhungen, die, nach dem Stande der Personen, mehr, oder weniger, gezieret sind, werden nicht nur auf die Tragesessel, sondern auch auf die Balonen und Elephanten gesetzet. Der Himmel deutet hier keinen besondern Vorzug an. Wenn der König auf einem Elephanten ausreitet, ist sein Sitz frey: auf den Seiten aber und an dem Rücken der Erhöhung lauft vergoldetes Laubwerk in die Höhe. Wenn er still hält, nähert sich ihm einer, und bedecket ihn mit einem grossen Sonnenschirm, welcher an eine sehr lange Stange gemacht ist. Der Gebrauch dieser Sonnenschirme ist nicht jedermann erlaubt. Diejenigen, welche nur von einem Ueberzuge, ohne Kranz und Zier-

rathen sind, werden für die geringsten gehalten. Diejenigen, welche zwey oder drey kleine Kränze haben, die von der runden Decke, einer höher, als der andere, herunter hängen, gehören nur für die grossen Bedienten. Diese giebt der König den Sancrats, oder Bischöffen des Landes, und schicket den Französischen Abgesandten eben dergleichen. Die Talapoinen haben Sonnenschirme, welche die Gestalt der Feuerschirme haben, und aus einem rundgeschnittenen und in Falten gelegten Palmitenblatte gemacht sind. Der König allein hat das Recht, sich einen Sonnenschirm, der aus vielen Absätzen bestehet, vortragen zu lassen.

Die andere Art von Tragsesseln gleichet demjenigen ziemlich, was unsere Berichte von Africa Hamack nennen. Es ist eine Art von einem Bette, welches an einer langen eisernen Stange hänget, die von Leuten auf den Schultern getragen wird. Niemand, als Kranke und Alte, darf sich hier derselben bedienen.

Eilfter Abschnitt.

Gestalt und Gesichtsbildung der Siameser. Gemüthsart dieses Volks.

Die Siameser sind von einer mittelmäßigen, aber wohl gemachten, Leibesgestalt. Man findet hier wenig ungestalte Personen: und dennoch

noch ist kein Land, wo man die Kinder mehr verwahrloset. Bey ihrer Geburth tauchet man sie in den Fluß, um sie abzuwaschen: man wickelt sie nicht in Windeln: man leget sie nackend auf eine Matte: man entwöhnet sie nach sechs Monathen, und man giebet ihnen nichts anders, als Reiß, zu essen.

* Gervaise versichert, daß die Siameser, wie die meisten Indianer, nicht braun gebohren werden, daß sie es aber bald werden, weil man sie, von Jugend auf, nackend in der Sonnenhitze zu gehen gewöhnet. ** Manns- und Weibspersonen sind überhaupt sehr häßlich. Den meisten haben die Pocken, welche hier erschrecklich wüthen, das Gesichte verstellt. Sie haben grosse Ohren, kleine, übelgespaltene, und matte Augen, welche von einer gelblichten schwarzen Farbe sind: ihre Nase ist flach: ihre Backen sind eingefallen und oben breit. Sie haben sehr weite Nasenlöcher, einen grossen Mund, dicke und blasse Lippen, schwarze Zähne, eine braun und röthliche Gesichtsfarbe, eine spitzige Stirn und Kien, so daß ihr Gesichte mehr einem länglicht geschobenen Viereck, als einer länglichten Rundung gleichet.

Die Weiber sind wohl gebauet; aber ihre Gesichtszüge sind so grob, daß man sie, nach ihrer Bildung, kaum von den Mannspersonen unterscheiden kann. Weil sie weder Schnürbrüste, noch Mieder, tragen, so hängt ihnen die Brust

U 4 sehr

* Gervaise, wie oben.

** La Loubere, Theil 2. Cap. 1. und folgende.

sehr weit herunter. Sie schminken sich nicht; die Mannspersonen aber färben sich zuweilen die Arme, die Dickbeine und die Schenkel blau. Beyderley Geschlechte haben sehr kurze und gerade Haare.

Diese Indianer, welche mit schwarzen Weibern, deren Gesichtsbildung mit unsern Europäerinnen nichts gemein hat, zu leben gewohnt sind, wurden, bey Anschauung einiger Bildnisse, welche ihnen La Loubere zeigte, und welche verschiedene schöne Personen des Französischen Hofs vorstellten, nur mittelmäßig gerühret. Eine grosse Puppe des Pallasts machte bey zwey jungen Mandarinen mehr Eindruck, welche sagten, daß eine solche Frau wohl funfzehn tausend Französische Pfund werth wäre, daß aber niemand in Siam sich befände, welcher sie zu kaufen im Stande wäre. Was die Kleidung und Zierathen, welche die Puppe trug, anlangte, hielten sich die Mandarinen darüber auf, und sagten, daß dieser eitele Putz für einen Mann sehr beschwerlich wäre. La Loubere schreibt diese Einfalt der Meynung zu, worinnen die Siameser stunden, daß das Europäische Frauenzimmer, wie das Siamsche, angekleidet schläfet. Was würden unsere Siameser gesagt haben, wenn die Puppe einen grossen Reifrock angehabt hätte? Dieses unnöthige Ding, welches ein neuerer Uebermuth erfunden hat, würde ihnen noch beschwerlicher geschienen haben. Die Gesandten, welche Chaou-Naraie nach Frankreich schickte, waren anfangs gegen die Reitzungen unserer

schönsten Frauenzimmer ziemlich unempfindlich: ihre Weisse, ihre lockichten Haare, ihre weissen Zähne, und ihre fliegenden Röcke, setzten diese Indianer mehr in Erstaunung, als sie ihnen Vergnügen verursachten. Die Zeit und Ueberlegung aber öfnete ihnen endlich die Augen, und sie gestunden hernach, daß die Siameserinnen, in Vergleichung mit den Französinnen, nichts liebenswürdiges hätten, und daß der Preiß der Schönheit den Europäerinnen zugehörte. Was den Streit vollends entscheidet, ist, daß der König von Siam, der Mogol und andere Indianische Monarchen, allemahl in ihrem Serail weisse Weiber haben, welche sie aus Mingrelien oder Georgien bekommen. Die Weiber aus eben diesen Ländern machen die Zierde des Serail von Constantinopel aus, wo man niemahls schwarze Weiber aufnimmt.

Die Siameser sind sehr reinlich: sie baden sich des Tags drey oder vier mahl, entweder indem sie sich nach unserer Weise in das Wasser tauchen, oder indem sie sich über den Leib ein wenig Wasser giessen lassen, welches sie zuweilen ganze Stunden lang hinter einander thun. Man stattet keinen wichtigen Besuch ab, ohne sich vorher zu waschen, und um zu zeigen, daß man erst aus dem Bade kommt, macht man sich mit Kreyde auf die Brust ein weisses Zeichen. Die Gewohnheit des Landes ist, daß man den Leib mit wohlriechenden Sachen beschmieret, und die Lippen mit einer wohlriechenden Pommade be-

streichet, welche sie sehr blaß machet. Sie machen ihre Haare auf eben diese Weise wohlriechend. Sie pudern sie niemahls, sie kämmen sie aber sorgfältig, indem sie sich darzu eines sonderbaren Werkzeugs bedienen, welches an statt, daß es aus einem Stücke seyn sollte, wie unsere Kämme, nur eine Zusammensetzung von kleinen Spitzen ist, welche mit einem Drathe an einander feste gemacht sind. Sie reissen sich den Bart aus, wie er wächset, und sie haben von Natur wenig. Sie schneiden ihre Nägel nicht ab, sie färben sie aber sorgfältig.

Die Sclavische Art, in welcher die Siameser erzogen werden, schlägt ihren Muth nieder, und macht sie ausserordentlich feige. Ihre Gemüthsart ist gelassen, sie hat aber nichts anzügliches. Sie sind kalt, faul, mäßig und uneigennützig, mehr aus Trägheit, als aus Tugend. Ihre Gleichgültigkeit ist ausserordentlich, und kommt der Unempfindlichkeit nahe: sie bewundern nichts, und hassen nur sehr schwach; und ihre Gemüthsart ist, sagt ein Schriftsteller, der sie wohl gekannt hat, so ruhig, als ihr Himmel. Sie üben den Verstand gar nicht, und treiben eben so wenig die Leibesübungen. Ohne die beschwerlichen Hofdienste, womit sie beladen sind, und welche ihre Faulheit vielleicht zu billigen Diensten macht, würde dieses Volk in einer gänzlichen Unthätigkeit leben. Ihr Gang ist langsam, und hat nichts freyes. Sie können mit ihren Händen keine Flinte halten, und wenn sie schiessen wollen,

müssen

müssen sie dieselbe auf das Knie legen. Die Soldaten auf der Wache sitzen, oder liegen ruhig auf ihren Posten.

Ihre Gesichtsbildung hat etwas trauriges und tummes, welches von ihrem Verstande keinen grossen Begriff machet. Dennoch haben sie Einsicht und Uberlegung. Sie begreifen leicht; ihre Begriffe sind deutlich, ihre Antworten lebhaft und geistreich: sie fassen alles, was man ihnen saget, sehr wohl, und wenn ihre Einbildungskraft nicht stark genung ist zum Erfinden, so machen sie doch wenigstens sehr geschickt alles nach, was sie sehen. Der Mangel der Bemühung und Nacheiferung macht hier alle natürliche Gaben unbrauchbar.

Der Trunk und der Zorn sind Laster, welche sie verabscheuen, und welche man nur an den niederträchtigsten Leuten siehet. Sie sind ruhmräthig, und gegen die Beleidigungen, die ihre Ehre betreffen, sehr empfindlich: die andern Unglücksfälle rühren sie wenig, und sie stehen die härtesten Strafen mit Standhaftigkeit aus. Man schlägt sie fast tod, ohne daß sie das geringste Geschrey von sich hören lassen: sie weinen fast niemahls. *

Ob sie gleich ihre Religion, wovon sie nur obenhin einen Begriff haben, sehr wenig beobachten, so halten sie doch diejenigen, welche sie lehren, und welche die strengsten Pflichten derselben auszuüben sich befleißigen, sehr in Ehren.

Sie

* Le Blanc, Buch 5.

Sie finden ein Vergnügen daran, die Tempel auszuzieren, und die Priester zu bereichern. Der Aberglaube, welcher sich bey allen Nationen, nach dem Grade ihrer Unwissenheit, befindet, ist unter diesem Volke ausserordentlich groß. * Sie glauben an Prophezeyungen und Weissagungen, und sie sind so sehr überzeuget, daß es untrügliche Regeln giebt, das Zukünftige zu wissen, daß man die Wahrsager des Königes, wenn sie sich betrügen, mit Stockschlägen bestrafet. Man begegnet den Aerzten des Hofes eben so strenge, wenn ihre Arzneymittel nicht anschlagen: und dieses kommt von einem andern Vorurtheile, welches man hier hat, daß es nehmlich eine gewisse Kunst giebt, den Kranken ihre Gesundheit wieder zu geben.

Diejenigen, welche in Siam sich auf die Sterndeuterkunst legen, stammen meistentheils aus Pegu, oder aus dem Lande der Bramas, her. Man unternimmt nichts, auch nicht eine Reise, ohne sie um Rath zu fragen. Der vornehmste Sterndeuter des Hofes macht alle Jahr einen Calender, in welchem er die glücklichen und unglücklichen Tage anmerket; und das Volk läßt sich von diesem betrügerischen Calender in allen seinen Unternehmungen führen. Der Sonntag, welcher hier der Tag der Sonne genennet wird, wird für den glücklichsten Tag in der Woche gehalten. Der zunehmende Mond ist günstiger, als der abnehmende. Man siehet, als gefähr-

liche

* La Loubere, Theil 2. Cap. 11.

liche Vorbedeutungen, das Geheule der wilden Thiere an; das starke Geschrey der Hirsche und der Affen; die Begegnung einer Schlange mitten im Wege; den Fall eines Dinges, welches von sich selber fällt, und ohne einige anscheinende Ursache. Diese nichtigen ungefähren Zufälle sind hinreichend die Seele eines Siamesers in Schrecken zu setzen, und es dahin zu bringen, daß er die wichtigste Sache gänzlich aufgiebt, oder auf einen andern Tag verschiebet.

Eine Art zu wahrsagen ist bey ihnen, daß sie auf die Gasse gehen, nachdem sie einige abergläubische Dinge vorgenommen haben, und, auf Gerathewohl, die ersten Worte, die sie hören, auffangen. Diese Weissagung scheinet ihnen untrüglich. Ihre Wahrsager geben vor, daß sie Talismanns haben, womit sie ihren Feind umbringen, sich feste, und einen Angeber stumm machen können. Viele von diesen Talismanns bestehen aus Stückchen Papier, worauf Figuren und Buchstaben sind. Die Matrosen, welche von einem Sturme bedrohet werden, hängen sie an das Schifstackel, und glauben dadurch die Winde und das Ungewitter zu beschwören. Die Richter bedienen sich derselben, wenn sie Eyde und Proben ablegen lassen, und geben sie im Wasser oder Pillen zu verschlucken. Die Aerzte mischen sie unter die Getränke, die sie ihren Kranken geben, oder hängen sie an den Rand des Geschirrs, damit gewisse Geister, welche sie Petpayatons nennen, die Würkung des Mittels

nicht

nicht verhindern sollen. Man glaubet, daß diese Geister in der Luft schweben, daß sie den Menschen zu schaden suchen, daß sie die Weiber lieben, und daß sie allen Jungfern, denen sie eine gefährliche Wunde machen, welche hernach alle Monathe sich wieder aufthut, die Jungferschaft nehmen.

Es ist eine Folge dieser abergläubischen Gemüthsart, daß sie alle Weiber, nach ihrer Niederkunft, eine gewisse Ceremonie beobachten lassen, welche mit der alten Reinigung der Juden einige Aehnlichkeit hat. Man stellet sie einen Monath hindurch an ein grosses Feuer, um welches sie herum gehen müssen. In Pegu setzet man die Weiber auf eine Flechte von Bambus, welche auf Pfählen lieget, und unter welcher man ein kleines Feuer anzündet: man läßt sie aber nur vier oder fünf Tage lang auf dieser Art von Roste sitzen. So bald sie diese Ceremonie verrichtet haben, danket man in beyden Ländern dem Feuer, daß es sie gereiniget hat, und man giebt bey dieser Gelegenheit ein Gastmahl, wo man nichts isset, was man nicht zuvor, als ein Opfer, dem Feuer dargebothen hat.

Man muß unter die gefährlichsten Bezauberungen die künstlichen Getränke, deren sich die Indianer bedienen, zählen. Einige machen den Verstand gänzlich tumm, und benehmen den Gebrauch seiner Kräfte. Ich habe an einem andern Orte von dieser erstern Würkung geredet, wovon die unmenschliche Staatskunst der Monarchen

narchen von Siam von Zeit zu Zeit traurige Beyspiele darbiethet. Was die vorübergehende Entkräftung der Seelenkräfte anlangt, so weiß man, was die Reisenden von den Weibern von Goa, und einigen andern Indianischen Gegenden, erzählen. Vermittelst gewisser Tränke verursachen sie ihren Männern eine Tummheit von verschiedenen Stunden, womit sie die Untreue, welche sie an ihnen begehen, verbergen. Andere sind eingerichtet, Liebe einzuflössen, und bringen zuweilen diese Würkung herfür, indem sie die Einbildungskraft eines von Natur empfindlichen Menschen schwächen, und ihn in eine Art von Kindheit versetzen, welche ihn ohne Hülfe in die Stricke, die ihm eine geschickte Frau leget, stürzen. Die Mohnessenz ist ein anderer Trank, welcher eine sehr verschiedene Würkung von derjenigen hervorbringet, von welcher wir geredet haben. Er vermehret die Stärke der Seele, und flößt einen Muth ein, welcher etwas wildes und wüthendes hat. Die Macassaren, die Malairen und andere Indianische Helden, brauchen denselben, um sich zum Streite tüchtig zu machen. Er würket aber nur einige Stunden, und man verfällt hernach in eine grosse Schwachheit. Die Siameser, welche dieses Tranks weit mehr benöthiget wären, sind zu feige, sich desselben zu bedienen. Dieses sind die vornehmsten abergläubischen Meynungen dieses Volks, und hierinnen bestehet die ganze Geschicklichkeit ihrer vermeinten Zauberer. Wir wollen ihre Sitten vollends abschildern.

Die

Die Siameser haben im Handel viel Offenherzigkeit und Redlichkeit: ausser denselben aber sind sie geitzig, wucherisch und so gar diebisch. La Loubere erzählet viele Beyspiele, welche beweisen, daß diese Indianer eine fast unüberwindliche Neigung zu diesem letzten Laster haben. Ich will mich begnügen, eins davon zu erzählen. Als Ludewig der vierzehnde die Siamschen Gesandten nach Flandern geführet hatte, nahm ein Bedienter aus ihrem Gefolge, der ein Mandarin war, etliche zwanzig Zahlpfennige bey einem Herrn, welcher sie zu Gaste gehabt hatte. Sein Diebstahl kam den andern Morgen heraus, weil er einen von diesen Zahlpfennigen einem Bedienten gab, in der Meynung, daß es ein Stücke Geld sey.

Die Bescheidenheit und Schaamhaftigkeit sind den Siamesern eigene Tugenden. Obgleich die Weiber, wenigstens unter dem gemeinen Volke, sich nur den Leib von dem Gürtel an bis an die Beine bedecken, und die Pagne der Mannspersonen viel kürzer ist, so sind sie doch in dieser Blöse von einer sehr grossen Schaamhaftigkeit. An dem Tage, da die Französischen Abgesandten ihren Einzug zu Siam auf dem Flusse hielten, der mit einer unzählbaren Menge von Balonen bedecket war, kehrten die meisten Weiber den Rücken nach denselben, und kauerten in den Fahrzeugen nieder, damit sie nicht von den Fremden gesehen werden möchten. Das Volk murrete, weil sich die Franzosen nackend in den Fluß stürzten, um sich zu baden; diese Beschwerden

zu

zu stillen, ließ ihnen der Minister Pagnen geben, um sich zu bedecken. Sie schlafen angekleidet; sie schlagen die Kinder niemahls auf den Theil, welchen der Wohlstand zu verbergen nöthiget; sie enthalten sich aus Schaam der Clistiere; sie verabscheuen die Sünde wider die Natur. Ihre Ohren sind so keusch, als ihre Augen, und die garstigen Gesänge sind durch ein Gesetze des Staats verbothen.

Die Weiber sind aus Neigung, Gewohnheit und ein wenig aus Noth tugendhaft. Ihre Natur ist kalt und träge: ihr Leben ist mühsam: sie spielen nicht: sie lieben den Putz nicht: sie nehmen keine Besuche von Mannspersonen an: der Tod, oder die Knechtschaft, ist die Strafe des Ehebruchs. Die Weiber des gemeinen Volks, welche die Besorgung der Wirthschaft auf sich haben, geniessen einer grossen Freyheit. Die Weiber der Grossen führen ein sehr einsam Leben. Ueberhaupt haben sie eine zärtliche Ergebenheit für ihre Männer, und in einer Stadt, welche von dem Feinde mit Sturm eingenommen wird, ist keine ehrbare Frau, welche nicht lieber will, daß sie ihr Mann tödte, als daß er sie in die Gewalt des Ueberwinders fallen läßt. Die Jungfern sind, sagt man, nicht so eingezogen, als die verheyratheten Weiber, und betrügen zuweilen die Wachsamkeit ihrer Wächter. Wenn man sie über dem Fehler antrift, verkaufen sie ihre Eltern an einen Menschen, welcher ein Hurenhaus hält, und welcher auch die Weiber kaufet, denen die Männer, wegen Untreue, den Abschied geben.

Das ist es, was mir von den Sitten dieses Volks am merkwürdigsten geschienen hat. Ich habe mich bemühet, sie nach dem Gemählde, welches La Loubere davon entworfen hat, mit natürlichen und lebhaften Farben abzuschildern. Ich habe in vielen andern wichtigen Umständen diesen Schriftsteller zum Wegweiser genommen, und er hat mir zu der Siamschen Geschichte eben die Dienste gethan, welche Kämpfer mir zur Japonnesischen geleistet hat. Seine Nachrichten, welche, der Schreibart nach, nicht so angenehm, als des Abts von Choisi und des Pater Tachard seine, sind, haben von Seiten der Ordnung, des Fleisses, der Wahl der Materien, und der Gründlichkeit der Anmerkungen, einen grossen Vorzug. Choisi ist nicht gründlich: Tachard schmeichelt: beyde sind ungemein leichtgläubig. Der Jesuite besonders, welchen die ausserordentliche Ehre, die er zu Siam genoß, schmeichelte, ließ sich durch die künstlichen übertriebenen Vorgebungen des Constantins betrügen, welcher die Franzosen durch eine eitele Pracht zu verblenden suchte. Man zeigte ihm, so wohl in den Ställen von Juthia, als von Louvo, etwa funfzig Elephanten, und man überredete ihn ohne Mühe, daß der König wenigstens zwanzig tausend derselben in dem übrigen Königreich hielte. Der Minister zeigte ihm in der Eyl den Schatz des Prinzen, und machte ihm weiß, daß ganze Haufen von Gold, Silber und Edelsteinen darinne wären. Man weiß, wie weit die Betrügerey in der Prahlerey dieser Art von Reichthümern gehen kann.

Er

Er führte ihn in die schönsten Pagoden, zeigte ihm Riesenmäßige Götzenbilder, welche wohl vergoldet waren, und behauptete kühn, daß sie von gediegenen Golde wären. Der Pater Tachard hielt sie dafür, weil die Vergoldung sehr schön war, und er sie nur in einer gewissen Entfernung sahe, indem einige auf hohen Fußgestellen stunden, andere ein eisernes Gitter vor sich hatten, welches niemahls geöfnet wird.

Der Herr von Forbin, welcher sich länger in Siam aufgehalten hat, hat Zeit gehabt, viele Sachen zu untersuchen, welche der geringen Aufmerksamkeit des Pater Tachard entgangen sind. Er hat in diesem Königreiche nichts, als ein äusserstes Elend, nicht nur unter dem Pöbel, sondern auch bey den Grossen, gesehen. Er erstaunte über das Verhalten der Mandarinen, welche bey Hofe lebten. Er sahe sie in der Rundung herum, auf einer Matte von Weiden, sitzen, und sich bey dem Scheine einer einzigen Lampe unterhalten. Wenn einer von ihnen lesen oder schreiben wollte, zog er aus seiner Tasche ein gelbes Wachslicht, welches er an dieser Lampe anzündete, und hernach auf einen hölzernen Leuchter steckte, der sich auf einer Spitze herum drehete. Er konnte sich nicht enthalten, eines Tags dem Constantin sein Erstaunen darüber zu bezeugen, welcher ihm frey gestund, daß dieses Königreich sehr arm wäre. * Man war gegen den

* Nachrichten des Forbin, von Güyon angeführt, ebendaselbst.

Forbin mit Titeln und Ehrenbezeugungen verschwenderisch, er konnte sich aber der Freygebigkeit des Monarchen nicht rühmen. Das Hauß, wo er wohnte, war klein, und man versahe es mit sehr schlechten Haußgeräthe. Das Geschirr, welches man ihm gab, bestund aus ein Dutzend sehr dünnen silbernen Tellern, und zwey Bechern von eben dem Metal. Man that hierzu noch vier Dutzend cattune Servietten, und täglich zwey gelbe Wachslichter. Das war, sagt er, der ganze Staat des Herrn Großadmirals, Generals der königlichen Armeen. Der Herr von Forbin füget diese merkwürdige Anmerkung hinzu: Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich mich mehr, als einmahl verwundert habe, daß der Abt von Choisi und der Pater Tachard, welche die Reise mit mir gethan, und eben dasjenige gesehen haben, das ich gesehen habe, sich beredet zu haben scheinen, der Welt von dem Königreiche Siam prächtige, und der Wahrheit so wenig gemässe, Begriffe zu geben. Es ist wahr, daß, da sie nur zwey Monathe daselbst geblieben sind, und dem Herrn Constance daran gelegen war, sie zu verblenden, sie in diesem Königreiche nichts sahen, als was geschickt war, zu betrügen. Sie müssen aber dem ungeachtet sehr eingenommen gewesen seyn, daß sie das Elend, welches sich überall und dergestalt zeiget, daß es einem in die Augen fällt, und es unmöglich ist, es nicht zu sehen, nicht gewahr genommen haben. Der Graf von Forbin, dessen Nahme in unsern Seewesen so berühmt ist, war einer von den Befehls-

fehlshabern der Französischen Escader, welche im Jahr 1687. nach Siam geschicket wurde. Der Aufenthalt von mehr, als zwey Jahren, welchen er in diesem Lande gemacht hat, die Bedienungen, welche er darinne verwaltete, und besonders die Redlichkeit und Aufrichtigkeit seines Charakters, lassen wegen der Gewißheit seiner Erzählung keinen Zweifel übrig.

Zwölfter Abschnitt.

Von den fremden Völkerschaften, welche sich in Siam niedergelassen haben.

Die Fruchtbarkeit des Landes, die Freyheit der Handlung, und der Vorschub, welchen man den Fremden that, zog ehemahls eine grosse Anzahl von Colonien nach Siam, wovon noch verschiedene heut zu Tage bestehen. Einige haben sich in der Hauptstadt niedergelassen, worinne sie verschiedene Viertheile einnehmen: andere haben auf dem Lande Wohnungen angebauet, zwischen Juthia und Bankok. Jede Völkerschaft hat ein Haupt aus ihrem Lande, welches sie mit Einwilligung des Königes erwählet, und welches sie nach ihren Gesetzen regieret. * Gervaise versichert, daß diese verschiedene Colonien wenigstens den dritten Theil der Einwohner des Königreichs aus-

* Gervaise, Theil 2. La Loubere, Theil 2. und 3.

ausmachen. Sie können unter folgende Völkerschaften gebracht werden:

1. Die Laos und Peguaner. Man muß sie als die ältesten fremden Colonisten betrachten, und ihre Niederlassung in diesem Lande, auf die Zeit der ersten Verwüstung ihres Landes durch die Bramas, das ist, in das vierzehnde Jahrhundert der Christlichen Zeitrechnung, setzen. Man nahm sie anfänglich in der Hauptstadt auf, und gab ihnen um dieselbe herum Aecker anzubauen, vermittelst einer Abgabe, welche sie an den Staat bezahlten. Als aber ihre Colonie beträchtlich angewachsen war, entweder durch neue Flüchtlinge, welche sich zu ihnen begaben, oder durch die grosse Anzahl der Gefangenen, welche man, währendes Krieges mit Pegu, gemacht hatte, befand man für gut, sie in verschiedene Gegenden des Königreichs zu vertheilen. Seit der Zeit sind sie unter die Siameser vermengt geblieben, ob man sie gleich an ihrer Sprache, und an andern merklichen Unterschieden erkennet. Sie tragen fast alle rothe Pagnen, und ihre Haare sind noch kürzer, als der Siameser ihre. Ihre Ohren sind sehr breit, und so lang, daß sie ihnen oben auf die Schultern hängen. Man macht sie von Jugend auf durch das beständige Ziehen so lang, und über dieses macht man ein sehr weites Loch darein, welches man immer grösser macht, indem man immer grössere Stäbchen darein stecket, so daß man mit dem Daumen durch die Oefnung fahren könnte. Ihre Weiber

der haben eine ziemlich schöne Leibesgestalt, und das Gesichte nicht so verbrannt, als die Siamerinnen. Sie sind auch lebhafter und klüger, aber nicht so tugendhaft.

2. Die Malaer, die Indostanschen Mohren, und die Macassaren. Diese Völker machen zahlreiche und mächtige Colonien aus: und da sie von einer unruhigen und kühnen Gemüthsart sind, haben sie oft grosse Erschütterungen in dem Staate erreget. Man giebt den Malaern die meisten Morde schuld, welche in dem Lande begangen werden. Gegen das Jahr 1680. sponnen sie eine gefährliche Zusammenverschwörung an, in welcher sich die Macassaren verwickelt befanden. Chaou-Naraie bestrafte sie auf eine erschreckliche Art, und ließ viele tausend Aufrührer niederhauen, welche ihr Leben theuer verkauften. Die Macassaren besonders vertheydigten sich mit einer Halsstarrigkeit, welche der Wuth gleichte. Ob sie gleich nur zwey hundert an der Zahl waren, mußte man fünf oder sechs tausend Mann gegen sie schicken, und diese jagten sie gleich in die Flucht. * Sie hielten mit vieler Herzhaftigkeit einen andern Streit aus, welcher zwölf Stunden dauerte, und in welchem sie endlich unter der Menge erliegen mußten. Als der Ritter Forbin Befehl erhalten hatte, eine Galeere, welche ihnen zugehörte, anzuhalten, ließ er den Hauptmann auffordern, ans Land zu steigen, und zu ihm in die Festung Bankok zu kommen, um

 ihm

* Tachard, andere Reise, Buch 3.

ihm von der Anzahl Leute, welche die Galeere führte, Rechnung abzustatten. Der Hauptmann kam mit achten von seinen Leuten, ohne andere Waffen, als den Crid, eine Art von Messern, ungefähr achtzehn Zoll lang. Forbin schickte einen Officier ab, um ihm in Nahmen des Königes den Crid abzufordern. Der Barbar antwortete auf diesen Vortrag nicht anders, als daß er sein Gewehr in die Brust des Officiers stieß, welcher tod zur Erden fiel. Er tödtete drey andere Franzosen nach einander, und stürzte sich hernach mit seinen Leuten von dem Bollwerke herunter. Als er, mit vielen Schüssen durchbohret, auf der Erde lag, näherte sich ihm Beauregard, einer von den Officieren der Besatzung, und machte sich fertig, ihm seinen Crid zu nehmen. Allein der Macassarische Hauptmann, welcher seinen Vorsatz merkte, hatte noch Kraft genung, daß er ihn mit diesem Gewehre durchbohren konnte, mit welchem er ihm den Bauch aufschnitte. Als die andern Macassaren, ungefähr vierzig an der Zahl, an das Land stiegen, hielten sie den Anfall der ganzen Französischen Besatzung aus, welche drey oder vierhundert Mann stark war, und jagten sie so gar in die Flucht. Die Unordnung war so groß, daß es nur an den Macassaren lag, mit den Franzosen in dem Gedränge in Bankok hinein zu kommen, und sich dieser Festung zu bemeistern. Sie vertheidigten sich dreyzehn Tage lang in den herumliegenden Wäldern, und ob sie gleich von der Arbeit und dem Hunger abgemattet waren, waren

ren sie doch noch alle stark genung, daß sie mit den Waffen in den Händen sterben konnten, ohne daß sie ihre Feinde um das Leben bathen, oder es ihnen schenkten.

Die Macassaren und Malaer bekennen, wie alle Indostansche Mohren, welche sich in Siam niedergelassen haben, den Mahometanischen Glauben. Diese genossen zu Anfange der Regierung des Chaou-Naraie grosse Gnade *. Sie besassen die vornehmsten Bedienungen bey Hofe; der Berclam, oder der Minister der auswärtigen Geschäfte, war von ihrer Völkerschaft; der Staat ließ ihnen auf seine Unkosten verschiedene Moscheen bauen, und man war ihrer Religion so günstig, daß die Siameser, welche sie annahmen, eine Befreyung von den persönlichen Frohndiensten erhielten. Diese Glückseligkeit aber dauerte kurze Zeit; der Mahometanische Berclam fiel in Ungnade, und das Ansehen dieser Völkerschaft nahm seit der Zeit immer mehr ab. Zu Zeiten des La Loubere, waren in dem Königreiche drey bis vier tausend Mohren, und fast eben so viel Malaer. Was die Macassaren anlangt, so wurden sie zur Zeit der Zusammenverschwörung, wovon ich geredet habe, fast alle ausgerottet. Die Verwirrungen, welche die Holländer gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts in dem Königreich Macassar, welches in der Insel Celebes, einer von den Moluckischen Inseln, lieget, anrichteten, hatten diese Insulaner

* La Loubere, Theil 3.

genöthiget, in Siam eine Zuflucht zu suchen. Ihre Colonie war also noch in ihrem ersten Anfange, als sie diesen Stoß empfing. Die Malaische, welche älter ist, hat ihren Ursprung von den Verwüstungen, welche die Portugiesen, zu Anfange des sechzehnden Jahrhundertes, in ihrem Lande anrichteten.

3. Die Japonneser, Chineser, Tonquineser 2c. Die Geschichte berichtet uns nicht, zu welcher Zeit, noch bey welcher Gelegenheit, diese verschiedenen Völker sich in Siam niedergelassen haben. Man weiß nur, daß die Japonnesische Colonie alt ist, und daß in dem sechzehnden Jahrhunderte die Könige von Siam eine Leibwache hatten, welche aus diesen Insulanern bestund. Sie wurden so fürchterlich, daß man sich entschloß, sie alle an einem Tage auszurotten, und, wie ich an einem andern Orte angemerket habe, verfuhr ein Prinz, welchen sie auf den Thron gesetzet hatten, auf diese Weise mit ihnen. Die Chineser, Tonquineser, Cochinchineser, Cambonaner, haben sich auch in dem Königreiche Siam niedergelassen. Die Chinesische Colonie ist die blühendeste: sie rüsten alle Jahre funfzehn bis zwanzig Fahrzeuge aus, welche mit Waaren von China und Japon beladen sind.

4. Die Europäischen Nationen. Die Portugiesen sind die ältesten Europäischen Colonisten des Königreichs. Sie flohen um das Jahr 1640. dahin, als die Holländer sie aus Malaca, einem Staate, welcher an Siam grenzet, jagten. Die

mei-

meisten setzten sich um Juthia herum, wo sie noch heut zu Tage viele Dörfer besitzen, welche von sieben bis acht hundert Familien bewohnt werden. Ihre Armuth ist ungemein groß, weil sie ein müßiges und freches Leben führen.

* Die Engländer, welche sich, mit Schaden der Portugiesen, auf der Küste von Malaca niedergelassen hatten, und denen hernach die Holländer ihre Besitzungen entrissen, suchten gleichfalls sich dieses Verlusts wegen schadlos zu halten, indem sie sich mit ihrem Handel nach Siam wendeten. Sie richteten sich, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts, sehr wohl daselbst ein. Als sich aber ihr Vorsteher mit dem Hofe überworfen hatte, that man ihm viele Beschimpfungen an, und er wurde aus dem Lande gejaget. Der Englische Gouverneur von Madras, welcher einen solchen Schimpf nicht verdauen konnte, befahl allen Kaufleuten seiner Nation, Siam zu verlassen. Die meisten gehorchten seinem Befehle; andere weigerten sich, sich demselben zu unterwerfen, und blieben in dem Lande.

Die Franzosen haben sich nur in Siam gezeiget, und ihre Glückseligkeit hat noch weniger gedauert, als der Engländer ihre. Die Holländer, welche glücklicher, oder vielleicht listiger sind, als alle andere Europäer, haben sich allein in diesem Königreiche eingenistelt, worinne sie sich seit zwey hundert Jahren erhalten. Sie haben an dem Menan zwey Wohnungen, eine nahe bey der Haupt-

* Gervaise, wie oben.

Hauptstadt, die andere unter Bankok. Sie waren Willens, sie mit einer hohen Mauer zu umgeben, und zwey Festungen aus ihnen zu machen; als sich aber die Regierung darwider setzte, haben sie sie mit Pallisaden umgeben.

La Loubere sagt mit Recht, daß, ungeachtet des anscheinenden Schutzes, welchen man hier den Fremden zugestehet, es doch vielleicht in ganz Indien dasjenige Land ist, wo es am schwersten ist, ein groß Glück zu machen, und besonders es zu erhalten. Die Japonneser, die Mohren, die Portugiesen, die Engländer und Franzosen, welche durch die Versprechungen eines treulosen Ministers verführet wurden, haben die verdrüßlichsten Unglücksfälle ausgestanden. Es ist ein Grundsatz dieses Hofs, allen Herumstreichern, welche sich zeigen, eine Zuflucht anzubiethen; sich ihre Tapferkeit und ihren Fleiß zu Nutze zu machen; sich ihnen gefällig zu erzeigen, so lange sie nützlich sind, so gar daß man Gewalt brauchet, sie bey sich zu behalten; ihre Dienste zu vergessen, wenn man nichts weiter von ihnen erwartet, und sich ihrer durch eine Treulosigkeit zu entledigen, wenn sie furchtbar werden. La Loubere setzet hinzu, daß diese Staatsklugheit in ganz Indien ziemlich gemein ist.

Es kommen noch andere Ursachen hinzu, welche den Handel von Siam für die Fremden ohne Nutzen machen: die öftern Veränderungen, entweder in dem Ministerio, oder in dem Staate; die Armuth und der wenige Fleiß des Volkes;

die

die Erpressungen der Regierung, welche den Handelsleuten beschwerliche Gesetze aufleget, indem sie entweder den Preiß der Waaren willkührlich macht, oder sie zwinget, einzig und allein mit den Königlichen Factoren zu handeln, ihnen alles, was man in das Königreich bringt, zu verkaufen, und von ihnen alles, was man daraus bekommt, zu nehmen.

Man giebt dem Chaou-Naraie und seinem Vorgänger Schuld, daß sie diese tyrannische Gewohnheiten eingeführet haben. Vor ihrer Regierung war der Handel in Siam so frey, als blühend, und dieses zog ohne Zweifel diese ungeheuere Menge von Fremden dahin, welche, wie man sagt, nach vierzig verschiedenen Völkerschaften eingetheilet wurden. Fernand Mendez Piato erzählet, daß zu seiner Zeit, nehmlich in dem sechzehnden Jahrhunderte, mehr als tausend Schiffe, jährlich auf der Rhede von Siam Anker wurfen. Die Sachen haben sich hierinne sehr geändert. Kaum sieht man hier in einem Jahre etliche zwanzig Chinesische Fahrzeuge, und drey oder vier Holländische Schiffe. Und, was die ehemahlige Menge der Fremden anlangt, so berichten uns verschiedene glaubwürdige Schriftsteller, daß die reichsten Kaufleute das Land verlassen haben. Dieser Verfall der Siamschen Handlung, welcher eine traurige Frucht von einem ungerechten und tyrannischen Despotismus ist, ist nicht das geringste lehrreiche Stück ihrer Geschichte.

Drey-

Dreyzehnder Abschnitt.

Von dem Königreiche Camboia, und der Halbinsel Malaca, welche ehemahls unter Siamscher Herrschaft gestanden haben.

Das Königreich Camboia, welches in dem morgenländischen Theile der Indianischen Halbinsel liegt *, zwischen dem achten und funfzehnden Grade mitternächtlicher Breite, grenzet gegen Osten an Cochinchina und das Königreich Chiampa, gegen Mittag an das Indianische Meer, gegen Norden an das Königreich Laos, und gegen Abend an den Staat von Siam.

** Dieses Land wird, der Länge nach, von einem grossen Flusse durchschnitten, welcher in der Tartarey entspringet, durch China, das Königreich Laos und Camboia läuft, und in den Ländern, durch welche er fließt, verschiedene Nahmen erhält. Die Einwohner von Camboia nennen ihn **Mecon**. An diesen Fluß ist die Hauptstadt gebauet, welche die Europäer Camboia nennen, deren wahrer Nahme aber **Lauwek** ist. Der König des Landes hat daselbst sein Hoflager in einem sehr schlechten Pallaste, der mit Pallisaden umgeben, und mit einigen Stücken besetzet ist. Die Stadt wird, theils von den Ein-

* Man verstehet hier allezeit die Halbinsel, jenseit des Ganges.

** Salmon, Staat von Siam.

Eingebohrnen des Landes, theils von den Japonesern, Portugiesen, Cochinchinesern, Malaern, und andern fremden Colonien, bewohnet. Die Portugiesen verwalten hier viele wichtige Bedienungen, und leben nach ihrer Landesart, allein mit solcher Ausgelassenheit, daß sie kein einziges Stück des Christenthums ausüben. Im Jahr 1710. begab sich ein Pater des heiligen Franciscus in diese Stadt, um die Sacramente auszuspenden. Als er erfuhr, daß einer der vornehmsten Portugiesen zwey Weiber hätte, bediente er sich der lebhaftesten Vermahnungen, um ihn zu bewegen, daß er einer davon den Abschied gäbe. Da er ihn nicht bekehren konnte, that er ihn im Bann, welches den Portugiesen so wüthend machte, daß er den Mißionarius tod schlug. Seit dieser Gewaltthätigkeit hat sich kein Catholischer Priester unterstanden, sich in dem Lande niederzulassen.

Ein wenig über Camboia, wenn man den Fluß hinauf gehet, findet man eine andere Stadt, Lauvec, oder Ravekka, genannt. Man trift auf der Küste die Häfen Terrana, Langor, Karol, und Kupan-soap, an; diese Rheden aber sind nicht allzu sicher. Der Hafen Kupansoap wird am meisten besuchet, und man treibet daselbst mit Elfenbein und Gummi, welches man aus dem Lande bekommt, grosse Handlung.

Das Königreich Camboia war ehemahls eine Provinz des Siamschen Reichs. Es hat sich zu verschiedenen Zeiten dem Joche wieder unterwor-

worfen, und, nach Beschaffenheit der Umstände in Siam, es wieder abgeschüttelt. Im Jahr 1717. als sich der König von Camboia mit einem Einfall der Siameser zu Wasser und zu Lande bedrohet sahe, hielt er um den Beystand des Königs von Cochinchina an, und unterwarf ihm auf ewig seine Staaten. Seit der Zeit ist Camboia dem Cochinchinesischen Monarchen zinsbar, und die Unterwürfigkeit ist so groß, daß, ohne Erlaubniß dieser Prinzen, keinem Fremden in dem Königreiche zu handeln erlaubet wird.

Die Oc-kinas, welches die Mandarinen des Landes sind, verwalten die bürgerlichen und Kriegsbedienungen. * Sie haben eine goldene Büchse, welche hier, wie in Siam, ein Ehrenzeichen, und mit den größten Bedienungen verknüpfet ist: sie lassen sich zwey Degen vortragen, welche sie von den Händen des Königes empfangen. Sie haben das Recht, die Privatpersonen vor ihr Gerichte zu fordern, die bürgerlichen und peinlichen Fälle zu entscheiden, zum Gefängnisse zu verurtheilen, und Todesurthel zu sprechen.

Man versichert, daß die Religion von Camboia von der Siamschen wenig unterschieden ist, und daß sie unter andern Nahmen eben die Götter verehren. Ihre vornehmsten Gottheiten sind Tipedah, welcher der Vater ist, und Prah Prumb, und Pra Pont, welche seine Kinder sind. Dieses Volk ist sehr gottesfürchtig und gegen

* Reise der Holländer, Theil 5. Mandelslo, Hamilton, 2c.

gegen die Altäre sehr freygebig. Der vornehmste Tempel der Hauptstadt, welcher in der Ringmauer des Pallastes liegt, ist ein sehr grosses Gebäude, dessen Bauart schön, obgleich von einem besondern Geschmacke, ist. Seine Säulen sind mit einem schönen und glatten Fürniß überzogen, mit goldenen Laubwerke und andern erhabenen Zierathen. Sein Fußboden ist von einer kostbaren Materie, und man breitet Matten darüber, um ihn schön zu erhalten. Die Talapoinen, welche demselben vorstehen, haben in dem Staate einen hohen Rang. Die andern Priester des Landes stehen in geringerm Ansehen, und nicht leicht andere, als Leute von dem niedrigsten Pöbel, erwählen diese Lebensart.

Die Einwohner von Camboia sind wohl gestaltet, von gelber Farbe, und haben lang Haar. Ein weiter offener Rock macht die Kleidung der Mannspersonen aus: die Weiber haben ein kürzeres Kleid, welches ihnen die Arme und den Leib umgiebt, und über dieses eine Art von einem Rocke, welcher ihnen den übrigen Theil des Leibes bedecket. Beyderley Geschlechter tragen grosse Sorgfalt für ihre Haare, welche sie mit wohlriechenden Sachen bestreichen. Sie reiben ihre Lippen mit eben den Spezereyen, und reinigen sich vollends den Mund, indem sie beständig Betel kauen, welchen man in Camboia eben so stark, als in Siam, brauchet. Die Weiber sind artig, geistreich, und verbuhlt.

Das Land mag, von Mittag bis Mitternacht, hundert und dreysig Meilen lang, und, von

Morgen gegen Abend, hundert Meilen breit seyn. Der größte Theil des Bodens aber ist unangebauet, unbewohnt, und mit dicken Wäldern bedecket, welche von rothen Wildpret voll sind. Es bringt sehr reines Gold hervor, Seyde, Elfenbein, wohlriechend Holz, Fürniß, heylende Spezereyen, und einen kostbaren Gummi, welcher in ganz Asien berühmt ist.

Diese Völker glauben die Seelenwanderung; sie sind aber hierinnen nicht so abergläubisch, als die Siameser. Sie tödten, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, Hirsche, Büffels und andere wilde Thiere: sie schonen nicht einmahl die Elephanten, Thiere, für welche man in Siam eine so grosse Ehrerbiethung hat, daß man es eben so scharf strafet, wenn man einen Elephanten tödtet, als wenn man einen Menschen umbringt. Sie wissen mit dem Schießgewehre sehr wohl umzugehen; an statt aber daß sie ihre Flinten mit Kugeln laden sollten, thun sie ein sehr dünnes Stückchen Bley hinein, welches sie mit dem Safte eines Baums, der in ihren Wäldern wächset, vergiften. Hamilton, von dem ich diese Erzählung entlehne, macht uns den Nahmen dieses Baums nicht bekannt; er setzet aber einen besondern merkwürdigen Umstand hinzu; nehmlich, daß eben derselbe Saft, welchen man zu Vergiftung des Eisens brauchet, womit man die Flinten ladet, seine giftige Eigenschaft verliehret, wenn man ihn trinket. Die Jäger machen einen Schnitt in den Baum, fangen diesen Saft in Blät-

Blättern auf, und dieser erfrischende Trank stärket sie. Wenn aber ein Tropfen davon auf eine Wunde fällt, so ist wider die Heftigkeit dieses Gifts kein Gegenmittel in der Welt. Wir wollen zur Beschreibung des andern Königreichs kommen, welches ich versprochen habe, bekannt zu machen.

Seit dem die Indianer das Eigenthum des schönsten Theils von Malaca verlohren haben, gehöret die Kenntniß von diesem Königreiche nicht so wohl zu ihrer Geschichte, als zu der Europäischen Völker ihrer, welche es erobert haben. Es wird genung seyn, wenn man von diesem Lande einen allgemeinen Begriff macht.

Das Land Malaca ist eine sehr schmahle Erdzunge, welche die mittägliche Spitze der Halbinsel Indiens ausmacht, und welche ungefähr, vom Mittag gegen Mitternacht, achtzig, bis hundert, Meilen in die Länge hat. Es stößt nur gegen Norden, wo es mit dem Staate von Siam, oder vielmehr mit dem Königreich Johor, welches davon abgerissen worden ist, grenzet, an das feste Land: das übrige ist rund herum mit dem Meere umgeben. Es stößt gegen Südwesten an einen ziemlich engen Canal, welcher es von der Insel Sumatra scheidet, und auf unsern Landcarten unter dem Nahmen der **Meerenge von Malaca** bekannt ist.

Einige Reisende versichern, daß das innere Königreich, das ist, alles, was sich die Europäer nicht unterwürfig gemacht haben, von sieben

Völkerschaften bewohnet wird, welche alle einen besondern König haben*. Sie sind wild von Sitten; wohnen in Wäldern, oder auf unersteiglichen Felsen. Sie säen und bauen gar kein Getreyde; sie leben nur von Früchten, welche ihre Wälder hervor bringen, oder von Thieren, welche sie tödten; sie überlassen die Anbauung der Felder, und die Künste den Chinesern, welche in diesen Gegenden einen blühenden Pflanzort angeleget, und sich bis in das Königreich Johor ausgebreitet haben, wo man drey tausend Familien von dieser Nation zählet.

Die Malaer sind nicht so schwarz, als die übrigen Indianer. Ihre Religion ist die Mahometanische, mit einiger Vermischung des Heydenthums. Sie sind sehr gottesfürchtig; sie bethen fünf mahl des Tages; sie besuchen ihre Moscheen fleißig; sie erlauben sich aber den Diebstahl, die grausamsten Ungerechtigkeiten, und abscheuliche Unreinigkeiten.

Die Hauptstadt hat mit dem Lande einerley Nahmen. Man versichert, daß sie von den Selaten, einem Indianischen Volke, welches sich blos mit Fischen beschäftiget hat, ist erbauet worden. Einige Einwohner der Gebürge, welches ältere Völker des Landes waren, vereinigten sich mit ihnen, und beschlossen einmüthig, einen Prinzen von der Insel Java, Patisamora mit Nahmen, welcher von seinem Lande verjagt worden,

* Guyon, Geschichte von Indien, Theil 2. Cap. 1. Salmon: wie oben.

den, und zu ihnen geflohen war, zu ihrem Haupte zu erwählen. * Diese angehende Pflanzstadt entlehnte von dem Zustande, worein das Unglück ihren Anführer versetzet hatte, ihren Nahmen, und nennte sich Malaca, welches in der Landessprache einen Flüchtling bedeutet. Man weiß nicht, zu welcher Zeit sie gestiftet worden ist, man behauptet aber, daß der erste König des Landes Shah Darshah, oder Raal Sabu, ein Sohn des Stifters der Pflanzstadt, gewesen sey. Er war dem Könige von Siam zinsbar, wider welchen seine Nachfolger einen Aufruhr erregten.

Ehe die Europäer diesen Theil Indiens eroberten und verwüsteten, war Malaca eine blühende, und im ganzen obern Asien berühmte, Stadt. Man sahe eine ungeheuere Menge Schiffe in ihrem Hafen anlanden, welche nicht nur von China, Japon, den Moluckischen Inseln, und von den benachbartesten morgenländischen Gegenden, sondern auch von Bengala, Coromandel, Malabar, und so gar von dem Persianischen Meerbusen, kamen. Sie schickte ausserhalb des Landes zahlreiche Colonien, welche in verschiedenen Gegenden ihre Ehre und Reichthümer ausbreiteten. Die Malaische Sprache wurde unter allen andern, die man in Indien redete, für die gelehrteste gehalten, und alle gesittete Nationen bemüheten sich, sie zu lernen. Sie ist noch heut zu Tage diejenige Mundart, welche unter allen Indianern am gebräuchlichsten ist.

* Geschichte der Reisen, Buch 1. Cap. 11.

Den Verfall dieser berühmten Stadt muß man auf die Zeit der Eroberung setzen, welche die Portugiesen im Jahr 1511, unter Anführung des Alphonsus Albuckerque, davon machten. Ausser daß damahls Malaca von den Ueberwindern geplündert wurde, entfernte das Schrecken der Portugiesischen Waffen, nebst den Auflagen, welche sie von den fremden Schiffen erhoben, die meisten Asiatischen Nationen von ihrem Hafen. Die Holländer, welche sich ihrer im Jahr 1641. bemächtigten, haben ihren Handel vollends zu Grunde gerichtet, um den Handel zu Batavia desto mehr in die Höhe zu bringen, welche im Oriente ihre wichtigste Pflanzstadt ist.

Zweytes Hauptstück.

Geschichte der Laos, der Peguaner, und der Völker von Ava.

Nachdem ich in dem ersten Hauptstücke von dem morgenländischen und mittäglichen Nationen der Halbinsel Indiens geredet habe, so ist mir noch übrig, die Völker, welche gegen Abend und Mitternacht wohnen, bekannt zu machen. Ihre Geschichte, welche ich Sorge tragen werde, abzukürzen, weil sie wenige wichtige Begebenheiten darbiethet, soll den ersten Theil der Beschreibung von Indien endigen.

Erster Abschnitt.

Von den Laos.

Das Königreich Laos liegt gegen Norden von Siam, zwischen den funfzehnden und fünf und zwanzigsten Grade mitternächtlicher Breite, ungefähr dreyßig Tagereisen von Juthia. * Es liegt ungefähr im Mittelpunkte der Halbinsel Indiens, zwischen Tonquin, Camboia, dem

* Kämpfer, Geschichte von Japon, Buch 1. Valentin, Salmon ꝛc.

Staate von Siam, und Pegu; allein Wälder, durch welche nicht zu kommen ist, und unersteigliche Berge, scheiden es von allen diesen Staaten. Ein grosser Fluß, welchen Kämpfer für einen Arm des Ganges hält, läuft, der Länge nach, mitten durch. Die Felsen und Wasserfälle, womit er erfüllet ist, machen die Schiffahrt darauf so schwer, daß die Laos an gewissen Orten genöthiget sind, ihre Schiffe zu zerlegen, und die Stücken auf den Schultern fortzutragen. Weil die Breter nur mit Seilen zusammen gebunden sind, so ist dieses ziemlich geschwinde geschehen.

Das Land ist gut und fruchtbar. Der Boden ist von Natur fett und weich; er wird aber, den Sommer hindurch, so harte, daß die Schnitter den Reiß und andere Körner an dem Orte selbst, wo sie sie einernden, dreschen, ohne daß sie nöthig haben, die Garben in die Scheunen zu führen. Es bringt den besten Reiß im Ueberflusse hervor: man findet daselbst Benzoin, Bisam, Gold, Edelsteine, besonders Rubinen und Perlen. Ihr Gummilack wird so hoch gehalten, daß ihn die Kaufleute von Camboia hier hohlen, obgleich ihr Land gleichfalls sehr gutes hervorbringet. Dieser Gummi ist eine röthliche und durchsichtige Materie, welche man zum Färben und zu dem Fürnisse nimmt, woraus man Spanisch Siegellack macht, und auch zu andern Sachen brauchen kann. Einige glauben, daß es von gewissen Ungeziefern, besonders von Mücken und Ameisen, welche eine klebrichte Feuchtigkeit auf den Aesten

gewisser Bäume zurück lassen, gemacht wird. Andere aber halten davor, daß es ein Saft von diesen Bäumen selbst sey. *

Die Elephanten sind in den Wäldern von Laos so gemein, daß man versichert, daß das Land seinen Nahmen davon bekommen hat, indem Laos ein tausend Elephanten bedeutet. Das Salz wird hier von Natur aus einem Schaum, welchen die grossen Regen auf der Erde zurück lassen, und welcher an der Sonne harte wird. Es ist vermuthlich eben die Materie, woraus die Perlen entstehen, ein Produkt, über welchen man sich in dieser Gegend, wo es nicht scheinet, daß eine salzigte Quelle sey, sehr verwundern muß.

Die Laos haben eben die Religion, eben die Sprache und eben die Schrift, als die Siameser, einige Buchstaben ausgenommen, deren Gebrauch und Aussprache ihnen unbekannt sind. Sie geben vor, daß sie den Siamesern die Kunst zu schreiben und die Balische Sprache, welche man in den heiligen Büchern brauchet, gelehret haben. Sie sind sehr schwarzbraun, und haben mehr Lebhaftigkeit, als das Siamsche Volk; ihre Gesichtsbildung gleichet der Gesichtsbildung der Chineser.

* Der Herr Abt Guyon (in der Geschichte von Indien, Theil 2. Cap. 1. §. 3.) behauptet, daß es nichts, als eine Erde ist, welche man in einigen Wäldern um die Ameisenhaufen antrift. Ich kann nicht glauben, daß sein Ausspruch die Ungewißheit der Gelehrten hierinne entscheidet.

An statt eine klare und deutliche Kenntniß von der Grösse und Stärke dieses Königreichs, von der Lage seiner Städte, und von der Eintheilung seiner Provinzen, zu haben, kennet man kaum den Nahmen der Hauptstadt, welche einige Winkian, andere Langion, oder Lanchang, nennen. Kämpfer thut zweyer Hauptstädte Meldung, wovon er eine Landjam, und die andere Tsimaja, nennet. Man saget, daß dieser Staat nur ein abgerissenes Stücke von dem Siamschen sey.

Einige Reisenden geben vor, daß das ganze Land in sieben Statthalterschaften eingetheilet sey, welche unter so vielen Vicekönigen stehen, daß, ausser diesen sieben Statthaltern, ein Obervicekönig sey, welcher die zweyte Person des Staates ist; daß, wenn der König stirbt, dieser Minister die Grossen des Königreichs zusammen beruft, um zur Wahl eines neuen Herrn zu schreiten, und daß er, bis die Wahl vor sich gehet, indessen den Staat regieret.

Zweyter Abschnitt.

Von den Peguanern und den Völkern von Ava, welche heut zu Tage unter einem Herrn stehen.

Ich habe in der Geschichte der Siameser von den Kriegen geredet, welche die Peguaner, seit dem sechzehnden Jahrhunderte, wider ihre Nachbarn

barn geführet haben, von der Macht ihres Staats unter der Regierung der Bramas, von seinem Verfall unter dem letzten Monarchen von dieser Familie, und von den Veränderungen, welche auf den Tod des Brama folgten. Die eine unterwarf Pegu dem Könige von Arrakan, die andere brachte es unter die Gewalt des Königreichs Ava, wovon es eine Provinz wurde. Seit dieser letzten Veränderung, welche in dem siebenzehnden Jahrhunderte vorging, gehorchen die Völker von Pegu und Ava einem einzigen Herrn, welchen man in unsern Berichten nicht anders, als unter den Nahmen des Königes von Pegu, kennet. * Der Prinz, welcher heut zu Tage über diese zwey Reiche herrschet, stammet von dem glücklichen Monarchen ab, welcher sie unter seine Botmäßigkeit vereinigte.

§. I.

Lage von Pegu. Vornehmste Städte. Eigenschaften und Produkte des Landes.

Das Königreich Pegu, wenn man die Länder Ava, Martaban, Prom, Brama, und andere kleine Staaten, welche vor Alters darzu gehöret, und die es zu verschiedenen Zeiten verlohren und wieder bekommen hat, darzu rechnet, ist von Mit-

* Salmon, Staat von Pegu, Italienische Uebersetzung.

Mitternacht gegen Mittag, nicht länger, als hundert, und, von Morgen gegen Abend, wo es am breitesten ist, nicht breiter, als funfzig, Meilen: und der Herr Salmon, oder sein Italienischer Uebersetzer, sagen dem Pater du Chatz mit Unrecht nach, daß es noch einmahl so groß, als Frankreich, sey. Dieses Reich, welches in dem westlichen und mitternächtlichen Theile der Halbinsel Indiens liegt, ist von Norden mit Gebürgen und Wüsteneyen, die es von China scheiden; gegen Abend mit dem Königreich Arrakan und dem Bengalischen Meerbusen; gegen Mittag mit dem Königreich Siam, und gegen Morgen mit dem Königreich Laos, umgeben. Die vornehmsten Städte darinne sind:

1. Ava, die Hauptstadt des Königreichs, welche, unter dem ein und zwanzigsten Grade der mitternächtlichen Breite, an einem Flusse lieget, welcher, nach der Gewohnheit der Indianer, die allen Flüssen den Nahmen der Länder geben, durch welche sie laufen, gleichfalls den Nahmen Ava führet. * Man giebt vor, daß dieser in Yunnan, einer Provinz von China, welche von Ava nicht weit entfernet ist, oder aus dem See Chiamai, welcher in diesem letzten Königreiche lieget, entspringet. Ava ist eine Stadt, welche der Uebersetzer des Salmon, der Grösse nach, mit Rheims vergleichet; ihre Gassen sind gerade, und zur Rechten und Linken mit Bäumen besetzet.

2. Ba-

* Salmon, wie oben.

2. Bakan, eine Stadt, die an eben dem Flusse lieget, der Landsart nach, wohl gebauet ist, und welche unser Schriftsteller mit Dijon vergleichet.

3. Prom, das ist die Hauptstadt eines kleinen Staates, welcher mit Ava und Pegu grenzet, der, vor der grossen Veränderung dieser beyden Königreiche, * wechselsweise, nach dem Schicksale der Waffen, bald dem einem, bald dem andern, unterworfen war, und welcher, seit dem er mit dem grossen Reiche, von dem wir reden, umgeben ist, wahrscheinlicher Weise, seine Freyheit nicht besser vertheidiget hat. Der Fluß Ava gehet gleichfalls an seinen Mauern vorbey.

4. Suriam oder Syriam, eine Stadt des alten Pegu, welche an dem Ausflusse eben dieses Flusses, an dem Bengalischen Meerbusen, gegen den sechzehnden Grad nordlicher Breite, lieget. Es ist der einzige wichtige Hafen von Pegu. Die Stadt ist auf den Abhang eines Hügels gebauet, mit einer trockenen Mauer umgeben, und ihre Vorstädte sind viel grösser, als die Stadt selbst. ** Die Portugiesen hatten diesen wichtigen Platz, welchen ihnen der König von Arrakan zu bauen erlaubete, einige Zeit im Besitz. Ich habe an einem andern Orte *** erzählet, wie er ihnen von dem Könige von Ava abgenommen wurde.

5. Pegu, die Hauptstadt des alten Königreichs dieses Nahmens, ist an einem Flusse, welchen

* De l'Isle, Historischer Bericht von dem Königreich Siam, hin und wieder.

** Salmon, eben daselbst.

*** Seite 74. dieses Bandes.

chen unsere Berichte auch Pegu nennen, und welcher sich in den Bengalischen Meerbusen ergiesset, gebauet. Ihre alten Graben, woraus man heut zu Tage Feld gemacht hat, haben sechs oder sieben Meilen im Umfange, welches anzeiget, daß sie ehemahls eine der größten Städte des Orients gewesen ist. Ihr ietziger Zustand ist ihres alten Glanzes gänzlich unwürdig; und sie hat nicht den zwanzigsten Theil der Einwohner, welche sie zur Zeit ihres Wohlstandes zählte.

6. **Martaban.** Diese Stadt, welche zwischen den Königreichen Pegu und Siam lieget, ist die Hauptstadt eines Staats, welcher diesen beyden Königreichen wechselsweise zugehöret hat, wovon es aber scheinet, daß die Peguaner öfterer Besitzer gewesen sind. Sie ist an einen grossen Fluß, nahe an dem Bengalischen Meerbusen, ungefähr dreysig Meilen unter Mergui, der ersten Seestadt der Siameser, erbauet. Ihr Hafen, in welchen sonst Schiffe von jeder Grösse einlaufen konnten, ist von den Peguanischen Monarchen, welche sich bemühet haben, allen Seehandel nach Suriam zu ziehen, verschüttet worden. Man hat in der Geschichte der Veränderungen von Siam * die erschrecklichen Grausamkeiten gesehen, welche die Bramas in dieser unglücklichen Stadt, gegen die Mitte des sechzehnden Jahrhunderts, ausgeübet haben.

Der Mittägliche Theil von Pegu ist ein flaches Land, welches eine schöne Aussicht machet, und mit

* Seite 63. dieses Bandes.

mit vielen Flüssen durchschnitten ist, deren regelmäßige Ergiessungen überall die Fruchtbarkeit und den Ueberfluß mit sich führen. Sie lassen auf dem Lande einen fetten Leimen zurücke, welcher eine vortrefliche Weyde macht, und worauf der Reiß in einer erstaunenden Menge wächset. Das übrige des Königreichs ist nicht gleich fruchtbar. Man findet viele Wälder, Gebürge, und Wüsteneyen, nicht nur von Seiten China, sondern auch auf der Grenze von Arrakan, von Siam, und so gar, in einer gewissen Weite von der Hauptstadt, an dem Flusse Ava selbst. Je weiter aber dieser Fluß in das Land hinein kommt, je vortreflicher wird der Boden daselbst, und wenn man auf diesem Flusse, von seinem Ausflusse an, bis an die Stadt Ava, hinauf fährt, entdecket man schöne Felder, wichtige Städte, sehr volkreiche Dörfer, und so nahe bey einander, daß es scheinet, daß die Ufer des Flusses damit bedecket sind.

Längst an den Bengalischen Küsten, von dem Vorgebürge Negraes, welches unter dem sechzehnden Grad nordlicher Breite lieget, an, bis auf die Höhe von Martaban, welches unter dem dreyzehnden Grade ist, findet man einige Inseln, welche unter Pegu gehören, meistens aber wüste sind. Es ist schwer und gefährlich an den Küsten dieses Königreichs anzulanden. Ausser den Untiefen, den Felsen und Sandbänken, wovon die Rhede zu Suriam selbst, der beste Hafen des Landes, nicht befreyet ist, ist die Ebbe und Fluth so reissend, daß sich kein Schiff auf mehr, als

drey

drey Meilen, den Küsten nähern kann: die stärksten Anker würden den ungestümen Wellen nicht widerstehen. Man versichert, daß das Meer bey dem Ausflusse des Pegu nicht ruhiger ist, und daß man, zur Zeit der Ebbe, genöthiget wird, sie auf das Land zu ziehen.

Pegu liegt mit Siam, Cochinchina, und Tonquin, unter einerley Himmelsstrich, weil sie fast in gleicher Weite von der Mittagslinie entfernet sind. Die Luft ist sehr gesund daselbst, und die Europäer befinden sich hier besser, als in einigem andern Lande der Halbinsel Indiens. Die Pocken aber wüthen im Königreiche, und besonders in der Provinz Suriam, erschrecklich. * Man versichert, daß die Peguaner für dieser ansteckenden Krankheit einen solchen Abscheu haben, daß, wenn jemand davon angefallen wird, alle diejenigen, welche in seinem Hause, oder in den benachbarten Häusern, wohnen, die Flucht ergreifen. Man läßt dem Kranken ein wenig Wasser, und einige Maaß Reiß, damit er davon leben kann, und, nach drey Wochen, erkundiget man sich nach seinem Schicksal. Wenn er davon kommt, tragen ihn eben die Personen, die ihn verlassen hatten, im Triumph auf ihren Schultern, und feyern seine Wiedergenesung mit grossen Freudenbezeugungen.

Das Land bringet alle Arten von Bauholz, Elfenbein, Wachs, Fürniß, Eisen, Zinn, Cardamomen, Gewürzpflanzen, und eine Menge Edel-

* Uebersetzer des Salmon, wie oben, Cap. 5.

Edelsteine, besonders Rubinen, hervor, welche die schönsten im ganzen Orient sind. Der Rubin ist ein durchsichtiger Stein, von einer prächtigen rothen Farbe, an den Enden und auf der Oberfläche mit ein wenig violblau vermischt. * Die vornehmsten Orte, wo man ihn findet, sind ein benachbarter Berg von Cablan, zwischen Suriam und der Stadt Pegu; man findet auch welche auf den Gebürgen, die das Königreich Pegu von Laos scheiden. Ein neuerer Reisender unterscheidet viererley Arten derselben, den Rubin, den Rubacel, den Balaßischen- und den Spinelrubin. Die erste Art wird am höchsten gehalten. Ihre gewöhnliche Gestalt ist rund oder länglicht rund, und man siehet wenig derselben, welche von Natur eckigt sind. Ihr Werth steiget nach ihrer Schwere. Die Peguaner bedienen sich, um sie zu schätzen, eines Gewichts, Ratis genannt, welches viertehalb Gran, oder nach des Schriftstellers Meynung, welchen ich angeführet habe, sieben Achttheile eines Carats, ist. Ein Rubin, welcher einen Ratis wieget, wird zwanzig Pagoden ** verkauft: einer von zwey Ratis fünf und achtzig Pagoden; einer von drey Ratis hundert und fünf und achtzig

* Daniel Scheldon, in der Geschichte der Reisen angeführet, Theil 9. Seite 507.

** Eine goldene Indianische Münze, welche wie ein Rockknopf aussiehet, und welche der Herr Guyon auf acht Französische Pfund, zehn Kreutzer, nach unserer Münze, rechnet.

zig Pagoden; einer von vier Ratis vierhundert und funfzig Pagoden; einer von fünf Ratis fünf hundert und fünf und zwanzig Pagoden; einer von siebendehalb Ratis neun hundert und achtzig Pagoden. Diejenigen, welche über dieses Gewichte sind, und keinen Fehler haben, haben keinen gewissen Werth.

§. II.

Von dem Könige, seinen Bedienten, und der bürgerlichen und militarischen Regierungsart.

Der König von Pegu eignet sich sehr prächtige Titel zu. Seine Unterthanen nennen ihn Kiak, das ist, Gott, und wenn er an einen Prinz schreibet, * nimmt er den Titel eines Königes aller Könige an, eines Freundes und Verwandten aller Götter des Himmels und der Erden, eines Bruders der Sonne, eines nahen Anverwandtens des Mondes, eines unumschränkten Herrn der Ebbe und Fluth des Meeres, eines Königes des weissen Elephanten, und der vier und zwanzig weissen Sonnenschirme, ꝛc.

Dieser Prinz hat sein Hoflager zu Ava in einem grossen Pallaste, dessen Grundriß viereckigt ist, und welcher aus vier Hauptgebäuden bestehet, wovon

* Der Uebersetzer des Salmon von Pegu, Cap. 2.

wovon ein jedes ungefähr hundert und dreyßig Klaftern in die Länge hat. * Man siehet in der Mitten einen Pavillon, dessen äussere Mauern vergoldet sind. Man gehet durch vier Thore, welche nach den vier Gegenden des Himmels gebauet sind, in den Pallast. Das erste heißt das goldene Thor: durch dieses läßt man alle Personen hinein gehen, welche Geschenke bringen, und besonders die Abgesandten, welche niemahls bey dem Prinzen zur Audienz gelassen werden, ohne diese Ehre theuer zu bezahlen. Das andere ist das Thor der Gerechtigkeit: es führet zu dem Gerichte, wo man alle Processe entscheidet. Das dritte heißt das Gnadenthor: durch dieses gehen diejenigen heraus, welche von dem Monarchen eine Gnade erhalten haben, und die Missethäter, welche er losspricht. Das vierte wird das Prachtthor genannt: es wird nur für den König geöfnet, wenn er sich dem Volke in dem ganzen Glanze seiner Majestät zeiget.

Die Unterthanen fallen hier nicht nur vor der Person des Prinzen nieder, sondern auch vor allen Dingen, welche zu seinem Gebrauche gewidmet sind. Obgleich seine Tafel, wie die Tafel der meisten Prinzen des Orients, sehr nothdürftig versehen ist, tragen sie doch für die Gerichte, welche man darauf setzet, eine grosse Ehrerbiethung. Wenn er abgespeiset hat, befiehlet er seinen Bedienten in die Trompeten zu stossen, um allen Königen der Welt anzudeuten, daß ihnen

* Du Chatz, bey Salmon, eben daselbst.

der Kayser von Pegu erlaubet, sich zur Tafel zu setzen. Man hat Ursache zu glauben, daß dieses hoffärtige Ceremoniel, gegen das sechzehnde Jahrhundert, unter der stolzen Regierung der Bramas, eingeführet worden ist.

Man versichert, daß die Peguanischen Gesetze mit den Japonnesischen viele Ubereinstimmung haben. Die Gewalt des Prinzen ist unumschränkt: er erhält die Grossen in einer genauen Unterwürfigkeit, und trägt Sorge, das Volk wider ihre Plackereyen zu beschützen. Jede Provinz hält bey Hofe einen Abgeschickten, welcher dem Könige, oder seinen Ministern, von der Aufführung der Statthalter Bericht abstattet. Wenn sie sich vergangen haben, bestrafet man sie sehr strenge.

In jeder Stadt ist ein Statthalter, ein Amtsverweser und zwölf Gerichtspersonen, welche sich alle zehn Tage, oder noch öfter, wenn es nöthig ist, versammlen, um die Processe zu entscheiden. Sie sitzen in einem Kreisse auf Matten: sie hören die Partheyen an, und nachdem sie die Sache drey Tage lang untersuchet haben, sprechen sie das Urthel. Man kann von ihrem Ausspruche an den König selber appelliren: ist er ungerecht, so hebt er ihn auf, und straft die Richter mit Strenge: wenn der Appellant unrecht hat, kehret sich die Strenge des Prinzen wider ihn. Der König behält sich die Untersuchung der Hauptverbrechen, als des Todschlags und der Meuterey, vor. Commissarien, welche er ernennet,

befra-

befragen die Verbrecher in seiner Gegenwart, und er unterschreibt ihr Todesurthel.

Man bedienet sich hier bey den Urtheln eben der Proben, welche in Siam im Gebrauche sind, der Wasserprobe, der Probe mit siedenden Oehle, oder mit geschmolzenen Bley. Die gemeinsten Lebensstrafen bestehen im Köpfen, oder man läßt die Verbrecher von den Elephanten zertreten.

Der König hält eine ordentliche Miliz, welche die Statthalter der Städte und Provinzen verbunden sind, auszuheben. Diese Soldaten kosten ihm zu Friedenszeiten nichts; wenn sie sich aber versammlen, um gegen den Feind zu rücken, giebet man ihnen Waffen, Kleider und Lebensmittel. Wenn der Krieg geendiget ist, müssen sie ihre Waffen und Röcke wieder hergeben, damit man sich derselben bey einer andern Gelegenheit bedienen kann. Man kann leicht urtheilen, wie wenig man sich auf so übel bezahlte und schlecht geübte Trouppen verlassen kann.

§. III.

Von den Göttern, Priestern und heiligen Gebräuchen dieses Volks.

Alle Einwohner von Pegu sind Abgötter, einige Christen und Mahometaner ausgenommen, welche man in geringer Anzahl in diesem Lande findet. Es scheinet, daß die abgöttischen Peguaner

ner in zwey Sekten getheilet sind, deren Gottesdienst und Grundsätze sehr unterschieden sind. Die erste von diesen Religionen, welche ich für die älteste des Landes halte, ist mit der Siamschen im Grunde einerley. Sie bestehet besonders in Anbethung des Sommonacodom, und ihre Sittenlehre ist sehr rein. Die andere hat die Anbethung der bösen Geister so wohl, als der Götter, zum Gegenstande, und ihre Grundsätze sind sehr verderbt. Man kann mit ziemlichen Grunde glauben, daß sie durch die Bramas in Pegu eingeführet worden ist. Balbi, Mandelslo, Hamilton und andere Reisenden, thun der ersten Religion Meldung, ohne von der andern zu reden. Scheldon redet nur von der andern, und eignet ihr einige Lehrsätze zu, welche zu der erstern gehören. Wir wollen mit wenig Worten die Grundsätze dieser beyden Sekten erklären, und anzumerken nicht vergessen, daß die Voraussetzung von beyder würklichen Daseyn das einzige Mittel ist, die anscheinenden Widersprüche, welche in diesen Schriftstellern gefunden werden, zu heben.

* Die Anhänger der ersten Sekte verbinden mit der Verehrung des Sommonacodom die Anbethung des Samsai, einer andern Siamschen Gottheit; des Prah Prumb, welches ein Gott der Einwohner von Camboia ist; des Kiakiak, und des Dagun, welche besondere Götter der Peguaner zu seyn scheinen. Man hat diesen

* Uebersetzer des Salmon, wie oben.

sen lezten Gottheiten zwey berühmte Tempel geweyhet, welche gegen Mittag von Suriam, einer Seestadt, wovon ich geredet habe, gebauet sind. Der Tempel des Kiakiak liegt mitten in einer Ebene: man siehet daselbst eine Bildsäule von Colossusgrösse, welche in der Stellung einer Person, die schläft, auf ihrem Fußgesimse lieget. Die Peguaner geben vor, daß dieser Gott in der That, seit 600. Jahren, schläft, und daß er aus diesem tiefen Schlafe nur erwachen wird, um die Welt zu vernichten.

* Der Tempel des Dagun ist auf einem Hügel, an einem so vortheilhaften Orte, gebauet, daß man ihn auf acht Meilen in der Runde herum entdecket. Die Priester allein haben die Erlaubniß hinein zu gehen, und sie verbergen ihr Götzenbild so sorgfältig, daß sie sich so gar weigern zu sagen, wie es vorgestellet ist. Alles, was man hier davon weiß, ist, daß es keine Menschengestalt hat. Diese Priester versichern, daß, wenn Kiakiak diese Welt wird gänzlich zerstöhret haben, Dagun ihre zerstreuten Trümmern zusammen tragen, und eine neue Welt daraus machen wird.

Die andern Pagoden sind in grosser Anzahl im Lande. Sie sind alle von Holz gebauet. Es giebt verschiedene, deren Bauart sehr schön ist, und welche von aussen so gar mit Fürniß überzogen und vergoldet sind. Eins der gewöhnlichsten

* Hamilton, oben angeführt.

sten guten Werke unter diesem Volke ist, daß sie Capellen erbauen. *

Diese Religion hat ihre Priester, welche beynahe eben die Gebräuche, als die Talapoinen in Siam, beobachten, und sich eben der strengen Lebensart befleißigen. Einige wohnen in Klöstern, welche um die Tempel herum gebauet sind: andere wohnen mitten in Wäldern, in einer Art von Käfigten, welche sie auf die Bäume bauen, um für dem Anfalle der Tyger, womit das Land erfüllet ist, in Sicherheit zu seyn. ** An Festtagen gehen sie in die Städte, und predigen, wo sie das Volk durch den Klang einer Glocke, oder eines Beckens, zusammen rufen. Sie erklären einen Grundsatz aus dem Gesetze der Natur, und bestrafen die Laster, oder den Aberglauben, welchen es verdammet. Sie verlangen von ihren Zuhö-

* Scheldon betrügt sich, wenn er sagt, daß die Peguaner keine Tempel, noch ordentlichen Gottesdienst, haben. Ich habe die Quelle seines Irrthums angemerket: Dieser Reisende kennte die Sekte nicht, wovon wir reden, und er ist vermuthlich nur mit den Völkern umgegangen, welche der andern anhangen. Die Verfasser der Sammlung aller Reisebeschreibungen thun Unrecht, daß sie bey dem Zeugniß dieses Schriftstellers stehen bleiben, welcher von Pegu nur eine unvollkommene Kenntniß hatte. Man sehe Seite 569, Theil 9. der Geschichte der Reisen, und besonders Anmerkung 25, welche einen Irrthum in der Sache in sich hält, welchen anzumerken ich mich begnüge.

** Scheldon, Hamilton, wie oben.

Zuhörern nur die Ausübung dieses Gesetzes, und leiden alle Religionen. Die Theologischen Streitigkeiten und Kriege sind unter ihnen unbekannt. Sie sehen ohne Verdruß und Eyfersucht die Verlassung derjenigen an, welche den Christlichen oder Mahometanischen Glauben annehmen. Sie haben eine mitleidige Gutthätigkeit gegen die Fremden; sie nehmen diejenigen, welche Schiffbruch leiden, begierig auf; sie geben ihnen Kleider; sie verbergen und unterhalten sie in ihren Klöstern, indem sie sich bemühen, sie dem grausamen Gesetze zu entziehen, welches alle diejenigen, die an den Peguanischen Küsten stranden, zur Knechtschaft verdammet. Das Volk hat eine unendliche Ehrfurcht für sie, so gar, daß sie sich eine Ehre daraus machen, das Wasser zu trinken, worinnen sie sich die Hände gewaschen haben. Ihre Stellung ist ernsthaft und bescheiden: sie gehen mit Bedachtsamkeit, in langen Röcken gekleidet, welche sie mit einem ledernen Gürtel zusammen binden, an dem ein Beutel hanget, worein sie das Almosen, welches man ihnen giebet, thun. Andere haben einen Korb von geflochtenen Rohre unter dem Arm, und eine kleine Trommel in der Hand, und zeigen sich auf diese Art vor den Thüren eines jeden Hauses. Sie schlagen dreymahl auf ihre Trommel, und wenn niemand heraus kommt, und ihnen etwas giebt, begeben sie sich bescheiden hinweg, indem sie noch dreymahl schlagen. Sie bringen gemeiniglich einen guten Vorrath von Reiß, Zugemüsen, oder Früchten, die gewöhnliche Nahrung dieser Mönche, zurück.

 Wenn

Wenn sie mehr Lebensmittel bekommen, als sie den Tag über verzehren können, theilen sie diesen Ueberfluß den Armen aus, ohne sich wegen des andern Morgens zu beunruhigen. Wenn sie sterben, hält ihnen das Volk, das in der Gegend ihres Klosters wohnet, prächtige Leichenbegängnisse. Ihr Leib wird auf einem Scheiterhaufen verbrennet, welcher aus köstlichem Holze gemacht wird; man wirft ihre Asche in den Fluß, und man begräbt ihre Gebeine mit Gepränge in dem Kloster, worinne sie gelebet haben, oder an dem Fusse des Baums, der ihnen zur Wohnung diente.

Dieses ist, was ich, in Ansehung dieser ersten Sekte, am sonderbarsten gefunden habe. Die Anhänger der andern geben nur zwey Gottheiten, oder zwey Ursprünge der Dinge, zu, die eine ist der Urheber des Guten, und die andere der Urheber des Bösen. Sie opfern beyden ohne Unterschied, ausgenommen in ihren Krankheiten und bey ihren Unglücksfällen: alle ihre Verehrung wendet sich alsdenn auf die Gottheit, welche dem Bösen vorstehet. Ihre Opfer bestehen aus folgenden Ceremonien. Sie fangen an ein grosses Fest, mit Tänzen und Music, zuzubereiten: hernach laufen sie, als rasend, auf die Strassen, tragen in einer Hand Reiß, in der andern eine Fackel, und schreyen aus allen Kräften, daß sie den bösen Geist suchen, um ihm Lebensmittel anzubiethen, und ihn durch dieses Opfer zu besänftigen. Sie werfen von Zeit zu Zeit über ihre Schultern einige Reißkörner.

In

In der Stadt Tavai, welche Scheldon unter den dreyzehnden Grad mitternächtlicher Breite setzet, haben die Einwohner, welche den abergläubischen Meynungen dieser Sekte gänzlich ergeben sind, zu Anfange des neuen Jahres die Gewohnheit, ihre Häuser mit einem grossen Vorrath von Lebensmitteln zu versehen, welche sie der vorgegebenen Begierde des höllischen Geistes überlassen, weil sie hoffen, ihn durch diese Opfer zu besänftigen, und ihn zu verbinden, daß er sie das übrige des Jahres hindurch ruhig lassen soll. Sie sind von der Würklichkeit seines Daseyns so überredet, und ihr Verstand ist von seinem Bildnisse so verwirret, daß sie, wenn sie von ungefähr einem Menschen von einer ausserordentlichen Gestalt begegnen, über Hals und Kopf die Flucht nehmen, und glauben, daß ihnen dieser Geist erscheinet, und ihnen drohet, sie zu quälen.

Nach Scheldons Erzählung scheinet es, daß diese morgenländischen Manichäer nicht einen einzigen bösen Geist allein anbethen. Die Affen und Crocodille haben an ihrer Verehrung vielen Antheil. Sie tragen für die Crocodille eine so grosse Verehrung, daß sie es als ein Glück ansehen, wenn sie von ihnen gefressen werden. Sie haben keine Tempel, noch ordentlichen Gottesdienst. Inzwischen, wenn man Scheldon * glaubet, haben sie fünf hohe Feste, welche sie Sapens nennen, und deren über dieses ein jedes seinen besondern Nahmen hat. Das erste, welches

* Scheldon, Geschichte der Reisen, wie oben.

ches Giachie genennet wird, feyert man sechs Meilen von der Hauptstadt, und der ganze Hof wohnet demselben bey. Das andere heißt Catena-Giaimo, und wird in der Hauptstadt selbst gefeyert, wo die vornehmsten Einwohner Pyramiden von verschiedener Gestalt aufrichten, um welche sie des Nachts Fackeln und Wachslichter herumsetzen, damit diejenigen, welche dem grossen Götzenbilde ihre Anbethung erzeigen wollen, sehen können. Das dritte, welches den Nahmen Segienou hat, wird zur Ehre eines andern Götzenbildes gehalten, in Gegenwart des Königes, der Königin und ihrer Kinder, welche in prächtigen Wagen demselben beywohnen müssen. Das vierte, welches man Daiche benennet, ist das Fest des Wassers. Es bestehet in dem Vergnügen, welches die ganze Nation, den König und den Adel nicht ausgenommen, sich macht, einander auf den Gassen und öffentlichen Plätzen mit Wasser zu begiessen. Man gehet zu der Zeit niemahls aus seinem Hause, ohne die Versicherung zu haben, daß man durch und durch naß wieder zurück kommen wird. Das fünfte endlich, welches Denon genannt wird, feyert man auf dem Flusse. Es ist ein Rennen mit Fahrzeugen, welches der König und die Königin mit ihrer Gegenwart beehren. Es sind für die Ueberwinder zwey Preisse, die andern aber sind den Spöttereyen des Volkes ausgesetzet.

* Einige Reisenden thun eines andern Festes Meldung, welches sie Kollok nennen. Es bestehet

* Balbi, Friedericks, Hamilton, wie oben.

stehet aus Tänzen, und es wird zur Ehre der Götter der Erde gefeyert. Die Tänzer werden von dem versammelten Volke gewählet, und es sind gemeiniglich Zwitter, welche, wie man sagt, in grosser Menge im Lande sind. Hamilton hat derselben neune gesehen, welche sich ausser Athem tanzten, und wovon einige in eine völlige Ohnmacht fielen. Als sie sich davon erhohlet hatten, sagten sie zu ihm, daß sie sich mit den Göttern unterhalten, welche ihnen wichtige Geheimnisse offenbahret hätten. Dieses Fest ist ein Fest der ersten Sekte.

§. IV.

Von den Künsten und dem Handel.

* Die Künste und Wissenschaften werden hier eben so wenig, als in Siam, getrieben. Die Talapoinen allein legen sich ein wenig auf die Astronomie und Medicin. Sie lernen sie aber ohne Grundsätze, und anstatt, daß sie sich mit der Untersuchung dessen, was man in der Natur wahrnimmt, begnügen sollten, ergeben sie sich einer nichtigen Nachforschung der übernatürlichen Geheimnisse, und dem lächerlichsten Aberglauben.

Ihre Tohnkunst ist nicht vollkommener, als der Siameser ihre; sie haben aber ein besonde-res

* Uebersetzer des Salmon, eben daselbst, Cap. 5. und 8.

res Instrument, welches wie eine kleine Galeere gemacht, drey Fuß lang, acht oder zehn Zoll breit, einen halben Fuß tief, und mit Schellen versehen ist, welche verschiedene Töhne haben. Man schlägt mit kleinen Stöcken darauf, und sie klingen ziemlich angenehm.

Die Ziegelsteine, welche man in dem Lande macht, werden für sehr gut gehalten, und man verfertiget daselbst irdene Gefässe von einer solchen Grösse, daß sie auf zwey Tonnen Wasser halten. Ihre Häuser sind grosse Käfigte von Weiden oder Rohr, deren Wände und Böden so weitläuftig geflochten sind, daß man durchsehen kann. Man bauet sie auf Pfähle, um sich wider die Ueberschwemmungen und die Tyger in Sicherheit zu setzen. Sie sind Meister in Verfertigung der Feuerwerke. Ihre gemeinen Raqueten sind hohle Bambusröhre, die sie voll Pulver füllen, und mit Leder umwinden, welches sie sehr scharf anziehen. Sie machen ein anderes dünneres Rohr, in Gestalt eines Raquetensteckens, daran feste, welches das Gleichgewichte halten soll. Sie haben die Gewohnheit, daß sie diese Feuerwerke an die Aeste eines grossen Baums machen, welchen derjenige, der das Fest anstellet, anzündet. Wenn die Raqueten hoch steigen, ziehet man eine glückliche Vorbedeutung daraus, und zur Dankbarkeit für diese Gnade, bringen sie den Göttern kostbare Opfer, und bauen ihnen zuweilen einen Tempel. Wenn die Raqueten, anstatt zu steigen, gerade herunter fallen, oder

auf die Seite ziehen, betrüben sich die Zuschauer, und glauben, daß sie von einem nahen Unglück bedrohet werden.

Surian ist die einzige Niederlage der fremden Handlung, welche von den Indostanschen Mohren, von den Chinesern, Portugiesen, Armeniern und einigen wenigen Engländern und Holländern getrieben wird. Sie bringen in diese Stadt viele Indianische Waaren, und vertauschen sie gegen Elephantenzähne, Wachs, Fürniß, Oehl, verschiedene Metalle und Diamante. Die Europäer führen keine andern Waaren ihres Landes zu, als Hüthe und Bänder, mit welchen in dem ganzen Königreiche ein grosser Vertrieb gemacht wird. Der Zoll von den Waaren, welche eingeführet werden, ist acht und ein halbes fürs hundert. Das Silber, es mag gemünzet, oder in Stäben, seyn, bezahlet eben diese Abgabe: die Pegunaer kennen aber seinen wahren Werth so wenig, daß der vierte Theil Zusatz ist, ohne daß sie es gewahr werden. Das Bley ist die gangbare Münze des Landes.

§. V.

Sitten der Peguaner.

Die Peguaner sind so verderbt, und die Neigung zur Hurerey ist bey beyden Geschlechtern so stark, daß die Eltern ausserordentliche, und fast unglaubliche Vorsicht zu gebrauchen genöthiget

nöthiget sind, um diese Ausgelassenheit zu verhindern *.

Das Frauenzimmer ist sehr unziemlich gekleidet. Es gehet nicht nur vom Kopfe an, bis an den Gürtel, nackend; sondern auch die Kleidung, welche sie um die Lenden haben, und die ihnen bis an die Knie herunter gehet, ist so durchsichtig, daß sie den Augen fast nichts verbirget. Die Ursache, welche die Peguaner zur Entschuldigung dieses Gebrauchs anführen, ist, daß er von einer Königin des Landes eingeführet worden sey, welche der schändlichen Neigung, die ihre Unterthanen zur Sodomiterey hatten, dadurch abzuhelfen suchte, daß sie den Weibern anbefohl, sich also zu kleiden, daß sie die Begierden der Mannspersonen beständig erregten.

** Man versichert, daß die Edeln des Landes ihre Weiber in der Brautnacht einer andern Mannsperson überlassen, und daß der König selbst mit der seinigen nicht anders verfährt. Die Väter überlassen den Fremden ihre Töchter für Geld, und der Handel wird nach der Länge des Umganges eingerichtet. Wenn der Pacht aus ist, oder der Fremde fortreiset, kehren die Töchter in das väterliche Hauß zurücke: man verschaffet ihnen andere Liebhaber, und sie bekommen Männer. Wenn der Fremde, nach seiner Zurückkunft

* Man sehe die Stelle des Linschot, welche Theil 9. der Geschichte der Reisen, Seite 568, Anmerkung 19. angeführet worden.

** Linschot, Scheldon, in der Geschichte der Reisen, eben daselbst.

kunft in das Land, seine Liebste in der Gewalt einer andern Mannsperson findet, kann er sie wieder zurück fordern. Man giebt sie ihm wieder, so lange er sich daselbst aufhält, und sie kehret hernach zu ihrem andern Besitzer zurück, welcher sie eben so leicht wieder annimmt, als er sie abgetreten hat.

* Die Peguaner sind überhaupt wohlgestaltet, von einer starken Leibesbeschaffenheit, sehr schwarz, von guten Ansehen, und von einer ziemlich vortheilhaften Leibesgestalt. Die Weiber sind nicht so sehr verbrannt, als die Mannspersonen: ihre Gesichtszüge haben nichts zärtliches: sie haben kleine Augen, breite Ohren, einen sehr schlanken Leib, und ausserordentlich kleine Hände und Füsse. Sie sind gefällig und höflich gegen die Fremden, ihren Männern gehorsam, und mit der Sorge für ihre Familie beständig beschäftiget.

Dieses Volk ist gelassen, gesellig, faul, dem Diebstahl ergeben, betrügerisch, lügenhaft, feige, welches fast allen Indianern gemeine Eigenschaften sind. Scheldon, indem er von den Peguanern, welche er gesehen hat, redet, saget, daß ihre Unreinlichkeit ungemein groß, und um desto strafbarer, ist, weil sie fast in dem ganzen übrigen Asien nicht ihres gleichen findet. Er versichert, daß sie sich nichts daraus machen, mit den Thieren in einer Kammer zu wohnen, und daß sie meistens so übel riechen,

* Uebersetzer des Salmon, wie oben.

riechen, daß man ihnen nicht nahe kommen kann, ohne, daß es einem den Athem versetzet. Dieser Vorwurf gehet nicht alle Peguaner an, und kann nicht einmahl auf den größten Theil dieser Asiater gezogen werden, welche uns viele von unsern Reisenden *, als ein gesittetes und höfliches Volk, vorstellen.

Die Gesetze des Ehestandes sind für die Weiber sehr strenge. Die Männer haben alle Gewalt: sie können ihre Gattinnen verstossen, wenn sie sie überdrüßig werden, und sie verkaufen, wenn sie untreu sind. Die Weiber haben, sich an der Untreue ihrer Männer zu rächen, keine andern Waffen, als das Gift, und zum Unglücke bedienen sie sich zuweilen desselben. Ein Mann, welcher seiner Geschäfte wegen das Land verläßt, muß seiner Frau einen Gehalt von ungefähr dreysig Thalern des Jahres lassen: sonst ist sie, nach einer zwölf monathlichen Abwesenheit, ihres Ehegelübdes frey. Wenn ihr aber dieser Unterhalt ordentlich bezahlt wird, muß sie ihren Mann drey Jahr lang erwarten. Wenn diese Zeit vorbey ist, kann sie einen andern Mann nehmen.

Die Peguaner haben bey ihren Leichenbegängnissen eben die Ceremonien, als die Siameser, und überhaupt ist unter den Gebräuchen dieser beyden Völker eine grosse Gleichförmigkeit; welches mit ziemlichen Grunde beweiset, daß sie einerley Ursprung haben.

Drittes

* Balbi, Hamilton, Mandelslo, rc.

Drittes Hauptstück.

Geschichte der Völker von Arrakan, von Tipra und Azem.

Erster Abschnitt.

Das Arrakansche Volk.

§. 1.

Geographische Anmerkungen über das Königreich Arrakan.

Das Königreich Arrakan liegt auf der morgenländischen Küste des Bengalischen Meerbusens, zwischen dem sechzehnden und zwey und zwanzigsten Grade mitternächtlicher Breite. Gegen Abend stößt es an das Meer; gegen Süden und Osten macht das Peguanische Reich, und gegen Norden das Königreich Tipra, seine Grenzen.

Seine vornehmsten Städte sind:

1. Arrakan, die Hauptstadt des Königreichs. Diese Stadt liegt auf fünf und vierzig bis funfzig Meilen von der See, mitten in einem Thale, welches fünf oder sechs Meilen in Umfange hat,

und mit steilen Gebürgen umgeben ist. * Der Zugang zu diesen Gebürgen ist gegen Morgen mit einigen Werken vertheidiget, welche den Weg dadurch so schwer machen, daß ein König von Pegu, von der Linie der Bramas, vergebens versuchte, mit Gewalt durchzudringen, ob er gleich, wie man sagt, eine Armee, die dreymahl hundert tausend Mann stark war, hatte.

Ein grosser Fluß, welchen einige Arrakan, und andere Chaberis, nennen, fliesset von Norden gegen Mittag durch die Stadt, und theilet sich in viele kleine Flüsse, welche zum Nutzen der Einwohner durch alle Gassen laufen. Sie kommen in einer gewissen Weite von der Hauptstadt wieder zusammen, nachdem sie das schöne Thal, welches sie umgiebt, bewässert haben, und machen nur zwey Canäle, wovon der eine sich in den Feldern verliehret, ohne daß man weiß, wo er hinkommt, und der andere sich in den Bengalischen Meerbusen **, ungefähr vierzig Meilen unter Arrakan, ergiesset. Man versichert, daß dieser Fluß in dem Königreiche Azem entspringet, daß

* Ovington, von dem Uebersetzer des Salmon angeführt, Theil 4; und von dem Verfasser der Geschichte der Reisen, Theil 9. Seite 63.

** Die Arme des Chaberis fliessen nicht bey Orietan und Dobazi, wie der Verfasser der Geschichte der Reisen versichert, in den Bengalischen Meerbusen. Alle unsere Carten, und selbst diejenige, welche dieser Geschichtsschreiber vor seine Beschreibung von Arrakan gesetzet hat, setzen diese zwey Städte in einiger Weite von dem Meerbusen, und weiter als zehn Meilen, von dem Ausflusse des Chaberis.

daß es durch das Königreich Tipra fließt, ehe er in das Land von Arrakan kommt. * Er gehet durch viele wichtige Städte und Gegenden dieses letzten Reichs. Obgleich sein Ausfluß voller Felsen und Sandbänke ist, macht er doch einen schönen Hafen, worinnen die größten Schiffe ankern können. Die Ebbe und Fluth aber ist so stark daselbst, daß, besonders im Vollmonde, die Schiffe nicht ohne Gefahr einlaufen. Dieser Fluß ist nicht überall von eben derselben Breite. Da, wo die Holländische Compagnie ihre Faktorey angeleget hat, ist sein Bette so enge, daß es, wenn die Fluth nicht groß ist, kaum ein Schiff in der Länge hält. Auf der Höhe von Orietan, einer Stadt, von welcher ich bald reden werde, ist eine Untiefe, welche das Meer, wenn es hinauf steiget, nur vier Schuh hoch mit Wasser bedecket; es ist aber daselbst so reissend, daß ein Holländisches Schiff, als es wider diese Klippe getrieben wurde, alle Masten verlohr. An den Orten, wo die Fluth merklich ist, steiget das Meer gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß, und, wenn die Fluth groß ist, sogar achtzehn Fuß hoch; daher kommt es, daß der Fluß sehr schnell ist.

Die Gebäude von Arrakan sind überhaupt sehr armselig. Die gemeinen Häuser sind von Bambuspfählen, mit Rohr durchflochten. Die Palläste der Grossen sind gründlicher gebauet, und man siehet einige Zierathen von Mahlerey

* Hamilton, bey Salmon, eben daselbst.

und Bildhauerarbeit darinnen. Man erzählet von dem königlichen Wunderdinge: man sagt, daß die Pfeiler, welche ihn stützen, mit Golde überzogen, und die Zimmer mit einer prächtigen Decke gezieret sind, welche von dem kostbarsten Holze des Orients, als dem Sandal- und Adlerholze, gemacht ist; daß mitten in dem Pallaste ein grosser Saal ist, welchen man den goldenen Saal nennet, weil er in der That mit Goldblechen überzogen ist; daß man in eben dem Saale einen Thron von gediegenem Golde siehet, um welchen herum ungefähr hundert Stücken von eben dem Metal, jedes vierzig Pfund schwer, als Zierathen an den Decken, herunter hängen; daß man ausserdem viele goldene Bildsäulen bewundert, welche um den Saal herum stehen, und in Lebensgrösse, zwey Finger dick, und mit feinen Steinen von einer ausserordentlichen Grösse bedecket sind; daß in der Mitte ein goldener Stuhl ist, zwey Schuh ins gevierte, auf welchem ein Kästgen von eben dem Metal, mit Diamanten besetzet, stehet, und worinne zwey Rubine, so lang, wie der kleine Finger, und so dicke, als ein Hühnerey, liegen. Die Verfasser der Sammlung aller Reisebeschreibungen erzählen, nach dem Zeugnisse des Scheldon, auf eine kaltsinnige Art alle diese Wunderdinge, welche, nach meiner Meynung, einen Roman besser, als eine ernsthafte Geschichte, zieren würden.

Man zählet in Arrakan sechs hundert Pagoden, und hundert und sechzig tausend Einwohner.

Der Pallast des Königes liegt an dem Ufer eines Sees, der durch einen Damm von der Stadt abgesondert, und mit vielen kleinen Inseln bedecket ist, welche einer Menge von Einsiedlern, die man Raulins oder Roulins, nennet, zur Wohnung dienen.

2. Orietan. Diese Stadt liegt unter dem ein und zwanzigsten Grade mitternächtlicher Breite, zwanzig Meilen von Arrakan, welches mehr gegen Norden, und mit dem Ausflusse des Chaberis in gleicher Weite, lieget. Ein Arm von diesem Flusse, welcher durch die Gegenden dieser Stadt, in einem breiten Bette fließt, an dessen Ufern immer grünende Bäume stehen, macht dieselben sehr schön. Die steilen Gebürge aber, welche sie nach Norden zu umgeben, machen von dieser Seite den Zugang zu derselben sehr beschwerlich. Von Seiten des Flusses kan man, wegen der Klippen, wovon er voll ist, und der Schnelle des Wassers, eben so schwer ankommen. Dennoch ziehet die reiche Handlung, welche man daselbst treibet, täglich eine grosse Menge Fremde in diese Stadt; Peguaner, Chineser, Japonneser von Siam und den benachbarten Ländern, Malaer, Kaufleute von Bengala, Malabar, Mogol, und aus andern Theilen des eigentlich so genannten Indiens.

Orietan ist die Hauptstadt einer der zwölf Provinzen, worein Arrakan eingetheilet wird. Sie wird von einem Fürsten regieret, welchen der König, bey seiner Gelangung zum Throne,

ernennet, und welcher die Krone und den Titel eines Königes führet. Die andern Provinzen werden auf eben die Art von Vicekönigen regieret, welche der König krönet. Nahe bey dieser Stadt ist ein Berg, Naum genannt, welcher seinen Nahmen einem benachbarten See mittheilet. Seine steilen Klippen, und die Menge der wilden Thiere, welche sich daselbst aufhalten, machen, daß es sehr schwer und gefährlich ist, sich ihm zu nahen, und daß also sehr wenige Reisende die Kühnheit haben, über denselben zu gehen. Dahin schicket man die Verbrecher, welche man verbannet, und um ihnen zu verbiethen, daß sie nicht entfliehen, schneidet man ihnen die Fersen ab.

3, 4, 5. Perrem, oder Peroem, Raum und Dianga. Diese drey Städte liegen Orietan gegen Norden, nahe an dem Meere, zwischen dem 21. und 22. Grad mitternächtlicher Breite. Die beyden erstern würden sehr bequeme Handelsplätze seyn, ihrer guten Häfen wegen, wenn man leichter zu denselben kommen könnte. Das Meer aber, welches daran stößet, ist ungestüm und voller Ströhme, welche bey der Fluth die Schiffe an die Küste werfen, und sie zurück treiben, wenn das Meer fällt. Der Weg zu Lande ist eben so gefährlich, weil man über Berge reisen muß, welche voller wilden Thiere sind. Es giebt einen, welcher Pora, oder der Götzenberg, genennet wird, von dem Nahmen einer Gottheit, welche auf dem Gipfel ist, und welche diese Völker mit einem besondern Gottesdienste verehren. Es

ist

ist in diesen Gegenden, in gleicher Weite von Perrem und Raum, ein Fluß, welcher durch Dianga, einer Grenzstadt des Königreichs Arrakan, gegen Norden unter dem zwey und zwanzigsten Grade, lauft. Einige Erdbeschreiber setzen diese letzte Stadt in das Königreich Bengala. Weiter hinauf, zwischen dem zwey und zwanzigsten und drey und zwanzigsten Grade, ist Chatigam, von welcher man gewisser weiß, daß sie unter Indostan gehöret.

6. **Dobazi, oder Dobrai.** Diese Stadt lieget etwas von dem Meere, an dem Arme des Chaberis, der gegen Morgen läuft, disseits des ein und zwanzigsten Grades, ungefähr zwanzig Meilen unter Arrakan, oder ein wenig gegen Osten. Die Indianer treiben daselbst starke Handlung.

Die andern Plätze auf der Küste, als Roromoria, Sedoa, Zara, Megaeni, Chudahe ꝛc. haben nichts merkwürdiges. Nahe an dem Vorgebürge Negraes, welches an der See die Grenze dieses Königreichs macht, ist die Insel Munay, welche einige als ein zu Arrakan gehöriges Stücke, und andere als einen Theil des Peguanischen Gebietes, ansehen. Dieser Ort ist wegen der Anzahl und Schönheit seiner Pagoden berühmt. Zwey davon sind am merkwürdigsten, eine Quiay-Figrau, oder der Tempel des Gottes der Sonnenstäubchen, genannt; die andere heißt man Quiay-Doces, oder den Tempel des Gottes der Betrübten.

Daselbst hält sich das Haupt der Raulins auf, welches die Priester des Landes sind. Diese Person wird so sehr in Ehren gehalten, daß ihm der König selbst die Oberstelle einräumet, und nicht mit ihm spricht, ohne sich zu neigen. Wenn er stirbt, muß der Monarch und alle seine Hofleute seinem Leichenbegängnisse beywohnen, dessen Unkosten Pinto auf hundert tausend Ducaten schätzet.

Scheldon scheinet unter die Länder, welche zu diesem Königreiche gehören, eine andere Insel, die er Sundiva nennet, und welche er sechs oder sieben Meilen von dem festen Lande von Arrakan, auf den Bengalischen Meerbusen, setzet, zu rechnen. Er giebt ihr mehr, als dreyßig Meilen, im Umkreiße. Man macht daselbst eine grosse Menge Salz, und es scheinet, daß dieses die vornehmste Handlung der Einwohner sey. Die Ufer dieser Insel sind so steil, daß es fast unmöglich ist, daselbst anzulanden, wenn sich die Einwohner der Landung widersetzen wollen. Die Portugiesen, welche die Wichtigkeit dieses Postens einsahen, entrissen ihn im Jahr 1602. dem Grossenmogol, der ihn seinem alten Herren unrechtmäßiger Weise entzogen hatte. Bald darauf aber wurden sie von den Insulanern davon verjaget, welchen der König von Arrakan beystund, der auf diese Weise wieder zu dem Besitz eines Landes kam, dessen Verlust ihm sehr empfindlich gewesen war.

Die Büffelsinseln, welche unter Arrakan stehen, und sehr nahe an seinen Küsten liegen, sind

ein Haufen kleiner Inseln, welche von einem Canal, gegen dem siebenzehnden Grade mitternächtlicher Breite, davon getrennet werden. Unter dem sechzehnden Grade findet man die Insel Negraille, oder Negraes, und, ein wenig tiefer, die Diamanteninsel, welche an der Spitze des Vorgebürges Negraes liegt. Um diese verschiedene Inseln herum trift man viele Klippen an, welche die Schiffarth sehr gefährlich machen. Ein Französisches Schiff von 60. Canonen verunglückte im Jahr 1704. zwischen der Insel Negraille und der Diamanteninsel.

§. II.

Boden. Himmelsstrich. Handlung.

Der mittägliche Theil von Arrakan ist jederzeit ein wüstes und ungebauetes Land gewesen. Man findet daselbst eine so grosse Anzahl wilder Thiere, besonders Tyger, Elephanten, und Büffels, daß man den Vorsatz, das Land anzubauen, aufgeben muß, weil die Thiere alles, was man darein säet, fressen oder verwüsten. Der mitternächtliche Theil war ehemahls in einem sehr blühenden Stande. Wouter Schouten redet davon, als dem schönsten Lande der Welt, worinne man, sagt er, nichts, als Felder von ungemeiner Fruchtbarkeit, einen ungeheuern Ueberfluß an Thieren, angenehme und reiche Städte, und Dörfer,

Dörfer, welche fast eben so volkreich, als die Städte sind, siehet. Seit Schoutens Abreise, haben die fremden und einheimischen Kriege die Gestalt dieses Königreichs gäntzlich geändert. Im Jahr 1605. gingen die Portugiesen, welche seine Flotte, die, wie man sagt, aus fünf hundert und vierzig Seegeln bestund, zu Grunde richteten, und zu Lande eine Armee von dreyßig tausend Mann schlugen, sehr übel damit um. Das Jahr 1690. war noch unglücklicher für dasselbe. Zwey Prinzen vom königlichen Geblüte machten sich einander den Thron streitig, welcher durch den Tod des Königes entlediget war, verwüsteten das Land durch ihre Uneinigkeit, überschwemmten es mit Blute, kamen in diesen traurigen Streiten selber um, und zogen alle Prinzen des königlichen Hauses, nebst einer Million Bürger, mit in ihren Untergang. Das ist alles, was uns Hamilton, diese merkwürdige Veränderung, welche gewiß mehr Weitläuftigkeit verdiente, betreffend, berichtet.

Die Inseln, welche längst an der Küste liegen, werden nur von einigen Fischern, welche in einer grossen Unabhängigkeit leben, und einigen Raulins, welche die Liebe zur Einsamkeit an diese wilden Orte ziehet, bewohnet.

Es sind hier nur ordentlich zwey Jahreszeiten, die eine, welche sehr regnerisch, und der Unbeständigkeit der Winde unterworfen ist, fängt sich im Monath April an, und endiget sich im Monath October; die andere bringet ein heiteres

und sehr heisses Wetter, und dauert gleichfalls sechs Monathe, wenn man einige Wintertage ausnimmt, welche man empfindet, wenn der Nordwind heftig bläset. Man hat angemerket, daß im Jahr 1660. die Kälte hier im Monath December so strenge war, daß das Oehl in den Flaschen frohr, und dergestalt, daß man es mit dem Messer zerschneiden konnte: welches unter einem so mittäglichen Himmelsstrich, als Arrakan, ein sehr besonderer Zufall ist. Die Luft ist im ganzen Lande sehr gesund, und es regieren nicht viel andere Krankheiten darinne, als die ansteckenden Fieber, welche in der regnerischen Jahreszeit herumgehen, und selten tödlich sind.

Das Land ist auf eine angenehme Art mit Flüssen, Seen und Teichen durchschnitten. Man findet daselbst Holz von allerhand Art, Gärten, welche mit Sorgfalt angebauet sind, fruchtbare Felder und Hügel, vortrefliche Weyde, und eine grosse Menge Thiere. Die Berge haben einige Kupfer- und Bleygänge. Der Reiß wächset an vielen Orten im Ueberflusse, und er ist von vortreflicher Güte. Man erndet ihn gegen den Monath December ein. Die Bäume tragen eine Menge wohlschmeckender Früchte, Cocosnüsse, Bananen, Mangos, welche den Gurken ähnlich sind, Pommeranzen, Citronen, süsse Citronen von einer ungeheuern Grösse, und so voll Saft, daß man zuweilen mehr, als ein Maaß, davon heraus presset. Der Durion ist hier so gemein, als in Siam. Es ist eine Frucht, wel-

che auf einem hohen Baume wächset, welchen diese Indianer Batan nennen. Sie ist so groß, als eine Melone: ihr Fleisch ist weiß, und von einem vortreflichen Geschmack: ihre Schale ist stachelicht. Man versichert, daß sie verwelket, wenn sie sich nahe bey den Betelblättern befindet.

Es giebt in den Wäldern eine grosse Menge Elephanten, Camele und Büffels. Diese letzten Thiere haben die Grösse und Stärke unserer Ochsen, sie haben aber grössere Hörner. Die Weibgen geben eine Milch, welche weit schlechter, als unsere Kühmilch, ist. Es giebt zahme, welche unter der Aufsicht eines Hirten in den Feldern weyden. Es ist aber für Personen, welche sie nicht gewohnt sind zu sehen, gefährlich sich ihnen zu nahen. Man bemerket, daß sie gewisse Farben erzörnen. Der Hirte reitet eins von diesen Thieren, und stehet auf dem Hintertheile desselben. Die Menge der todten Cörper, welche auf den Ufern liegen, ziehen eine grosse Anzahl Raubvögel dahin, welche so gefräßig sind, daß sie zuweilen die Büffels und andere zahme Thiere anfallen, und ihnen das Hintertheil und das Rückrad, bis auf die Knochen, abfressen.

Die Reisenden berichten uns nichts von den Künsten, Manufakturen und andern künstlichen Produkten des Landes, welches zu erkennen giebt, daß seine Einwohner hierinnen eben so barbarisch, als die Peguaner und Laos, ihre Nachbarn, sind. Ihre Betrachtungswissenschaften bestehen in der Erlernung der Gesetze, der Gottesgelahrheit und

einer

einer Art von Sittenlehre, welche sehr verderbte Grundsätze hat. Ich werde davon in dem Abschnitte von ihren Gebräuchen reden. * Ihre Sprache ist von der Peguanischen wenig unterschieden, und diese Völker verstehen sich genungsam, daß sie mit einander reden können.

Die Handlung dieses Königreichs war ehemahls blühend. Sie wurde vornehmlich von den Mohren, Portugiesen und Holländern getrieben. Die Mohren, welche sich in den vortheilhaftesten Plätzen, besonders in den Gegenden von Bandel, niedergelassen hatten, handelten nach Bengala, Orixa, Golkonde, Coromandel, und bis nach Persien. Sie hatten an verschiedenen Orten ansehnliche Packhäuser, welche mit Leinwand, Tüchern und andern fremden Waaren, angefüllt waren, ohne von den Waaren des Landes zu reden, mit welchen sie sehr weit handelten. Die Portugiesen hatten über Arrakan eine schöne Wohnung. Sie waren im königlichen Solde; und unter dem Schutze dieses Prinzen, welcher mit dem König von Bengala fast beständig Krieg führte, thaten sie auf den Ufern des Ganges öftere Einfälle, und führten Menschen, Thiere und andere kostbare Sachen weg, woraus sie einen grossen Vortheil zogen.

Als sie ein Vicekönig von Bengala überredet hatte, sich in seiner Provinz niederzulassen, weil er ihnen versprach, ihre Handlung zu schützen, verliessen sie die blühende Wohnung, welche sie in

* Schouten, wie oben.

in Arrakan hatten. Der Vicekönig bemächtigte sich alsbald derselben, und erfüllte keine einzige von den Versprechungen, welche er ihnen gethan hatte.

Kaum hatten die Portugiesen Arrakan verlassen, so setzte sich daselbst die Holländische Compagnie, welche beständig aufmerksam ist, sich ihr Unglück zu Nutze zu machen. Sie legte daselbst eine vortheilhafte Faktorey an, welche unter der Faktorey von Coromandel stunde. Die Verdrüßlichkeiten aber, welche sie gleichfalls, so wohl in dem Lande selbst, als auch von den Bengalern, und von andern zinsbaren Völkern des Großmogols, ausstunden, brachten sie darzu, daß sie im Jahr 1683. diesen Sitz verliessen. Sie zogen aus Arrakan viel Reiß, den sie nach Holland verführten, und eine grosse Menge Sclaven, welche sie sehr wohlfeil bekamen, und nach Batavia in ihre andern Pflanzorte führten.

Die Waaren, welche man in dem Lande findet, sind Bauholz, Bley, Zinn, Fürniß, und Elfenbein. Diejenigen, welche man einführet, sind Leinwand, Cattun, Pfeffer, Sandalholz, Eisen, Stahl, Kupfer, vergoldet Leder, und gemeines Porcellain. Die Indostanschen Mohren kaufen in diesem Königreiche viele Elephanten, welche sie in die Gegenden Asiens, die gegen Abend liegen, führen. Sie kaufen auch viele Edelsteine, welche hier sehr wohlfeil sind, und welche vermuthlich aus Pegu kommen, denn das Königreich Arrakan bringt keine hervor.

Die gemeine Münze in dieser Gegend sind die Roupien, eine Silbermünze, ungefähr achtzehn Groschen am Werthe, die Tanggen, welche die Helfte gelten, und die Coris, kleine Muscheln, wovon ich an einem andern Orte geredet habe. Die gemeinsten Maaße sind der Man, welcher ungefähr zwey und vierzig Pfund wieget, der Pikol, 118. Pfund am Gewichte, und der Bahar, welcher drey Pikol hält.

§. III.

Regierungsform von Arrakan.

Der Unglücksfälle ungeachtet, welche dieser Staat in dem letzten Jahrhunderte ausgestanden hat, ist der Prinz, welcher ihn beherrschet, einer der mächtigsten Monarchen Indiens. Seine Titel sind nicht bescheidener, als des Königes von Pegu seine. Er nennet sich * Kayser, Besitzer des weissen Elephanten, Herr des goldenen Pallasts, und der beyden Ohrgehänke, (das sind die beyden Rubinen, von welchen man oben geredet hat,) rechtmäßiger König der Staaten von Pegu und Brama, der zwölf Provinzen von Bengala, und ihrer zwölf Könige, welche ihren Kopf unter seine Fußsohle legen.

Er

* Salmon, wie oben. Geschichte der Reisen, eben daselbst.

Er hat sein Hoflager gemeiniglich zu Arrakan: er bringt aber zwey Monathe des Jahres, in der schönen Jahrszeit, zu Orietan zu. Er thut diese Reise zu Wasser, von allen Grossen seines Hofes begleitet, welche in so bequemen, als schönen, Fahrzeugen fahren, deren grosse Menge eine schwimmende Stadt zu formiren scheinet. Die vornehmste Ursache seines Aufenthalts zu Orietan ist die berühmte Pagode des Gottes Quiay-Poragray zu besuchen, dem er alle Tage eine prächtige Mahlzeit vorsetzen läßt.

Sein Serail ist in einer von den drey Ringmauern, welche die Grösse seines Pallasts zu Arrakan ausmachen. Dieses Gebäude ist mit einem vergoldeten Dache gedecket, und hat drey Thürme, mit eben einem solchen Dache gezieret, von welchen man die ganze Stadt bestreichen kann. Der Dienst wird darinnen von Verschnittenen verrichtet. Jeder Statthalter einer Provinz ist verbunden, diesem wollüstigen Monarchen alle Jahre zwölf Mägdgens von zwölf Jahren zu schicken, welche, von ihrer Kindheit an, unter seiner Aufsicht erzogen werden. Wenn sie bey Hofe ankommen, müssen sie eine ziemlich besondere Probe ausstehen. Man setzet sie in die heisse Sonne, bis der Schweiß in ihre Kleider gezogen ist. Man bringt diese Kleider dem Könige, welcher sie nach einander beriechet, und für sein Serail nur diejenigen Mägdgen behält, deren Schweiß keinen starken Geruch hat.

Die vornehmsten Bedienten des Staats sind die Vicekönige der Provinzen, welche, wie man

sagt, alle Vorzüge der königlichen Würde haben, auch nicht einmahl die Krone ausgenommen, welche ihnen der Kayser selbst auf den Kopf setzet. Derjenige, welcher die Provinz Arrakan regieret, ist der Premierminister des Kaysers, und gleichsam der Generalstatthalter des ganzen Königreichs. Die andern hohen Bedienten sind die Kouteval, oder der General der Trouppen, der Hauptmann der Leibwache, der Admiral, der Oberstallmeister, oder Aufseher über die Elephanten, das Haupt der Justiz, und die andern Glieder des königlichen Raths. In jeder Stadt ist ein besonderer Statthalter, ein Einnehmer, ein königlicher Schatzmeister, und andere Gerichts- und Cammer-Bedienten. Alle diese Bedienten stehen unter dem Vicekönig der Provinz.

Die Gesandten werden mit grosser Pracht empfangen. Zwey der vornehmsten Minister bewillkommen sie im Nahmen des Kaysers, und führen sie in den Pallast mit einer prächtigen Begleitung von Elephanten, Soldaten und Hofbedienten, welche in zwey Linien stehen. Wenn sie aber an den Audienzsaal kommen, müssen sie ihre Schuh an der Thüre zurück lassen, niederknien und sich hernach, mit gegen die Erde gewendeten Gesichte, auf die Fersen niedersetzen.

Diese Monarchen haben von Alters her den Gebrauch, sich dem Volke nur selten, und allemahl mit einem hoffärtigem Gepränge, welches zu verblenden vermögend ist, zu zeigen. Ein Reisender hat im Jahr 1660. folgendes bey einer

solchen Ceremonie gesehen. Die drey grossen Plätze, welche innerhalb der Ringmauer des Pallastes liegen, und die vornehmsten Gassen der Hauptstadt, waren mit Gerüsten erfüllet, welche zu theatralischen Vorstellungen bestimmet, oder mit Feuerwerken bedecket waren.* Alle diese Orte waren mit Soldaten besetzet, welche weiß gekleidet, und mit Degen und Spiessen bewafnet waren, um das Volk abzuhalten. Der König ging, unter dem Schalle der Trompeten, der Trommeln und anderer Instrumente des Landes, aus dem Pallaste. Er saß auf einem Elephanten, der ein reiches Zeug und eine mit Perlen besetzte Schaberacke hatte. Seine Kleider, und die Art von einem Turban, welcher ihm den Kopf bedeckte, waren über und über mit Diamanten, Rubinen und andern feinen Steinen von einem unschätzbaren Werth besetzet. Einer von seinen Bedienten stund hinten, und hielt einen grossen Sonnenschirm von kostbaren Zeuge über ihn: seine Hofleute gingen zu beyden Seiten, und die ganze Wache folgte. Darauf erschien der Erbprinz auf einem andern Elephanten, mit einem prächtigen Gefolge umgeben. Die Vicekönige und andern Vasallen der Krone kamen nach dem Prinzen. Die Elephanten waren mit der größten Pracht ausgeputzt. Die Priester, Musicanten und eine Menge Gauckler beschlossen den Zug, und die Luft erschallte von ihrem Gesange und vielen wohlklingenden Instrumenten. Dieser

* Hamilton, bey Salmon, eben daselbst.

ser lange und prächtige Zug ging durch die ganze Stadt. Als der König wieder in seinen Pallast zurück gekommen war, empfing er die Lehnspflicht und den Eyd der Treue von den Grossen und dem ganzen Volke. Feuerwerke, welche, unter dem Knalle der Canonen, abgebrannt wurden, dramatische Vorstellungen, Gesänge und Tänze und andere verschiedene Lustbarkeiten, beschlossen dieses prächtige Fest.

IV.

Religion dieses Volks.

Diese Indianer sind Götzendiener, und ihre Religion ist von der Peguanischen und Siamschen, sowohl was den Grund ihres Glaubens, als auch die Einrichtung ihres Gottesdienstes, anlanget, wenig unterschieden. * Ihre Opfer bestehen darinne, daß sie sich vor ihren Götzenbildern niederwerfen, ihnen Blumen und Gewürzpflanzen anbiethen; und alles, was zur Nothdurft des Lebens gehöret, geben, als Reiß, Früchte, Gummi, Seyde, Baumwolle, und andere Dinge dieser Art. Sie thun öftere Wallfahrten, besonders zu der grossen Pagode Quiay-Poragray, welche in der Gegend von Orietan lieget. Sie feyern alle Jahre ein grosses Fest zur Ehre dieser Gottheit, deren Bildniß auf einem grossen Wagen, mit einer Menge Priester, in gelben

* Scheldon, bey Ovington, wie oben.

gelben Atlaß gekleidet, umgeben, herumgeführet wird. Schwärmende Fanatiker legen sich die Länge lang in den Weg, oder fallen unter die Räder des Wagens; andere stechen sich in die eisernen Spitzen, welche daran sind, und benetzen das Götzenbild mit ihrem Blute. Man sammelt das Blut dieser Märtyrer begierig, und man hält sich für glücklich, wenn man einige Tropfen davon bekommen kann. Die Priester ziehen diese blutigen Spitzen mit Ehrfurcht wieder heraus, und behalten sie in ihren Tempeln auf.

Die meisten Pagoden sind auf steile Felsen gebauet, und man steiget auf Stufen, welche in den Felsen gehauen sind, hinauf. Ihre Gestalt ist rund, und laufen als eine Pyramide aus. Ihre Dächer sind mit goldenen Kugeln ausgezieret. Die Mauern sind feste, die Fenster in geringer Anzahl, und man macht nur eine Thür in dieselben. Inwendig sind sie mit einer solchen Menge Bildsäulen gezieret, daß man in einem einzigen Tempel fast zwanzig tausend derselben zählet. Diese Götzenbilder, von welchen einige Colossusgrösse, wie die Siamschen, haben, sind gemeiniglich aus Ziegeln. Sie haben alle die Stellung einer sitzenden Person, breite, und bis auf die Schultern hängende, Ohren, das Gesichte, die Brust und Armen vergoldet, das übrige ist schwarz, allein mit den reichsten Zeugen des Landes bedecket. Jeder Bürger hat in seinem Hause seine besondern Götzen, bey welchen er schwöret, deren Bildnisse er sich mit einem heissen Eisen auf

die Arme und Schultern brennen läßt, und denen er täglich einen Theil der Gerichte vorsetzet, welche man ihm aufträgt. Reiche Leute haben auch die Gewohnheit, einige Schüsseln den vornehmsten Gottheiten der Tempel zu schicken. Zur Winterszeit trägt man Sorge, diese Götzenbilder wohl zu bedecken, weil man glaubt, daß sie die Kälte fühlen, und gegen die Aufmerksamkeit, welche man bezeiget, sie wider die rauhe Luft zu schützen, nicht unempfindlich sind.

Die Anzahl der Raulins, oder der Diener der Tempel, ist fast unendlich. Sie sind in drey Classen abgetheilet, in die Pongri, Pangian, und Xoxum. Sie sind gelb gekleidet, und man schiert ihnen den Kopf ab. Sie tragen eine Art von einer Mütze mit einem Zipfel, welcher hinten hinunter fällt. Sie verbinden sich im ehelosen Stande zu leben, und wenn sie dieses Gelübde brechen, werden sie ihres Standes entsetzet, und man macht sie wieder zu Layen. Einige leben in Zellen, die um den Tempel herum gebauet sind, in welchem sie dienen; andere begeben sich in abgelegene Einödden; und andere leben in den Städten. Sie stehen unter einem Haupte, Xoxum-Pongri genannt, welcher alles anordnet, was den Gottesdienst betrift, und gleichsam der Hohepriester der Nation ist. Die Priester, welche nahe an den Städten in Gemeinschaft zusammen wohnen, nehmen die Auferziehung der Kinder über sich, welche sie in der Religion und Gesetzen des Landes unterweisen.

Die Raulins legen sich auf die Wissenschaften, besonders auf die Astronomie und Arzneykunst. Das Volk brauchet sie in Krankheiten, und diese Priester, welche auf die Macht der Götter mehr Vertrauen, als auf die Kraft der Arzneymittel, setzen, bedienen sich bey dieser Gelegenheit einer Menge abergläubischer Gebräuche. Sie blasen den Kranken an; sie sagen Gebethe her; sie befehlen, daß man den Winden opfern soll, welche sie für die Ursache aller Krankheiten halten; sie opfern diesen schädlichen Göttern und dem Chaor-Baos, ihrem Oberhaupte, eine Menge Thiere.

Wenn diese Ceremonien die Genesung nicht bewerkstelligen, so nimmt die Frau, oder der nächste Anverwandte des Kranken, seine Zuflucht zu einem andern abergläubischen Verfahren, welches von der Peguanischen Religion entlehnt zu seyn scheinet *. Man bereitet ein Zimmer zu; man zieret es mit reichen Teppichen aus; richtet einen Altar darinne auf, und setzet ein Götzenbild auf denselben; die Raulins und Anverwandten des Kranken versammeln sich an diesem Orte; man bewirthet sie daselbst acht Tage lang, bey dem Klange vieler Instrumente. Derjenige, welcher das Fest besorget, muß während der Mahlzeit so lange tanzen, bis er die Sinnen verliehret. Wenn die Kräfte ihm zu fehlen anfangen, hält er sich an einem Stricke an, welcher an der Decke hänget, und wenn er so schwach ist, daß er diese

Uebung

* Man sehe die Geschichte der Peguaner §. 3. zu Ende.

Uebung nicht lange genung fortsetzen kann, ist der nächste Anverwandte verbunden, ihn abzulösen. Die Music wird stärker, wenn der Tänzer die Sinne verliehret. Die Priester versichern, daß er, während seiner Ohnmacht, mit einem Götzenbilde, welches der Gegenstand ihrer Anrufungen ist, besondere Unterredungen hat. Wenn der Kranke davon kommt, trägt man ihn in den Tempel, wo ihn die Priester, vom Kopf an, bis auf die Füsse, mit Oehl und Balsam salben. Wenn er stirbt, geben die Raulins vor, daß ihn die Götter von dieser Welt genommen haben, entweder aus einem schrecklichen Schlusse ihrer Gerechtigkeit, zur Büssung seiner Sünden, oder aus einer Würkung ihrer Gnade, um ihn in einem andern Leben zu belohnen.

Scheldon erzählet ein Beyspiel von einem Aberglauben, dessen Erzählung allein Abscheu erreget. Als ein Wahrsager einem Könige von Arrakan vorher gesaget hatte, daß er nach seiner Krönung nicht lange mehr leben würde, schob dieser Prinz zwölf Jahr lang auf, ehe er sich von den Priestern salben ließ. Als er aber dem Anhalten des Volkes nicht widerstehen konnte, zog er einen Mohrischen Marktschreyer zu Rathe, um zu erfahren, ob nicht ein Mittel wäre, wodurch man das Unglück, womit ihn der andere Wahrsager bedrohet hatte, abwenden könnte. Der Mahometaner, welcher nur die Feinde seiner Religion zu verderben suchte, gab ihm den Rath, er sollte sechs tausend von seinen Unterthanen, vier

tausend weisse Kühe *, und zwey tausend weisse Tauben, opfern, ihre Herzen nehmen, und eine Composition daraus machen; und fügte hinzu, daß diese Arzney ihm das Leben verlängern würde. Scheldon versicherte, daß man diesem grausamen Rathe gefolget hätte. Der Uebersetzer des Salmon hält diese Erzählung für ein lächerliches Mährgen: viele Leser werden eben dieses Urtheil davon fällen.

Alle fremde Religionen werden hier geduldet. Es giebt einige Indostansche Mohren, welche den Mahometanischen Glauben bekennen, und einige Christliche Portugiesische Familien.

§. V.

Sitten und Gebräuche des Landes.

Die Einwohner dieses Königreichs sind von mittelmäßiger Leibesgestalt, und ziemlich dicke. Ihre Stirne ist breit und flach. Sie geben ihr selber diese Gestalt, indem sie von Kindheit auf eine bleyerne Platte darauf legen. ** Sie bedienen sich eben des Mittels, als die Laos ***, um die

* Der Geographische Atlas setzet, statt der vier tausend Kühe, zwey tausend weisse Krahen, weil die Opferung der ersten in einem Lande, wo man für diese Thiere eine unendliche Ehrfurcht hat, gänzlich unglaublich ist.

** Scheldon, Schouten, wie oben.

*** Man sehe Seite 363. dieses Bandes.

die Ohren grösser, und bis auf die Schultern herunter hängend, zu machen. Ihre Augen sind klein, aber lebhaft: sie haben weite und grosse Nasenlöcher: ihre Farbe ist gelblicht schwarz.

Diese Indianer haben eine barbarische und wilde Gemüthsart. Alle Fremden, welche auf der Küste des Königreichs Schiffbruch leiden, werden zu Sclaven gemacht, und mit der äussersten Strenge gehalten. Ihre Seeräuber machen den ganzen Meerbusen unsicher, und streifen bis auf die Flüsse von Bengala, aus welchem Lande sie eine Menge Sclaven wegführen. * Die fremden Handelsleute müssen allerhand Verdruß ausstehen, und es ist nicht sicher, sich in dem Lande niederzulassen. Als im Jahr 1690. ein Indostanscher Prinz bey dieser treulosen Nation eine Zuflucht suchte, wurde er mit allen seinen Leuten, auf Befehl des Monarchen, niedergemacht, welcher sich des grossen Schatzes, den der Indianer mitgebracht hatte, bemächtigte.

Diese Völker, welche in dem mitternächtlichen Theile der Halbinsel Indiens wohnen, tragen ein wenig mehr Sorge, als die mittäglichen Einwohner dieser Gegend, sich zu bedecken. Ihre Kleider bestehen 1. aus einer Cattunenen Weste, welche nur bis an den Gürtel gehet: 2. in einer Schürze von eben dem Zeuge, mit welcher sie sich die Lenden und Dickbeine bedecken, und welche sie mit einer leinwandenen Binde befestigen; 3. aus einem Cattunenen Rocke, welchen man

* Hamilton, eben daselbst.

man über die andern Kleider anziehet, und welcher bis unter die Knie gehet. Das Frauenzimmer hat einen etwas längern Rock, und trägt überdieses eine Art einer Scherpe, welche ihnen die Schultern und Brust bedecket, und ihre Kleidung zieret. Ihre Schürze gehet bis auf die Füsse. Sie tragen sehr langes Haar, welches aber sehr unordentlich ist: ihre Arme und Schenkel sind mit Ringen von Elfenbein, Silber, oder Kupfer beschweret: sie haben in den Ohren eine Menge gläserne Zierathen, und andere Kleinigkeiten von eben dieser Art.

Ihre Häuser sind so niedrig und so klein, daß die größten Städte des Königreichs, die Hauptstadt nicht ausgenommen, unsern Lägern gleichen, welche mit Hütten angefüllet sind, worinnen wir zuweilen unsere Soldaten überwintern lassen. Sie haben kein anderes Bette, als Matten, und keine andere Decke, als ein Stück Cattun. Sie essen in einem freystehenden Saale, welchen sie in der Nähe von ihrer Wohnung bauen lassen. Ihre Küche ist von ihrem Hause gleichfalls abgesondert. Sie bedienen sich gestossenen und gekneteten Reisses, statt des Brods. Man versichert, daß sie mit Vergnügen Ratten, Mäuse, Schlangen, verfaulten Fisch, und allerhand stinkendes Fleisch essen. Sie mengen unter ihre Speisen einen so übelriechenden Senf, daß die Fremden den Geruch davon nicht ausstehen können. Die Grossen haben die Gewohnheit, ihre Tafeln mit einer grossen Menge Gerichte

besetzen

besetzen zu lassen, welche in kleinen Schalen aufgetragen werden. Das Wasser ist ihr gewöhnlicher Trank. Sie bedienen sich auch eines Saftes, welchen man aus einem gewissen Baume, von der Art der Palmiten, presset. Er ist weiß; er schmecket schön und angenehm, wenn man ihn frisch trinket; nach einigen Stunden ist er zu hitzig und steiget in den Kopf; wenn man ihn drey oder vier Tage aufbehält, wird er sauer.

Man versichert, daß hier die Weiber ihren Männern keine Mitgabe zubringen. Der Vergleich wird in Gegenwart der Priester errichtet, und die Ehe wird vor den Augen der Anverwandten vollzogen. Die Männer aber machen sich so wenig daraus, die ersten Gunstbezeugungen einer jungen Braut zu haben, daß sie dieselben gerne einem andern die erste Hochzeitnacht überlassen *. Wir haben gesehen, daß dieses auch in Pegu gebräuchlich ist. Scheldon füget hinzu, daß ein anderes Gesetz des Landes den König nöthige, seine älteste Schwester zu heyrathen, damit der königliche Stamm ganz rein erhalten werde.

Sie brauchen bey ihren Leichenbegängnissen einige abergläubische Gewohnheiten, welche mir diesem Lande eigen scheinen. Man setzet den Toden in einen Saal: die Raulins sprechen Gebethe über ihn, brennen Weyhrauch an, und tanzen um den Sarg herum. Inzwischen stehen

* Scheldon, wie oben.

hen die Bedienten des Verstorbenen Wache; damit die Grosse schwarze Katze nicht in den Saal komme. Wenn sie sich von ungefähr dem Sarge nähern, und zum Unglück über den Cörper laufen sollte, würde die Seele des Verstorbenen verdammt seyn, viele Jahrhunderte in der Welt herum zu irren. Es ist ein gewöhnlicher Gebrauch, daß man auf die Särge der Grossen Figuren von Pferden, Elephanten, Kühen, Adlern, Löwen, und anderer der edelsten Thiere, mahlet, um der Seele eine gute Wohnung zu verschaffen. Einige Fromme aber lassen, aus Demuth, Ratten, Frösche, und andere verächtliche Thiere darauf mahlen. Man verbrennet die Cörper in einem Felde, das nahe an der Stadt lieget. Die Familien, welche die Unkosten des Scheiterhaufens nicht bezahlen können, werfen ihre Toden in den Fluß, welcher sie wieder an die Ufer treibet, wo sie ein Raub der wilden Thiere werden.

Zweyter Abschnitt.

Das Volk von Tipra und Asem.

Das erste von diesen Völkern ist uns kaum bekannt. * Tavernier erzählet, nach dem Zeugniß einiger Kaufleute von Tibet, daß das

Land

* Tavernier, in der Geschichte der Reisen angeführt, Theil 9.

Land Tipra dem Königreiche Arrakan gegen Norden liegt; daß man 15. Tage braucht, durch dasselbe zu reisen, welches vielleicht mehr von den schlimmen Wegen, als von der Grösse des Königreichs kommt; daß seine Einwohner sehr mit Kröpfen behaftet sind, und daß man daselbst Weiber siehet, denen diese Geschwulst bis auf die Brüste herunter hängt; daß das Land von einem Könige regieret wird, welcher von dem Volke keine andere jährliche Abgabe fordert, als einen persönlichen Dienst von sechs Tagen; daß die Seyde der vornehmste Reichthum dieses Königreichs ist, und daß man daselbst auch einige Goldbergwerke findet. Hierinne bestehen alle Nachrichten, welche dem Verfasser mitgetheilet worden sind.

Wir haben von dem Königreiche Asem eine etwas deutlichere Kenntniß. Es macht gegen Abend die Grenze der Halbinsel, weil es nur durch einen Arm des Ganges von den Staaten des Großmogols, oder von dem eigentlich so genannten Indien getrennet ist. Der Herr de l'Isle setzet dieses Königreich unter den acht und zwanzigsten Grad der mitternächtlichen Breite. Er giebt ihm, gegen Mittag, Tipra und Pegu, und, gegen Norden, die Königreiche Boutan und Lassa, welche zwey Provinzen von Tibet sind, zu Grenzen.

Die ehemahlige Hauptstadt dieses Königreichs hieß Azo. Es war eine Stadt, welche, ihrer Reichthümer wegen, ansehnlich war: die Könige

des

des Landes hatten ihr Hoflager darinnen. Man sahe daselbst ihre Gräber in einer prächtigen Pagode, wo jeder Prinz eine Capelle hatte bauen lassen, welche ihm zum Begräbniß dienen sollte: denn es ist in dem Lande gebräuchlich, die Cörper zu begraben, und nicht zu verbrennen. Diese Monarchen hatten die Gewohnheit, viel Gold und Silber, reiche Teppiche und andere kostbare Sachen, dahin zu schicken, welche mit ihnen begraben werden sollten. An dem Tage des Leichenbegängnisses setzte man in eben die Kruft die goldenen Pagoden, welche der König bey seinem Leben angebethet hatte, und andere Raritäten seines Schatzes, in der Meynung, daß ihm alle diese Dinge in der andern Welt nützlich seyn würden. Eben dieser Aberglaube bewegte seine Weiber und vornehmsten Bedienten, sich umzubringen, um bey ihrem Herrn begraben zu werden, und ihm das Vergnügen und den Beystand zu leisten, den er nöthig haben würde, wie sie sich einbildeten. Man sperrete zugleich in das Grab des Königes einen lebendigen Elephanten, Camele, Pferde und Jagdhunde ein.

Azo, und sein reicher Schatz, wurden, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts, von einer Armee des Großmogols, welche von dem fürchterlichen **Emir-Jemla**, der in unsern Europäischen Berichten unter dem Nahmen des **Mirgimola** bekannter ist, angeführet wurde, geplündert. Als sich dieser Feldherr auf einem Flusse, welcher aus dem See Chiamai, und in einen

Arm

Arm des Ganges, fließt, eingeschiffet hatte, fuhr er bis an den neun und zwanzigsten Grad, gegen die Grenze des Königreichs Asem hinauf. Er drung zu Lande hinein, wo er alles, bis unter den fünf und dreyßigsten Grad, verwüstete und verheerete. Hernach wendete er sich gegen Südosten, entweder um eine mächtige Armee, welche der König von Asem zusammen gebracht hatte, zu vermeiden, oder weil seine Indianer nicht weiter gegen Norden * gehen wollten, und ging auf Azo los, welches er ausplünderte, und eine unermeßliche Beute wegschleppete.

Seit der Verwüstung dieser Stadt, ist Kemmerouf, welche andere Chamdara nennen, die vornehmste Stadt des Landes, und der gewöhnliche Aufenthalt der Könige worden. Sie liegt fünf Tagereisen von Azo. Das ganze Land wird von einer grossen Menge Flüsse durchströhmet, deren Ergiessungen in den Feldern grossen Schaden anrichten, und viele Krankheiten verursachen. Der vornehmste Fluß wird von den Eingebohrnen des Königreichs Laquia genennet, und bekommt

* Tavernier versichert, daß den Indianern die Kälte so empfindlich ist, daß sie ihr Leben zu wagen glauben, wenn sie sich Norden zu weit machen. Von allen Indianischen Bedienten, welche er nach Persien führte, war nicht ein einziger, welcher über Casbin hinaus gehen, und ihn bis Tauris begleiten wollte. So bald sie die Gebürge von Medien sahen, welche beständig mit Schnee bedecket sind, verlangten sie alle ihren Abschied.

kommt in andern Gegenden andere Nahmen. Er entspringt in dem See Chiamai, Asem gegen Morgen, und fällt in den Ganges. Vermuthlich drunge Mirgimola auf diesem Flusse in das Land. Der Winter ist hier strenger, als in einigem andern Theile der Halbinsel Indiens.

Tavernier versichert, daß die Weinstöcke in diesem, vor andern glücklichen, Theile Indiens im Ueberflusse wachsen; daß die Beeren daran sehr gut sind; daß man aber die Gewohnheit hat, sie trocknen zu lassen, um einen Brandewein daraus zu machen: das heißt, daß man keinen Wein daraus zu machen bedacht ist.

Es giebt in dem Lande keine Salzquellen, und man ist genöthiget, sich eines künstlichen Salzes zu bedienen, welches auf zweyerley Art gemacht wird. Zuweilen nimmt man den grünen Schaum, welcher auf stehenden Wassern sich zeuget. Man trocknet ihn: man brennt ihn, läßt seine Asche sieden, schlägt sie durch, und brauchet sie statt des Salzes. Zuweilen nimmt man Feigenblätter, welche man trocknet, und eben so zu Asche brennet. Man thut diese Asche in Wasser, und rühret sie zehn oder zwölf Stunden lang herum. Hernach gießt man dieses Wasser durch ein Tuch; man läßt es gänzlich einkochen: dasjenige, was unten im Kessel zurück bleibet, ist ein sehr weisses und ziemlich wohlschmeckendes Salz. Man macht aus der Asche eben dieser Blätter eine Lauge, womit man einen Theil der Asemschen Seyde bleichet.

Man hat in Indien weit und breit die Meynung, daß den Einwohnern von Asem das Schießgewehr, lange vor den Chinesern, bekannt gewesen, und daß man ihnen die Erfindung des Schießpulvers und der Canonen schuldig ist. Man füget hinzu, daß sie von Asem nach Pegu gekommen ist, und daß sie die Peguaner den Chinesern mitgetheilet haben. Mirgimola brachte aus seinem Feldzuge eine grosse Anzahl eiserne Canonen mit, welche alle in dem Lande gemacht waren. Ihr Schießpulver ist vortreflich; es hat runde und kleine Körner, wie das Europäische; man versichert aber, daß es von weit besserer Güte ist. Sie haben eine Art von Granaden, welche sie mit einem Stocke, der die Länge einer halben Pique hat, und an dessen Ende sie gestecket sind, werfen.

Das Königreich Azem hat Gold- Silber- Eisen- Stahl- Zinn- und Bleybergwerke. Man zeuget auch daselbst viele Seyde, aber von einer mittelmäßigen Güte. Ausser den Seydenhäußgen, welche die ordentlichen Würmer spinnen, giebt es noch andere, welche man auf den Bäumen findet, und welche von gewissen Würmern gemacht werden, die runder sind, als die gemeinen Würmer, und das ganze Jahr hindurch arbeiten. Die Zeuge, welche man von dieser Seyde macht, sehen sehr schön aus, halten aber wenig. Das Gummilack ist im Lande sehr gemein, und kan zu zweyerley gebrauchet werden. Man ziehet erst eine rothe Farbe heraus, welche

man zum Färben der Zeuge brauchet; das übrige ist ein schöner Fürniß, welcher, ausserhalb des Landes, sehr vertrieben wird, und den die Chineser, wie man sagt, ihrem eignen Lacke vorziehen. Was die Seyde, das Silber und Gold anlangt, erlaubet man nicht, daß es aus dem Königreiche geführet werden kann. Aus Gold und Silber macht man keine Münze; es wird aber in grosse und kleine Stäbchen, wie in Japon, getheilet, und das Volk bedienet sich ihrer bey dem Handel innerhalb des Landes.

Man sagt, daß die Könige von Asem, wie die Könige von Tipra, in ihren Staaten keine Abgaben erheben, und daß sie sich mit der Ausbeute, welche die Bergwerke geben, die ihnen eigenthümlich zugehören, und worinne sie nicht ihre Unterthanen, sondern ihre Sclaven, arbeiten lassen, begnügen. * Man füget hinzu, daß die Einwohner von Asem, die Bauern nicht einmahl ausgenommen, ein so gemächliches Leben führen, daß wenige sind, welche nicht ein eigen Hauß haben, und daß die meisten sogar einen Elephanten für ihre Weiber halten. Allein dieses erzählet Tavernier.

In dem Mittelpunkte des Königreichs sind die Männer und Weiber von einer vortheilhaften Leibesgestalt, und haben eine schöne lebhafte Gesichtsfarbe. Diejenigen, welche die mittäglichen Gegenden bewohnen, haben eine braunere Farbe: die Völker gegen Norden haben meistens Kröpfe.

Der

* Eben daselbst, Seite 549.

Der Kopfputz des Landes bestehet aus einer Mütze, welche mit Zähnen von zahmen oder wilden Schweinen umgeben ist. Sie machen sich in die Ohren ein ziemlich weites Loch, daß man mit den Daumen durchfahren kann, und sie beschweren sie mit verschiedenen Zierrathen. Sie haben an den Armen und Beinen Bänder von Schalen, Perlmutter, Corallen, und gelben Ambra. Man macht sie in dem Lande, und dieses ist eine der vornehmsten Handlungen der Einwohner. Es ist bey ihren Leichenbegängnissen gebräuchlich, daß alle diejenigen, welche mit zur Leiche gehen, ihre Bänder in das Grab des Toden werfen. Die Mannspersonen tragen ihre Haare nicht länger, als bis auf die Schultern: die Weiber lassen sie so lang werden, als sie wachsen wollen. Man sagt, daß dieses Volk einen so schlechten Geschmack hat, daß es das Hundefleisch allem übrigen Fleische vorziehet.

Viertes Hauptstück.

Geschichte der Völker von Boutan, eines Königreichs, welches in dem Lande von Tibet mitten inne liegt. Allgemeiner Begriff von den andern Völkern, welche diese letztere Gegend bewohnen.

Schwerlich wird man in einer genauen Bestimmung angeben können, in welchem Theile von Tibet das Land liegt, welches unsere Berichte Butan oder Boutan nennen. Einige geben diesen Nahmen demjenigen Theile von Tibet, welches gegen Abend liegt; einige geben denselben dem ganzen Tibet; andere legen ihn dem mittäglichen Theile desselben bey. Dem sey, wie ihm wolle, so ist gewiß, daß das Königreich Butan mit diesem letzten Lande um und um umgeben ist, und daß es von Völkern bewohnet wird, welche theils Indianer sind, theils Tartarn, die an die Staaten des Großmogols grenzen und ihm zinsbar sind. Ich kann sie nicht bekannt machen, ohne einen allgemeinen Begriff von den andern Einwohnern des Landes Tibet zu geben; und dieses verbindet mich, die Beschreibung dieses weitläuftigen Landes hier abzuhandeln, obgleich die meisten Völker, welche es bewohnen, ausserhalb den Grenzen Indiens liegen.

Erster

Erster Abschnitt.

Grösse und Eintheilung von Tibet.

* Unsere besten Carten setzen Tibet zwischen den sieben und achtzigsten und hundert und ein und zwanzigsten Grad der Länge, und zwischen den sechs und zwanzigsten und neun und dreyßigsten Grad der Breite; das heißt, sie geben ihm sechs hundert und sechzig Meilen von Osten gegen Westen, und zwey hundert und vierzig Meilen von Norden gegen Süden, wo es am breitesten ist. Es stößt gegen Mitternacht an eine grosse Wüste, welche es von der kleinen Bukkarey scheidet, und welche unsere Erdbeschreiber die grosse Sandwüste nennen. Gegen Osten hat es China, gegen Westen die grosse Bukkarey und die Staaten des Mogols, gegen Süden Indostan und das Königreich Asem, zur Grenze.

Dieses Land ist voller Gebürge, und sein Boden liegt überhaupt hoch. Wenn man von China dahin kommt, wird man sehr merklich gewahr, daß man beständig aufwärts steiget, und man befindet sich bald zwischen einer Reihe von Gebürgen, welche eins über das andere stehen, deren Anblick etwas erschreckliches hat. Sie werden von reissenden Ströhmen von einander ge-

* Nachrichten des P. Regis, in der Beschreibung von China vom du Halde im Theil 4. angeführt. Erbauliche Briefe, Theil 15.

getrennet, über welche keine andern Brücken sind, als einige unsichere Breter, oder kreutzweis gespannte, und mit Aesten bedeckte, Stricke. Die ungemeine Höhe dieser Felsen, welche beständig mit Schnee bedecket sind, macht das Land, in Ansehung seiner Breite, sehr kalt. Die Wege sind so schmal, daß man gemeiniglich nur einen Fuß darauf setzen kann; und die abscheulichen Abgründe, welche zur Rechten und Linken sind, machen sie sehr gefährlich. Die Gebürge, welche gegen Westen, nach Indostan liegen, sind nicht so hoch.

Tibet wird, von Westen nach Osten zu, von einem grossen Flusse durchströhmet, welcher Raru genannt wird, und, nach der Muthmassung des Pater Regis, sich in den Bengalischen Meerbusen, in den Gegenden von Arrakan, oder ein wenig höher, nach dem Ausfluß des Ganges zu, stürzet. Man versichert, daß der Hoang-Ho, oder gelbe Fluß, einer der größten Flüsse von China, in Tibet entspringet. Man giebt vor, daß er aus einigen Seen fließt, welche in dem Nordöstlichen Theile dieser letzten Gegend, und so nahe bey einander liegen, daß sie nur eine einzige auszumachen scheinen. Zehn Tagereisen unter seiner Quelle, berührt er das Chinesische Gebiethe, und fließt in einen engen Canal, welchen der Kayser Yu, der Stammvater der ersten Linie, wie man sagt, zwischen zwey steilen Felsen durchhauen ließ. Der Altan-Kol, oder goldene Fluß, welcher aus der Tartarischen Provinz Kokonor kommt, läuft auch in Tibet, und verliehret

ret sich in den Seen, von welchen ich geredet habe. Er führt unter seinem Sande viel Gold mit sich. Man giebt vor, daß verschiedene Flüsse in Tibet eben diesen Vortheil haben.

* Die Zahl der andern Flüsse, welche das Land bewässern, ist ansehnlich: ihre Lage aber ist ungewiß, und ihr Lauf wenig bekannt. Die vornehmsten Seen sind: 1. Hotun-nor, welches in der Landessprache Meer der Sterne bedeutet. Man saget, daß ihm dieser Nahme, wegen der Menge und Lage seiner Quellen, woraus er entstehet, gegeben worden sey. Die Chineser nennen ihn Sing-su-hay. 2. Kokonor, oder das grosse Meer. Es liegt gegen Abend, und die Chineser nennen es Si-hay, das ist, das abendländische Meer. 3. Tenkiri, welcher unter dem zwey und dreysigsten Grade der Breite lieget **. Er ist ungefähr drey und zwanzig Meilen lang, und zehn oder zwölf Meilen breit. 4. Lankeri und Map-ama, oder der Anfang des Ganges, welchen man hier Ganga nennet.

Bernier und der Pater Desideri theilen Tibet in drey Hauptländer ein, welche drey verschiedene Königreiche ausmachen; in das kleine Tibet, das grosse Tibet, und das Land Lassa. Einige thun noch zwey andere kleine Staaten, Kokonor und Tufan, hinzu. Ich werde diesen Eintheilungen folgen.

* Gaubil, Geschichte des Gentchiskhan.

** Einige setzen ihn unter den 36. und 37. Grad. Wir haben von der Geographie dieser Gegend eine sehr ungewisse Kenntniß.

Zweyter Abschnitt.

Das kleine Tibet.

* Der Pater Desideri setzet das kleine Tibet Kashmir, einer mitternächtlichen Provinz der Staaten des Mogols, gegen Nordwesten, und giebt ihm den Nahmen Baltistan **. Er versichert, daß es ein ziemlich fruchtbares Land ist, daß seine Einwohner den Mahometanischen Glauben bekennen, und daß es von Prinzen regieret wird, welche dem Mogol zinsbar sind. Dieses wird vom Bernier *** bekräftiget, welcher, auf das Zeugniß eines Prinzen des Landes, den er in der Provinz Kashmir gesehen hat, hinzu thut, daß das kleine Tibet dreysig oder vierzig Meilen lang und breit seyn mag; daß seine vornehmsten Reichthümer Crystal, Bisam und Wolle sind; daß es kein Gold hervorbringt, wie einige Reisenden erzählet haben; daß es an Früchten, besonders an Melonen, die von vortreflicher Güte sind, fruchtbar ist; daß, wegen des vielen Schnees, der Winter daselbst sehr hart ist; daß fast alle Einwohner, deren ehemahlige Religion die heydnische war, den Mahometanischen Glauben angenommen haben; daß sie der Persianischen Sekte anhangen, und daß sie, ungefähr seit einem Jahrhunderte, dem Mogol zinsbar sind.

Eben

* Erbauliche Briefe, Theil 15.

** Andere geben vor, daß sein wahrer Nahme Beladistan ist, welches bergigte Länder bedeutet.

*** Bernier Reise, Theil 4.

Eben dieser Schriftsteller saget, daß die Hauptstadt des kleinen Tibet Eskerdu genennet wird, daß sie von Gurche, einer Grenzstadt der Provinz Kashmir, acht Tagereisen liegt, und daß man zwey Tagereisen weiter Sheker, eine andere Stadt, welche an einem Flusse liegt, dessen Wasser mineralisch ist, antrift. Das ist alles, was uns Bernier von diesem Königreiche meldet. Die Erzählung des Pater Desideri ist noch kürzer. Der Herr de l'Isle giebt dem kleinen Tibet ungefähr hundert Meilen in die Länge, und ein wenig mehr, als funfzig Meilen, in die Breite.

Dritter Abschnitt.

Das grosse Tibet.

Die Reisenden haben uns von dem grossen Tibet ein wenig weitläuftigere Erklärungen gegeben, ob sie gleich im Grunde unvollkommen, und gänzlich unvermögend sind, uns von diesem Lande einen richtigen Begriff zu verschaffen. Desideri, welcher es Butan nennet, saget, daß es der Provinz Kashmir gegen Nordosten, aber ein wenig weiter, als das kleine Tibet, lieget, und daß man auf sehr beschwerlichen Wegen dahin gelanget, auf welchen aber dennoch viele Leute beständig reisen. * Dieser Mißionarius war, von Kashmir aus, dreyzehn Tage mit seiner Karavane unter Wegens, ehe er in das grosse Tibet kam, welches von dieser Seite an einem steilen

Ge-

Gebürge, das man Kantel nennet, seinen Anfang nimmt. Nachdem er noch siebzehn Tage gereiset, und über andere sehr hohe Gebürge nach einander gegangen war, kam er zu Ladak, oder Latak, einer Stadt, wo der König Hof hält, an. Sie liegt zwey Meilen von einem Flusse, mit Nahmen Lachu, welcher dreysig Meilen davon in den Ganges läuft. Ungefähr sechzehn Meilen von Latak, gegen Nordwesten, zeiget sich eine andere Stadt, Timur-Kong, oder Timur-Kand, welche auf einem Berge gebauet ist, der das grosse Tibet von Indostan scheidet. Sechzig Meilen von Latak, an eben dem Flusse, welcher in der Nähe dieser Stadt ist, findet man, nach Osten zu, Cha-su-tan, und, dreysig Meilen gegen Südosten von dieser Osaprung, oder Chaprung. Unser Verfasser giebt allen diesen Städten den Nahmen der Festungen, welches anzeiget, daß er von ihrer Grösse nur einen mittelmäßigen Begriff gehabt hat.

Die Luft ist hier noch kälter, als in dem kleinen Tibet, und es ist fast das ganze Jahr hindurch Winter. Das Land bringt Korn und Gerste hervor. Die Bäume, Früchte und Wurzeln kommen daselbst schwer fort. Der Bisam, der Crystal, die Wolle von den Schafen, und eine andere Art von feinen Haaren, Tour genannt, sind die kostbarsten Produckte des Landes*. Man findet auch daselbst Jashen, einen blauen Stein mit rothen Adern, woraus man Schalen und andere

* Bernier, wie oben.

andere Gefässe macht, welche man mit Gold einlegt.

Die Einwohner sind freundlich und gesellig. Es fehlet ihnen nicht an natürlichem Verstande, ihre Unwissenheit aber ist ausserordentlich. Ihre Kleider sind von Wolle: sie bauen ihre Häuser von Steinen, welche sie ohne Kunst auf einander legen. * Die Mahometanische Religion hat in dem Lande, gegen die Grenze von Indostan zu, einigen Fortgang gehabt; in dem übrigen Königreiche aber herrschet das Heydenthum. Die Heyden bethen zwey Gottheiten an, welche ihre vornehmsten sind, und davon eine Kinchok heisset, die der Gott Fo der Chineser und heydnischen Tartarn ist; die andere, Urghien genannt, von einer Blume gebohren, welche, wie sie sagen, Mensch und Gott ist. Man findet auch in ihren Tempeln eine weibliche Gottheit, welche eine Blume in der Hand hat, und die man für die Mutter des Urghien hält. Sie verehren einige Heiligen, und sagen Gebethe nach einer Art von Rosenkranze her. Desideri merket an, daß ihre Religion in drey Hauptpunkten von den abgöttischen Indianern ihrer unterschieden ist: sie essen ohne Unterschied alle Arten vom Fleische: sie verwerfen die Seelenwanderung: sie verdammen die Vielweiberey. Ihre Priester heissen Lamas. Ich werde in dem folgenden Abschnitte von ihnen reden.

Das

* Erbauliche Briefe, wie oben.

Das grosse Tibet wird von einem einzigen Herren, welcher Chiampo genennet wird, regieret. Bernier berichtet uns, daß, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts, Shah-Jehan, der Kayser von Mogol, nachdem er sich die Prinzen des kleinen Tibets unterwürfig gemacht hatte, unternahm, das Land, von welchem wir reden, zu erobern. * Der Vicekönig von Kashmir ging mit einer Armee in das Königreich, belagerte einen wichtigen Platz, und nahm ihn ein, und war im Begriff bis zur Hauptstadt hindurch zu dringen. Die Furcht aber, von dem Schnee in den Gebürgen überfallen zu werden, machte, daß er den Weg zurück nach Indostan nahm, und Shah-Jehan hatte von diesem Feldzuge keinen Vortheil. Die Chiampos stunden seit der Zeit auf ihrer Huth, und liessen einige Zeit hindurch keine Karavanen, welche von Indostan kamen, in das Land, sie mochten der Handlung wegen kommen, oder nach China reisen wollen. Doch, als im Jahr 1664. Aureng-Zebe, der Nachfolger des Shah-Jehan drohete, groß Tibet zu bekriegen, und bis Kashmir vorgerücket war, entschloß sich der Chiampo, ihn durch seine Unterwürfigkeit zu besänftigen. Er schickte ihm durch einen Abgesandten reiche Geschenke, und versprach durch den Mund seines Ministers, das Gepräge des Aureng-Zebe auf eine Seite von seiner Münze zu setzen, daß er ihm einen Tribut bezahlen, und in der Hauptstadt seiner Staaten eine

* Bernier, wie oben.

eine Moschee zu bauen erlauben wollte. Jedermann aber, fügt Bernier hinzu, war überzeugt, daß der König von Tibet keine einzige von seinen Versprechungen erfüllen, und über diesen Trackat, wie über einen andern, den er einige Jahre zuvor mit Shah-Jehan geschlossen hatte, lachen würde.

Vierter Abschnitt.

Das Königreich Lassa.

§. I.

Geographische Kenntniß von dem Lande Lassa. Anmerkungen über seinen Handel und seine Produkte.

* Das Land, welches uns Desideri und Bernier unter dem Nahmen Lassa beschreiben, wird von den Tartarn Barantola, und von den benachbarten Indianern Butan genennet. Tavernier giebt ihm diesen letzten Nahmen. Andere haben es Tangut genennet. Es grenzet gegen Süden an fast unersteigliche Gebürge, deren Gipfel beständig mit Schnee bedecket sind; gegen Westen an das grosse Tibet; gegen Norden an die Sandwüste, und gegen Osten an die

* Geschichte der Reisen, Theil 7. Seite 115. und folgende.

die Länder Kokonor und Tufan, welche an China stossen. Uebrigens hat man weder von der Grösse des Königreichs, noch von den Grenzen, die es von dem grossen Tibet scheiden, keine Gewißheit. Desideri versichert, daß, wenn man von Latak, der Hauptstadt des grossen Tibet, ausreiset, man sechs oder sieben Monathe unterwegens ist, ehe man auf das Gebiethe von Lassa kommt.

Es scheinet, daß dieses Land, ob es gleich nicht so groß, als das grosse Tibet, ist, dennoch weit mehr Städte hat. Die vornehmsten sind Tonker, welche andere Lassa oder Lasa, nach dem Nahmen des Landes, nennen: Changaprang, Shamnanrin, Chusor, Sankri, Dsaulaphen, Aridson, Changlos, Jiksea, Kinlpu ꝛc. Alle diese Städte sind an das Ufer, oder in der Nähe des Yaru, eines Flusses, von welchem ich geredet habe, gebauet. Die meisten sind so klein, und von so geringer Wichtigkeit, daß Regis und andere Mißionarien sich nicht die Mühe gegeben haben, sie zu beschreiben. Man redet aber von Lassa, der Hauptstadt des Königreichs, ziemlich vortheilhaft.

Sie ist an dem Fuß eines Berges gebauet, welchen einige Datala, und andere Putola, oder Butala nennen, nahe an einem Flusse, Kaltyn genannt, in welchen eben daselbst ein anderer fließt, und der selbst zehn Meilen davon, gegen Südwesten, in den Yaru fällt. Man siehet auf diesem Berge ein ziemlich wichtiges Schloß, welches

ches lange Zeit den Königen des Landes zur Residenz gedienet hat. Grüber versichert, daß seine Bauart nichts barbarisches hat. Es scheinet, nach dem Entwurfe, den er davon mitgetheilet hat, daß dieses Gebäude wie ein Kirchendach ausläuft, welches mit demjenigen, was Regis sagt, übereinkommt, daß man Lassa von weiten nicht so wohl für eine Stadt, als für einen grossen Tempel, halten sollte. Man findet nahe dabey die Ruinen einer Stadt, welche gegen die Mitte des letzten Jahrhundertes von einem Tartarischen Prinzen verwüstet wurde.

Man zählet von dieser Hauptstadt bis nach Si-ming, einer Stadt von Kensi in China, vierhundert Meilen, und man kann diesen Weg in sechs und vierzig Tagen zurück legen; man muß aber vier Monathe reisen, ehe man nach Pekin kommt. Der Weg von Bengala nach Lassa, wenn man von Patna ausreiset und nach Süden zu gehet, dauert drey Monathe. Man gehet durch das Gebiethe des Raja von Nupal, der dem Großmogol zinsbar ist, und in dessen Lande man nichts, als steile Berge und abscheuliche Wälder, siehet. Man findet eine solche Menge wilder Elephanten darinn, daß die Reisenden, welche gemeiniglich in Karavanen gehen, genöthiget sind, beständig auf ihrer Huth zu seyn, und die ganze Nacht hindurch mit ihrem Gewehr zu schiessen. Diese Thiere machen im Gehen kein Geräusch: sie fallen die Menschen nicht an;

sie suchen aber die Bagage zu überfallen, und Säcke mit Reiß und Mehl, und Töpfe mit Butter, welche sie sehr gerne fressen, wegzuschleppen.

Wenn man aus dem Gebiethe dieses Raja heraus gehet, kommt man in Gebürge, welche zu dem Königreich Lassa gehören. Man gehet neun oder zehn Täge lang auf sehr schmalen Fußsteigen, welche von beyden Seiten Abgründe von einer abscheulichen Tiefe haben. Eine grosse Menge Einwohner des Gebürges kommt herunter, und handelt mit den Reisenden, sie auf ihren Schultern zu tragen. Gemeiniglich verrichten diesen Dienst Weiber: sie haben ein grosses Küssen auf dem Rücken, welches an einem Seile feste gemacht ist, und der Person, die sie tragen, zum Sitze dienet. Das Reisegeräthe wird von Böcken getragen. Einige Reisende thun diesen Weg zu Pferde; an gewissen Orten aber sind sie genöthiget, sie mit Stricken hinaufziehen zu lassen.

Der Weg durch Norden ist noch länger und beschwerlicher, wegen der grossen Wüsteneyen, durch welche man reisen muß. Einige Kaufleute aber nehmen ihn lieber, weil sie die Absicht haben, den ansehnlichen Zoll von Gorrachepour, der letzten Stadt der Staaten des Mogols, zu vermeiden, wo man für gewisse Waaren fünf und zwanzig fürs hundert bezahlen muß.

Die Kaufleute von Lassa gehen auch auf diesen verschiedenen Wegen nach Patna und Kabul, welches Städte von Indostan sind, wohin sie Bisam, Wurmsamen und Rhebarbara bringen. Sie handeln zu Kabul mit den Tartarn, und vertauschen ihre Waaren gegen Pferde, Maulesel und Cameele. Die Tartarn schicken die Waaren von Lassa nach Persien, vornehmlich den Bisam und die Rhebarber. Was in Persien nicht verbraucht wird, das schaffen die Armenianer nach Egypten und in die Levante. Die Europäer haben also Unrecht, wenn sie glauben, daß die Rhebarber ursprünglich aus der Tartarey kommt. Es wächset welche in diesem Lande; sie ist aber viel geringer, als die von Lassa, so daß die Tartarn sich nicht einmahl einfallen lassen, sie nach Persien zu schaffen.

Der Bisam ist ein anderer Produckt, welcher dem Königreiche Lassa eigen ist. Er befindet sich in einem kleinen Sacke, der so groß, als ein Hühnerey, ist, und welcher, in Gestalt einer Blase, unter dem Bauche einer Art eines Rehbocks, zwischen dem Nabel und den natürlichen Theilen, wächset. Es ist eigentlich nichts, als ein faules Blut, welches in dem Sacke des Thieres gerinnt. Die größte Blase giebt nur ein Loth Bisam. Diese Rehböcke sind in gewissen Gegenden von Asien und Afrika sehr gemein. Die Chineser nennen sie Ziang-tchang-tse, das heißt, wohlriechende Rehböcke. Der

Geruch von diesen Thieren ist in der That so stark, daß ihre Haut, wenn sie getrocknet, und von der Blase abgesondert ist, noch etwas von dem Geruche behält. Wenn man die Blase, gleich wenn sie abgeschnitten wird, zubände, ohne Luft hineinzulassen, würde man sie hernach, nach einiger Zeit, nicht ohne Gefahr aufmachen können, und ihre heftige Dunst würde machen, daß einem die Nase blutete. Zum gewöhnlichen Gebrauch trägt man Sorge den Bisam zu mäßigen, indem man gelindere wohlriechende Sachen darunter mischet. Wenn er auf diese Art zubereitet ist, stärkt er das Herz und das Gehirn.

Man merket an, daß diese Rehböcke, wenn ihre Blase zu voll ist, die Gewohnheit haben, sie zu zersprengen, indem sie sich an den Felsen und Bäumen reiben, wo sie diese kostbare Materie fallen lassen, welche die Jäger sorgfältig sammeln. Die alten Naturkündiger haben dieses Thier sehr unrecht mit dem Biber vermenget. Daher kommt der Irthum des gemeinen Volks, daß der Bisam von den Hoden des Biebers kommt, und daß sich dieses Thier dieselben abreisset, wenn es verfolget wird. Was ich gesagt habe, wiederlegt diesen lächerlichen Irthum genungsam.

Tavernier versichert, daß das Thier, welches den Bisam zeuget, sich nur gemeiniglich zwischen dem sechs und funfzigsten und sechzigsten Grade befindet, daß es aber im Monath Februar und

Merz

Merz die Kälte und der Hunger gegen Mittag zu treibet. Alsdenn suchen es die Jäger von Lassa auf, und stellen ihm Netze. Diese Thiere sind vom Hunger und Beschwerlichkeit so abgemattet, daß sie viele Bauern im Nachlaufen erhaschen.

Die Jäger, welche den Bisam aus der ersten Hand bekommen, verfälschen ihn auf vielerley Art. Einige nehmen aus der Blase einen Theil guten Bisam, und füllen sie wieder mit untereinander gehackter Leber und geronnenen Geblüte des Thieres voll. Sie machen so gar aus der Haut seines Bauches kleine Blasen, welche sie mit Faden von eben der Haut sehr sauber zusammen nehen, und mit der schlechten Vermischung, wovon ich geredet habe, anfüllen. Andere thun in die Blasen kleine Stückgen Bley, um sie schwerer zu machen. Der König von Lassa, um dieser betrüglichen Mischung, welche der Handlung zu schaden anfing, zu steuern, befahl, daß alle Blasen, ehe sie zugenehet würden, von Aufsehern untersuchet werden sollten, welche sie selber zumachen, und mit dem königlichen Siegel besiegeln sollten. Diese Vorsicht aber hindert nicht, daß man sie künstlich aufmachet, und einige Stückgen Bley hinein thut, ein Betrug, welcher erträglicher ist, als der andere, weil er nur das Gewichte, und nicht die Güte der Blasen verändert.

§. II.

Sitten und Gebräuche der Einwohner.

Die Einwohner von Lassa sind stark und von einer vortheilhaften Leibesgestalt. Tavernier versichert, daß die Weiber dicker und stärker sind, als die Mannspersonen: sie sind aber sehr mit Kröpfen beladen. Die Einwohner beyderley Geschlechts tragen am linken Arme Armbänder, die von der Faust bis an den Ellbogen gehen. Ihr Kopfputz ist eine Mütze, welche mit Schalen, wilden Schweinszähnen und andern wunderlichen Zierathen umgeben ist. Sie haben um den Hals eine seydene Schnure, welche bis auf den Magen herunter fällt, und an welcher Ambrakörner, Corallen, und wilde Schweinszähne hangen. Ihr Gürtel hat eben die Zierathen. Ob sie gleich in ihren Kleidungen sehr übertrieben sorgfältig sind, versichert man doch, daß sie in andern Stücken von einer sehr grossen Unreinlichkeit sind. Sie haben keine Leinwand: sie essen das Fleisch roh; sie waschen sich niemahls den Leib, auch nicht einmahl die Hände und das Gesichte.

Sie essen ohne Unterscheid alle Arten vom Fleische, das Kuhfleisch ausgenommen, weil sie für diese Thiere eine ausserordentliche Ehrfurcht haben. Sie trinken ungemein gern starkes Getränke.

kränke. Es ist bey ihnen im Gebrauche, nach der Mahlzeit Ambra zu verbrennen.

Einige geben vor, daß die Mannspersonen hier nur eine Frau heyrathen können, und daß ihnen die Heyrath in gewissen Graden der Verwandschaft verbothen ist*: andere versichern, daß die Weiber viele Männer nehmen können, ob sie gleich Anverwandte und so gar Brüder sind. Man versichert, daß das erste Kind dem ältesten Manne zugehöret, und daß diejenigen, welche hernach gebohren werden, den andern Männern, nach der Ordnung des Alters, gehören. Wenn man ihnen diese Gewohnheit vorwirft, entschuldigen sie sich mit dem Mangel der Weiber, welche in ihrem Lande in weit geringerer Anzahl sind, als die Mannspersonen.

** Das Schießgewehr ist ihnen seit langer Zeit bekannt. Tavernier hat in den Händen eines Kaufmanns von Lassa eine Flinte gesehen, auf welcher Zahlen und Buchstaben waren, welche, wie er sagt, bezeugten, daß sie bey nahe zwey hundert Jahr alt sey. Der Lauf war mit Gold und Silber ausgelegt, die Mündung von der Gestalt einer Tulpe, die Kugeln zwey Loth am Gewichte. Andere Kaufleute aus eben der Gegend haben versichert, daß man in ihren Zeughäusern Canonen von Eisen sähe, deren Aufschrift an-

* Geschichte der Reisen, Theil 7, Seite 116.

** Eben daselbst, Theil 9, Seite 542.

anzeigte, daß sie fünf hundert Jahr zuvor gemacht worden wären. Die Gesetze verbiethen, ohne Erlaubniß des Prinzen, Schießgewehr aus dem Lande zu führen. Er erlaubet es niemahls anders, als unter Bürgschaft, daß man es wieder bringen soll. Ihr Schießpulver hat länglichte Körner, und ist von ausserordentlicher Gewalt.

§. III.

Regierungsform von Lassa. Ursprung der weltlichen Gewalt der Großlamas, der Hohenpriester des Landes.

Es scheinet, daß die Großlamas, welche heut zu Tage die Oberherren von Lassa sind, ehemahls nur eine kleine Provinz von dieser Gegend besessen haben.* Sie wohnten in dem Schlosse von Putola, und ihre Herrschaft erstreckte sich rund um dasselbe herum. Das übrige Land wurde von einem Könige regieret.

Zu Anfange des siebenzehnden Jahrhundertes, als der Großlama mit Tsan-pa-han, dem letzten von den Prinzen, welche mit den Lamas die Oberherrschaft theilten, einige Verdrüßlichkeit hatte;

* Eben daselbst, Theil 7, Seite 128, und folgende.

hatte; bath dieser Hohepriester die Tartarn von Kokonor um Beystand. Kushi, ihr Anführer, drang in das Gebiethe von Lassa mit einer starken Armee ein, und that zum Besten der Hohenpriester des Landes, was Carl der grosse, viele Jahrhunderte zuvor, zum Besten der Römischen Päbste gethan hatte. Er schlug Tsan-pa-han, nahm ihm das Leben, und gab sein Königreich dem Großlama, dessen weltliche Gewalt, welche bisher in enge Grenzen eingeschränket war, sich auf eine ansehnliche Art vergrösserte, und sich den Tartarn und Chinesern selbst furchtbar machte.

Kushi verlangte für diesen wichtigen Dienst keine andere Vergeltung, als den Titel eines Khans, welchen ihm die Lamas mit der Würde eines Tipra, oder Statthalters durch das ganze neue Königreich, das er ihnen erobert hatte, beylegten. Sie überliessen ihm und seinen Nachfolgern die Sorge für die weltliche Regierung.

Gegen das Jahr 1710. wurden die Lamas von einem andern weit furchtbarern Feinde, als Tsan-pa-han gewesen war, angegriffen. Tsevang-raptan, König der grossen Tartarey; that in das Königreich Lassa einen Einfall, unter dem Vorwande, die alten Könige des Landes zu rächen, und die Lamas in ihre ehemahlige Unterwürfigkeit zu setzen. Dalai-Khan, ein Enkel des Kushi, welcher damahls Tipra, oder weltlicher Statthalter des Königreichs, war, rückte

mit einer Armee von 20000. Mann gegen den Feind. Seine Trouppen wurden niedergehauen, und er blieb selber im Treffen. Raptan verwüstete darauf das ganze Land, bemächtigte sich der Städte, plünderte die Tempel, besonders den zu Putola, und führte alle Lamas, welche das Unglück hatten, in seine Hände zu fallen, in die Tartarey. Er genoß aber dieser Eroberung nicht lange. Cang-hi, Kayser von China, welcher durch die Unverschämtheit dieses Tartars, der bis auf das Gebiethe von China gestreifet hatte, aufgebracht war, schickte Trouppen wider ihn, welche ihn bey verschiedenen Gelegenheiten schlugen, und ihn aus Lassa jagten. Dieses Land kam damahls unter die Herrschaft der Chineser, welche es vermuthlich den Lamas wieder einräumten. * Es ist gewiß, daß im Jahr 1742. in dem Königreiche ein **Lama-Dalay**, oder geistlicher Kayser, und ein Tipra, **Mivagu** genannt, war, welcher die weltliche Regierung verwaltete.

Die Völker, welche dem Großlamas unterworfen sind, sehen ihn als das lebendige Ebenbild des Gottes Fo an, welcher sich wiedergebühret, wie sie sagen, und cörperlich in der Person dieses Hohenpriesters lebet. Deswegen nennen sie ihn **Konju**, oder den ewigen Vater. Sie geben ihm auch den Nahmen **Lama-Dalay**, oder des allgemeinen Priesters. Man leget ihm alle

Voll-

* Eben daselbst.

Vollkommenheiten der Gottheit bey, und besonders eine deutliche Kenntniß der geheimsten Gedanken der Seele. Man hält ihn für unsterblich, man giebt aber vor, daß er zuweilen seinen Cörper verändert. Ich habe an einem andern Orte die Art und Weise erzähler, deren sich die Lamas bedienen, ihm einen Nachfolger zu geben, und mit welchem Geheimniß diese Besetzung geschiehet *. Der Pater Gerbillon aber erzählet eine Sache, welche beweiset, daß zuweilen dieses wichtige Geheimniß verrathen wird. Der Kayser Cang-hi, welchem die Mißionarii vielen Aberglauben benommen hatten, argwohnete seit langer Zeit den Betrug, welcher in Lassa vorging. Als ihm ein Mandarin, welchen er als Gesandten an diesen Hof geschicket hatte, meldete, daß man unter verschiedenem Vorwande von Tag zu Tag verschöbe, ihn bey den Lama zur Audienz zu lassen, und daß er gänzlich aufgehöret hätte, sich öffentlich zu zeigen, erwachte das Mißtrauen des Kaysers wieder, und er glaubte, daß der Hohepriester gestorben sey. Um dieses Geheimniß zu ergründen, schickte er an den Tipra einen besondern Minister, mit Befehl, daß er darauf bestehen sollte, daß man ihm den Lama-Dalay zeigte, wenn er am Leben wäre, oder daß man bekannt machen sollte, daß er tod wäre. Im Falle einer abschläglichen Antwort, drohete der Kayser das Land mit Krieg zu überziehen. Der Tipra, welcher über diese Aufforderung erschrack, schickte einen

* Man sehe Theil 1. dieser Geschichte, Seite 332.

einen der vornehmsten Lamas mit geheimen Befehlen an den Cang-hi ab. Dieser Minister, welchem der Kayser sehr zusetzte, gestund ihm, daß der grosse Lama seit sechzehn Jahren aufgehöret hätte zu leben; daß man ihn, einige Zeit nach seinem Tode, an einem Orte, wo er selbst gesagt hätte, daß er wieder auferstehen würde, habe wieder erscheinen sehen; daß er bey seinem Tode den Lamas anbefohlen hätte, seinen Tod geheim zu halten, und von seiner Wiedergeburth nicht eher zu reden, bis er funfzehn Jahr alt sey; daß er ihnen endlich einen Brief hinterlassen hätte, mit Befehl, denselben dem Kayser, im zehnden Monath des sechzehnden Jahres nach seinem Hintritt, zu schicken. Der Abgeordnete übergab dem Cang-hi den Brief, und bath ihn im Nahmen der Lamas, keinen von den Umständen, die er in sich hielte, vor der Zeit, da der Lama-Dalay anfangen würde, sich zu zeigen, bekannt zu machen. Als aber der Kayser erfuhr, daß ein anderer Abgesandter von Lassa einem von seinen Ministern, welcher an dem Hofe eines Tartarischen Prinzen war, eben dieses vertrauet, und ihn so gar versichert hatte, daß der grosse Lama schon aus seinem geheimen Aufenthalte herausgegangen wäre, befand sich dieser Prinz beleidiget, daß man ihm diesen letzten Umstand verheelet hatte, und zeigte seinen Hofleuten den Brief, den er erhalten hatte *. Auf diese Weise, sagt Gerbillon, wurde der Tod des Groß-

* Eben daselbst. Seite 131.

Großlama, welchen man so lange heimlich gehalten hatte, jedermann bekannt.

Bernier erzählet, nach dem Zeugniß eines Priesters des Landes, daß der Lama-Dalay, wenn er sich nahe an seinem Lebensende glaubet, die vornehmsten Ministers versammlet, und ihnen anzeiget, daß er in den Cörper eines gewissen Kindes, welches er ihnen anzeiget, und das erst gebohren worden ist, gehen muß *. Man ziehet dieses Kind mit vieler Sorgfalt einige Jahre hindurch auf, und wenn es in dem Alter ist, daß es die Gegenstände unterscheiden kann, läßt man ihm folgende Probe ausstehen. Man leget einige Sachen des Toden unter die seinigen: wenn er sie unterscheidet, ist man überzeuget, daß der Lama, oder vielmehr der Gott Fo, in dem Leibe dieses Kindes wohnet. Man findet bey den Schriftstellern von der Art, auf welche die Wiedergeburth des Großlama geschiehet, Erzählungen, welche sehr verschieden sind: diese Betrügerey muß aber mit vieler Geschicklichkeit geführet werden, weil sie seit so vielen Jahrhunderten bestehet.

Der Lama-Dalay wird nicht nur von seinen Unterthanen, welche ihn als einen Gott ansehen, angebethet, sondern auch von einer ungeheuern Menge Fremder, welche nach Putola wallfahrten, um ihm ihre Verehrung abzustatten, und

* Eben daselbst, Seite 122. und folgende.

seinen Seegen zu empfangen. Es kommen welche aus groß und klein Tibet, von den Grenzen Indiens, der Tartarey und China *. Die Prinzen sind in diesen Wallfahrten eben so eifrig, als ihre Unterthanen. Der Lama, welcher in einer Art von einem Alkoven liegt, der mit Küssen und reichen Teppichen versehen ist, und von vielen Lampen erleuchtet wird, empfängt diese Anbethungen, ohne die geringste Bewegung zu machen, er danket niemanden, und stehet nicht einmahl vor den größten Prinzen auf. Er legt zuweilen die Hand auf den Kopf derjenigen, welche an seiner Erhöhung niederfallen, und sie glauben, daß sie alsdenn von allen Sünden gereiniget sind.

Die Lamas, welche unter ihm stehen, und bey dem Empfang eines Abgesandten von China waren, haben bemerkt, daß sich dieser Minister vor dem Lama-Dalay nicht niederwarf, wie die Tartarischen Prinzen, und daß sich dieser Hohepriester auf eine Hand stützte, und eine kleine Bewegung zu machen schien, als wenn er aufstehen wollte. Uebrigens haben die Prinzen von der Tartarischen Linie, welche heut zu Tage China beherrschet, für die Person des Lama grosse Hochachtung, weil sie die Gewalt kennen, welche er über alle heydnische Taratrn hat. Eben dieser Bewegungsgrund treibet sie an, sich die vornehmsten Minister dieses Hofes durch Geschenke verbindlich zu machen; und dieses ist ihnen

* Eben daselbst, Seite 123. und folgende.

ihnen so wohl gelungen, daß man zu Ende des letzten Jahrhunderts, eine Art von einer Trennung unter den Lamas entstehen sah, wovon einige eine gelbe Mütze, zum Zeichen ihrer Ergebenheit für den Chinesischen Hof, trugen, und andere die rothe Mütze behielten, welches die Farbe des Großlama ist.

Zur Zeit der Veränderung, welche die Tartarische Familie, die heut zu Tage regieret, auf den Thron setzte, begab sich der Großlama nach Peking, um dem neuen Monarchen seinen Glückwunsch abzustatten, und alle Prinzen seines Hauses zu segnen. Man nahm dieses so wohl auf, daß man, zur Ehre des Gottes Fo, verschiedene Tempel aufbauete, und daß der Kayser den Lamas von Tibet erlaubte, wieder nach China zu kommen, woraus sie, dreyhundert Jahr zuvor, verjagt worden waren, als die Tartarische Linie der Yven von dem Throne gestürzet wurde. Sie haben heut zu Tage ein ansehnliches Glück in China gemacht, und der Kayser beehret sie oft mit der Würde der Mandarinen.

Um wieder auf den Lama-Dalay zu kommen, so versichert man, daß seine Anbether die Schwärmerey so weit treiben, daß sie glauben, daß sein Koth und Urin die Kraft hat, allen Arten von Krankheiten zuvor zu kommen, oder sie zu heilen. Die Grossen tragen kleine Säckgen von diesem zu Pulver gemachten Unflathe am Halse,

und

und die Lamas ziehen aus der Vertheilung dieser Amuleten einen grossen Vortheil. Man versichert, daß viele Fromme von diesem Pulver auf ihre Gerichte streuen, und daß andere auch Urin von dem Hohenpriester darunter giessen.

Tavernier erzählet, daß Kaufleute von Lassa ihm Büchsen, mit eben diesem Pulver gefüllet, gezeiget haben, welche sie mit Ehrfurcht verwahrten.

Das Königreich Lassa ist der Sitz der weltlichen Herrschaft des Lama-Dalay: sein geistliches Gebiethe aber erstrecket sich über ganz Tibet, und über einen grossen Theil der Tartarey. Um eine so grosse Heerde zu regieren, setzet er an verschiedenen Orten Ministers, Hutuktus genannt, welche, unter seinem Ansehen, alle Priesterliche Verrichtungen verwalten. Es sind ihrer zwey hundert an der Zahl, und es ist eine Würde, nach welcher man sehr strebet. Sie haben die Aufsicht über die vornehmsten Tempel, und die Verwaltung der weltlichen und geistlichen Clerisey, welche eine Art von Hierarchie, wie die unsere, ausmacht, die aus einem Hohenpriester, Bischöffen, Priestern, und Mönchen und Nonnen bestehet. *

Einige Mißionarien, welche wenig Einsicht gehabt haben, als Grüber und Andrada, Jesuiten, und Horatius de la Penna, ein Capuciner, haben

* Eben daselbst, Seite 125, und 119.

haben geglaubet, daß es zwischen der Religion von Tibet und der unsern noch andere Gleichförmigkeiten giebt. Sie geben vor, daß die Priester von Lassa wie die Apostel gekleidet gehen, daß sie den Gebrauch des Weyhwassers, des Kreutzes und der Rosenkränze haben; daß sie für die Toden bethen; daß sie einen Bischofshut, wie unsere Bischöffe, tragen; daß sie eine Messe mit Brod und Wein feyern; daß sie die letzte Oehlung geben; daß sie die Verheyratheten einsegnen; daß sie beichten; daß sie den Gebrauch der Fasten, der Proceßionen, der Geisselung, der Wallfahrten, und der apostolischen Mißionen haben; daß sie einen einigen Gott glauben, eine Dreyeinigkeit, ein Paradies, eine Hölle, ein Fegfeuer, aber mit Vermischung vieler Mährgen. Diese Stücke der Gleichheit, welche durch die Einbildung gezeuget, oder wenigstens vergrössert sind, haben gemacht, daß diese Schriftsteller gedacht haben, daß die Religion der Lamas nichts anders, als eine Verfälschung des Christenthums sey, von welchem man vorgiebt, daß es entweder von den Aposteln selbst, oder von Mißionarien der Nestorianischen Gemeine, nach Tibet gebracht worden sey. Um diese nichtigen Vorgebungen zu widerlegen, ist es genung, daß man bemerket, daß die Religion des Fo ein Ast des ehemahligen Heydenthums der Indianer ist; daß sie die Meynung von der Seelenwanderung zum Grunde hat, ein Lehrsatz, welcher lange vor den Predigten der Apostel, in Indien eingeführet

worden ist; und daß die Lamas selbst vorgeben, daß Fo mehr, als tausend Jahr vor JEsu Christo, gebohren worden sey. Der Jesuite Regis zählet die Völker von Tibet zu den Götzendienern, und Gaubil, ein gelehrter Mißionarius von eben dem Orden, begreift nicht, wie man eine andere Meynung annehmen könne, es wäre denn, daß man zu ihrer Widerlegung Beweise anführete, welche unwidersprechlich wären *.

Die abgöttischen Provinzen Indiens, welche der Religion von Tibet anhangen, oder welche eben die Götter unter verschiedenen Nahmen anbethen, haben sich meistens von der Gemeinschaft des Lama-Dalay getrennet. Ihre Priester haben das Joch dieses herrschsüchtigen Hohenpriesters abgeworfen, und, seit dieser Spaltung, giebt man ihnen Schuld, daß sie in dem Gottesdienste des Fo grosse Veränderungen eingeführet haben. Die grosse Menge Anhänger dieser Religion, welche man noch in China zählet, sind dem Großlama eben nicht mehr unterworfen. Die Ausgeschickten dieses Hohenpriesters haben vielmahl versucht, seine Ansprüche geltend zu machen, und die Chinesische Kirche in die Knechtschaft zu bringen. Verständige Magistratspersonen aber, und so muthige, als treue, Bonzen, haben dieser gefährlichen Unternehmung mit Nachdruck widerstanden; beynahe, sagt der Verfasser der Geschichte der Reisen, wie Frank-

* Eben daselbst.

Frankreich jederzeit seine Freyheit wider die Unternehmungen des Römischen Hofs vertheidiget hat. Zu Anfange dieses Jahrhunderts hat sich ein Hirte, welcher sich bey den Mongols Kalkas, in der abendländischen Tartarey, niedergelassen hatte, dem Gehorsam dieser Hohenpriester entzogen, deren geistliche Gewalt mehr und mehr abgenommen zu haben scheinet, ie mehr sie ihre weltliche Herrschaft auszubreiten gesuchet haben. Die Mißionarii, welche sich so viel Mühe gegeben haben, zwischen den heiligen Gebräuchen von Tibet und den unsern Gleichheiten zu finden, werden hier vielleicht Stoff zu einer merklicheren Vergleichung finden. Die Lamas von Tibet tragen lange wollene Röcke, gelb oder roth, nachdem sie dem Kayser von China, oder ihrem eigenem Könige, ergeben sind. Die in der Chinesischen Tartarey gehen beständig gelb gekleidet. Beyde scheeren sich den Kopf ganz und gar ab, und tragen keine Bärte. Sie haben eine weite und gefaltete Mütze auf dem Kopfe. Ein Rosenkranz von Ambra oder Corallen hängt an ihrem Gürtel, und sie drehen ihn in ihren Händen herum, indem sie Gebethe hersagen. Die Kleidung der Frauenzimmer, welche sich dem Klosterleben widmen, ist beynahe eben dieselbe. Viele Prinzen von Tibet machen sich eine Ehre daraus, eben diese Kleidung zu tragen, und Chinesische und Tartarische Herren kommen zuweilen nach Lassa, und halten darum an.

 Diese

Diese Priester leben im ehelosen Stande, und beobachten eine ziemlich strenge Ordensregel, deren Einrichtung vielleicht mit der Talapoinen ihrer übereinkommt. Wenn man dem in etwas verdächtigen Zeugnisse des größten Haufens der Mißionarien Glauben beymißt, sind die Lamas unwissend, lüderlich, dem gröbsten Aberglauben ergeben, bethen, unter andern ungeheuern Götzen, einen Gott, Manippe, an, welcher neun Köpfe hat, und dem sie Menschen * opfern. Nach andern Schriftstellern, haben diese Priester, besonders diejenigen, welche in der Tartarey hin und wieder leben, vortrefliche Grundsätze von der Sittenlehre und Religion, und führen ein sehr unschuldiges Leben. Sie behaupten, daß man einen einigen Gott anbethen, und seinen Nächsten lieben müsse. Wenn sie Bildnisse haben, so verehren sie dieselben nur, als Vorstellungen der Gottheit, oder als heilige Personen, und sie stellen sie dem Volke vor die Augen, um seine Andacht zu erwecken. Der Großlama selbst ist in ihren Augen nur ein gemeiner Mensch, dem sich Gott zum Unterricht der Völker offenbahret. Man füget hinzu, daß sie in der Astronomie und Medicin bewandert sind; daß sie die Finsternissen auszurechnen wissen; daß sie theologische Bücher haben, welche in einer besondern Sprache geschrieben sind, die das Volk nicht verstehet, und welche in öffentlichen Collegiis, oder auf Uni-

* Man sehe die Geschichte der Reisen, Theil 7, Seite 122.

Universitäten, die in dem Lande errichtet sind, gelehret wird. Alle Berichte kommen in einem Stücke überein, welches ohnedem leicht zu glauben ist; nehmlich, daß hier die Diener der Religion eine grosse Gewalt über das Gemüth des Volkes haben; daß sie die Grossen mit eben der Macht regieren, und daß alle Reichthümer des Landes in ihren Händen sind.

Fünfter Abschnitt.

Kokonor.

* Dieses Königreich, das China gegen Westen liegt, unter dem sechs und dreysigsten oder sieben und dreysigsten Grade der Breite, gehöret vielmehr zur Tartarey, als zu Tibet. Es bekommt seinen Nahmen von einer grossen See, welche im Lande ist. Steile und fast unersteigliche Gebürge trennen es von China und Pegu, und dienen ihm von dieser Seite zu natürlichen Wällen. Es wird von einer Colonie von Eluthischen Tartarn bewohnet, welche sich um die Zeit, als die Tartarische Familie der Yven von dem Throne von China ausgeschlossen wurde, in den Gegenden der See Kokonor niedergelassen haben. Die Völkerschaft stehet unter vielen Häuptern, welche alle von einer Familie sind, und

* Geschichte der Reisen, Theil 7. Seite 31. und folgende.

wovon ein jeder ein besonderes Gebiethe hat, zu ihrer gemeinschaftlichen Erhaltung aber mit einander verbunden sind. Dieser Prinzen, welche die Chineser Taikis nennen, sind achte an der Zahl, und der ansehnlichste unter allen führet den Titel Tsinvang, das ist, den Titel des Königes, eine Würde, welche ihnen die Kayser von China beygeleget haben. Die andern haben von eben dem Monarchen den Titel Kum-vang, Kong und Peyle erhalten, welche mit demjenigen überein kommen, was wir Prinzen, Herzoge und Grafen nennen.

Die meisten Prinzen erkennen die Oberherrschaft des Chinesischen Kaysers: einige schicken ihm ein jährliches Geschenke, welches von einem Tribut wenig unterschieden ist: alle leisten ihm durch Abgeschickte die Lehnspflicht. Zur Vergeltung dieser Unterwürfigkeit haben ihre Unterthanen die Freyheit, nach China zu handeln, und bezahlen keine Abgaben für ihre Waaren. Man hält sie sogar acht Tage lang, auf Unkosten des Staats, frey. Ihr vornehmster Handel bestehet aus wollenen Tüchern, welche sie Pulu nennen, und zu Tsong-fong-vey, einer Stadt von Kokonor, verfertiget werden. Diese Tücher sind stark, und die Chineser brauchen sie, die Pferdesättel damit zu bedecken.

Ich habe im vorhergehenden Abschnitte von dem wichtigen Dienste geredet, welchen Kushi,

das

das Haupt dieser Tartarischen Prinzen, in dem letzten Jahrhunderte dem Grossen Lama erwiesen hat. Dieser Hohepriester gab ihm den grossen Titel eines Khan, und trug ihm die Verwaltung der weltlichen Regierung des grossen Reiches auf, welches ihm die Tapferkeit der Tartarn erworben hatte. Sein Sohn und Enkel genossen in dem Königreich Lassa eben dieses Ansehen, bis zur Zeit des Einfalls des Tse-vang-Raptan, welcher den Lama-Dalay vom Throne stieß, und seinen Statthalter in einer Schlacht tödete. Nachdem die Sachen des Lama wieder hergestellet waren, rufte er die Prinzen von Kokonor, von dem Geschlechte des Kushi, zurück, und vertrauete die weltliche Regierung seines Königreichs zweyen von diesen Herren, welche er mit dem Titel der Khans beehrete. Diese Regierungsform bestehet noch heut zu Tage in Lassa.

Sechster Abschnitt.

Tufan.

Das Königreich Tufan, oder Sifan, ist, viele Jahrhunderte hindurch, eins der blühendesten Reiche von Oberasien gewesen. Es begreift auf der einen Seite das Land Kokonor, nebst den benachbarten Gegenden, welche von den Eluthischen Tartarn bewohnet werden, und von der andern die verschiedenen Provinzen, welche heut

zu Tage die drey Königreiche von Tibet ausmachen. Also war ihm das ganze Land, welches zwischen China und dem mitternächtlichen Indostan liegt, unterwürfig, und es besaß sogar viele Provinzen, welche iezt dem Chinesischen Reiche gehören *.

Die Könige von Tufan haben viele Monarchen unter ihre Zinsleute gezählet, und ihre Macht hat sich in Indostan, in der Tartarey, und in China furchtbar gemacht. Im Jahr 710. nach der christlichen Zeitrechnung, schickte einer von diesen Prinzen, Kitson genannt, eine berühmte Gesandschaft nach China, und ließ um eine Prinzeßin vom Kayserlichen Geblüte für den Prinzen Longtson, seinen Sohn und Erben, anhalten: als die Chineser diese Verbindung aus Stolz ausgeschlagen hatten, kam Longtson selber an der Spitze von zweymahl hundert tausend Mann, und nöthigte den Kayser, ihm die Prinzeßin auszuliefern, mit einer gewissen Menge Gold, Silber, und Seyde zu ihrer Mitgabe.

Gegen die Mitte des achten Jahrhundertes, thaten die Tufans einen neuen Einfall in China, und drungen bis in die Hauptstadt, welche sie verlassen fanden. Das Schrecken ihrer Waffen hatte den Kayser daraus verjagt, und alle Einwohner waren seinem Beyspiel gefolget. Der Kayser,

* Geschichte der Reisen, wie oben, Seite 135, und folgende.

Kayserliche Pallast wurde von den Ueberwindern geplündert, und die Stadt angestecket, nachdem sie eine unermeßliche Beute gemacht hatten. Die Feindseligkeiten dauerten unter diesen beyden Völkern, bis zu Anfange des neunten Jahrhunderts, fast ununterbrochen fort. Itay, welcher damahls die Tufans beherrschte, zog die Vortheile eines dauerhaften Friedens dem Glücke eines Krieges vor, welchen seine Unterthanen beständig mit einer Art von Ueberlegenheit geführet hatten. Er both den Chinesern einen Stillstand an; diese nahmen ihn an, und man beobachtete ihn von beyden Seiten mit einer ungemeinen Redlichkeit. Itay bediente sich desselben, um in seinem Königreiche die Handlung, die Künste, die Gerechtigkeit, und andere Früchte des Friedens, in die Höhe zu bringen. Er gab neue Gesetze: er machte sein Volk gesittet und glücklich: Eroberungen würden seine Regierung nicht so berühmt gemacht haben.

Itay starb, ohne Kinder zu hinterlassen, und seine Krone kam auf das Haupt eines Prinzen, welcher sich der Schwelgerey ergab, und sich durch seine Grausamkeit verhaßt machte. Seine Unterthanen wurden von seinen Drückungen so abgemattet, daß sie zu tausenden aus dem Königreiche liefen. Unter diese unglückliche Regierung setzt man den Zeitpunkt und den Anfang des Verfalls der Tufans. Die Regierung eines minderjährigen Prinzen, welche darauf folgte,

und die Uneinigkeiten, welche unter vielen grossen Herren entstunden, die nach dem Throne strebten, stürzten das Königreich in die Abscheulichkeiten eines bürgerlichen Krieges. Man hatte im Jahr 842. ein Kind von drey Jahren, den Sohn eines Lieblings der verwittbeten Königin, welche durch ihre Streiche zur Wahl vieles beygetragen hatte, zum Könige erwählet. Lukongje, welcher auf der Grenze eine Armee commandirete, weigerte sich, den jungen Monarchen zu erkennen, und wollte sich selber zum Könige machen. Die Königin schickte eine Armee wider ihn, welche er schlug, und auf diese Niederlage folgte der Verlust von Peycheu, eines wichtigen Platzes, welcher an der Grenze von China liegt, und die der Ueberwinder ausplündern ließ. Eine andere Armee, welche von Shangpipi, einem der vornehmsten Herren des Landes, commandiret wurde, rückte gegen den Lukongje an, machte alle Vorhaben dieses Rebellen zu nichte, und zwang ihn, sich in die Armen der Chineser zu werfen, welche ihm in ihrem Lande eine Zuflucht gestatteten, wo er sein Leben endigte.

Während der Hitze dieser bürgerlichen Kriege, welche sich erst im Jahr 849. endigten, hatten sich die meisten Prinzen vom Geblüte, die Gouverneurs der Städte und Provinzen, und einige andere vornehme Herren in verschiedene Gegenden, die unter ihrem Gehorsame stunden, begeben,

ben, wo sich ein jeder feste setzte, und sich gewöhnte, Gesetze zu geben. Hieraus entstunden viele Zergliederungen, welche bald den Umsturz dieses blühenden Königreichs verursachten. Tibet wurde in eine grosse Menge Fürstenthümer getheilet, wovon viele hernach wieder zusammen kamen, und die Königreiche, von welchen ich geredet habe, ausmachten. Der Staat von Kokonor wurde eben auf die Art errichtet, und formirete eine Republick, welche aus vielen Bündnissen, die den Schweitzerischen ziemlich gleich waren, bestund. Die Priester vergassen sich nicht, und richteten auf dem Berge Putola eine andere Monarchie auf, welche nach und nach wuchs, nicht so wohl durch Gewalt, als durch List, und welche endlich das ganze Land verschlang. Es ist eine sehr merkwürdige Sache, daß das neunte Jahrhundert, welches im Oriente so viele erstaunende Veränderungen sahe, im Occidente eben das Gemählde zeigte. Das Reich Carls des grossen, welches den innerlichen Spaltungen ausgesetzet, und von den Päbsten, die ihr Ansehen seinem Stifter zu danken hatten, zerrissen wurde, wurde damahls auf eben die Art zergliedert, und fing an, sich in viele Fürstenthümer, welche aus den Ruinen dieser mächtigen Monarchie erwuchsen, zu theilen.

Alles, was heut zu Tage den Tufans von ihren ehemahligen Herrschaften übrig ist, bestehet aus einem armen Lande, welches gegen Osten

an die Chinesische Provinz Se-tchuen, gegen Mitternacht an das Gebiethe von Kokonor, und gegen Westen an einen Fluß, welcher in Tibet entspringt, grenzet. Die Karte von Tibet, welche von den Jesuitischen Mißionarien ist verfertiget worden, setzt es ungefähr unter den neun und zwanzigsten und drey und dreyßigsten Grad der Breite, und zwischen den zwölften und achtzehnden Grad der westlichen Länge von Peking. Es hat die Gestalt eines Dreyecks, dessen Grundlinie, welche gegen Norden liegt, zehn Meilen lang seyn mag. Die zwey andern Seiten, welche in Süden einen Winkel machen, sind ungefähr jede achtzig Meilen lang.

Die Chineser theilen die Tufans in zwey Völkerschaften, wovon sie die eine die schwarzen Sifans, und die andere die gelben Sifans, nennen. Die schwarzen Sifans, welche also genennet werden, weil sie Zelter von dieser Farbe zu ihren Wohnungen haben, sind arm und wenig gesittet. Sie haben viele Häupter, welche unter einem Khan stehen, der in dem Canton das größte Ansehen hat. Die Weiber theilen ihre Haare in herunter hangende Zöpfe ab, welche sie mit kupfernen Spiegeln ausputzen.

Die gelben Sifans stehen auch unter vielen Häuptern, welche aus gewissen Familien genommen werden. Diese Prinzen haben die Würde der Lamas, und tragen einen gelben Rock, zum

Zeichen

Zeichen ihrer Ergebenheit gegen den Kayser von China. Dieses hat vermuthlich ihren Unterthanen den Nahmen der gelben Sifans gegeben. Ein jeder von ihnen regieret in seinem kleinen Bezirke: ihre Gewalt aber erstrecket sich nicht weiter, als Processe zu entscheiden, die Missethäter zu bestrafen, grosse Ehrenbezeugungen zu verlangen, und einen geringen Tribut zu heben. Sie beherrschen die Völker mit Sanftmuth, und so gar die Fremden loben ihre Bescheidenheit. Diese Sifans campiren in einer Gegend, aber in verschiedenen abgetheilten Corps, und tragen Sorge, daß die Trouppen, zur allgemeinen Sicherheit, beynahe gleich sind. Einige Privatpersonen haben Häuser von Erde oder Ziegelsteinen; diese Wohnungen aber stehen allein, und es ist nur eine einzige Stadt im Lande. Die meisten haben keine andere Wohnung, als Zelter. Die zahlreichen Heerden, welche sie aufziehen, verschaffen ihnen überflüßig das nöthige zu ihrem Unterhalte.

Die Kayser von China haben über die Tufans eine Art von Oberherrschaft, sie ist aber so eingeschränket, daß man das Land für frey halten kann. Sie bedienen sich ausserdem derselben mit vieler Mäßigung, entweder weil es sehr schwer seyn würde, diese Barbaren zu paaren zu treiben, wenn sie sich in ihren Gebürgen verschanzten; oder weil ihr Land viel Rhebarber hervorbringt, und die Chineser sich mit dieser

Nation

Nation nicht überwerfen können, ohne wider ihren wahren Vortheil zu handeln.

Die Pferde aus dieser Gegend werden hoch gehalten, weil sie kühn und stark, obgleich klein, sind. Ihre wollenen Zeuge werden nicht weniger gesuchet, als die von Kokonor, und sie sind eben so gearbeitet. Man versichert, daß unter dem Sande ihrer Flüsse Gold ist.

Die Sitten dieses Volkes haben mit den Tartarischen viele Gleichheit. Seine Religion bestehet in Anbethung des Fo. Die ursprüngliche Sprache ist diejenige, welche die Gelehrten von Tibet reden, und welche man hier in den heiligen Büchern brauchet. Sie ist aber unter dem Volke verlohren gegangen. Wenn sie sich besuchen, geben sie sich ein grosses baumwollenes oder seydenes Schnupftuch. Man beobachtet eben diese Gewohnheit bey den Türken, welche, ihrem Ursprung nach, Tartarn sind.

Ende des dritten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 3

Berlin (1758)

H.un. 479,III-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10033391-2
VD18 80086705-001